

Theorie  
der  
moralischen  
Empfindungen

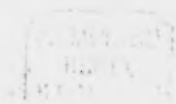
von  
Adam Smith.

---

Nach der  
dritten Englischen Ausgabe  
übersetzt.

---

Braunschweig,  
in der Meyerischen Buchhandlung, 1770.







## Erster Theil.

Von der Schicklichkeit (\*) der  
Handlungen.

### Erster Abschnitt.

Von dem Gefühl der Schicklichkeit.

### Erstes Hauptstück.

Von der Sympathie.

---



o selbstsüchtig man sich den  
Menschen auch vorstellen  
mag, so liegen doch offen-  
bar in seiner Natur Grund-  
triebe, die ihm das Schicksal anderer in-  
teressant, und ihr Glück ihm nothwendig ma-  
chen, ob es ihm gleich weiter nichts einbringt.

W a

als

(\*) Propriety.

als das Veranügen, es zu sehen. Von der Art ist das Mitleiden, die Regung, die wir bei dem Elende anderer empfinden, wenn wir es entweder sehen, oder wenn es uns auf eine lebhaft Art vorgestellt wird. Daß fremde Bekümmernisse uns oft selbst Bekümmerniß verursachen, das sagt einem jeden sein eigenes Herz zu deutlich, als daß man Beispiele nötig hätte, es zu beweisen. Denn diese Empfindung ist gleich andern ursprünglichen Trieben der menschlichen Natur dem Tugendhaften und dem Menschen-Freunde nicht allein eigen. Er hat vielleicht das härteste und feinste Gefühl davon. Aber auch der größte Bösewicht, der alle gesellschaftlichen Gesetze mit Füßen tritt, kann sich ihrer nicht gänzlich erwehren.

Da wir von dem, was andre Menschen fühlen, keine unmittelbare Erfahrung haben, so haben wir kein anderes Mittel, uns von der Art, wie sie gerührt werden, einen Begriff zu machen, als daß wir uns vorstellen, was wir selbst in einer ähnlichen Verfassung fühlen würden. Wenn unser Neben-Mensch auf der Folter ist, so werden unsere Sinne, so lange wir selbst nichts leiden, uns nie sagen, was er leidet. Diese begnügen sich allemal bei unserm eignen Selbst, und weiter können sie uns nicht bringen, nur durch die Einbildungskraft können wir uns eine Vorstellung von seinen Empfindungen machen.

machen. Und auch diese Kraft der Seele kann das auf keine andere Art bewirken, als wenn sie uns vorstellt, welche Empfindungen wir in gleichem Falle haben würden. Sie gibt uns eine Schilderung nicht von den Eindrücken seiner Sinne, sondern unserer eigenen. Durch die Einbildung setzen wir uns in seine Stelle, wir stellen uns vor, daß wir eben die Martern ausstehen, wir gehen gleichsam in seinen Körper ein, und werden auf gewisse Art ganz Er selbst. So bilden wir uns einige Begriffe von seinen Empfindungen, und fühlen sogar etwas, das ihnen nicht ganz unähnlich, obgleich der Stärke nach weit schwächer ist. Haben wir auf diese Art uns in die Empfindung der Angst, die er leidet, ganz versetzt, und sie uns so eigen gemacht, als ob wir sie selbst litten, so beginnt sie am Ende uns zu rühren, und dann jähern und schauern wir bei der Vorstellung dessen, was er fühlt. Denn so wie wirkliches Elend und Leiden uns in die äusserste Betümmerniß versetzt, so erregt auch schon die bloße Vorstellung, daß wir uns darin befinden, gewissermassen eine gleiche Unruhe, die nach dem Grade der Lebhaftigkeit oder der Mattigkeit dieser Vorstellung stärker oder schwächer ist.

Daß die Quelle unseres Mitleids mit dem Leiden anderer ist, daß wir von ihren Empfindungen nicht eher einen Begriff oder ei-

nige Nützung haben, als bis wir in Gedanken uns an ihre Stelle setzen, das könnte durch manche unkluge Bemerkungen gereizt werden, wenn die Sache nicht für sich selbst schon deutlich genug in die Augen leuchtet. Wenn wir sehen, daß ein Schlag den Fuß oder Arm eines andern so gleich treffen soll, so ist es uns natürlich, daß wir zusammenfahren, und unsern eignen Fuß oder Arm zurückziehen. Trifft der Schlag wirklich, so fühlen wir ihn gewissermaßen, und er thut uns eben so wol wehe, als dem, den er getroffen. Wenn ein Haufe von Zuschauern einem Zeitläufer zuschaut, so ist es ihnen fast mechanisch, sich eben so zu drehen, zu wenden, und zu wiegen, wie sie sehen, daß es der Läufer macht, und wir sie fühlen, daß sie selbst es machen müssen, wenn sie in seiner Stelle wären. Leute, die feine Nerven, und eine große Leibesbeschaffenheit haben, beschweren sich oft, daß sie bei dem Anblicke der Wunden und Geschwüre an den Zeitlern auf den Gassen, ein gewisses Jucken oder eine gewisse unangenehme Empfindung an dem gleichen Theile ihres eignen Leibes wahrnehmen. Der Schauer, der sie bei dem Anblicke dieser Unglücklichen überfällt, rührt diesen besondern Theil mehr als einen andern, weil er aus der Vorstellung ersieht, was sie selbst empfinden würden, wenn sie diese Unglücklichen wären, und wenn dieser besonderte Theil wirklich

ich mit einem gleichen Schaden behaftet wäre. Bloß die Stärke dieser Vorstellung ist zureichend, in ihrem schwachen Körpern das Zucken oder die unangenehme Empfindung hervorzubringen, worüber sie klagen. Auch diejenigen, die die stärkste Leibes-Beschaffenheit haben, können sich doch bei dem Anblick runder Augen, eines empfindlichen Schmerzes in ihren eigenen nicht erwehren. Dieser Schmerz entspringt aus der nämlichen Ursache, da das Auge bey der stärksten Person doch zarter und empfindlicher ist, als irgend ein anderer Theil des Leibes bey den schwächsten.

Die Umstände, die Schmerz oder Betrübnis erwecken, sind aber nicht die einzigen, die unser Mitgefühl erregen. Eine jede Leidenschaft, sie sei welche sie wolle, die durch irgend einen Gegenstand bei der empfindenden Haupt-Person erregt wird, theilet sich einem jeden aufmerksamen Zuschauer mit, wenn er sich ihren Zustand lebhaft denkt. Unsere Freude über die Befreiung der Helden in einem Trauerspiele oder Roman, für welche wir uns interessieren, ist eben so aufrichtig als unsere Betrübnis über ihr Unglück, und unser Mitleiden bei ihrem Elend ist eben so reell, als unsere Mitempfindung bei ihrer Glückseligkeit. Mit ihnen sind wir dankbar gegen die treuen Freunde, die sie in ihrem Unglück nicht verlassen. Mit ihnen

hassen wir von ganzem Herzen die treulosen Verräther, von welchen sie verspottet, beleidigt oder hintergangen wurden. Bei einer jeden Leidenschaft, deren die Seele des Menschen fähig ist, werden die Empfindungen des Zuschauers gerade so seyn, wie er sich vorstellt, daß seine Empfindungen seyn würden, wenn er sich in einem gleichen Fall befände.

Mitleiden und Erbarmung sind die eigentlichen Wörter, wodurch unsere Mitempfindung bei dem Leiden anderer ausgedrückt wird. Das Wort Sympathie hatte vielleicht ursprünglich eben diese Bedeutung. Wir können ihm aber ganz füglich izt einen allgemeinen Sinn geben, unser Mitgefühl mit einer jeden Leidenschaft dadurch anzudeuten.

Bei gewissen Vorfällen hat es das Ansehen, als ob unser Mitgefühl blos aus dem Anblick einer gewissen Regung bei einem andern entspringe, und als ob die Leidenschaften des einen augenblicklich, und ehe man noch weiß, was sie bei der Haupt-Person erregte, auf den andern fortgepflanzt würden. Kummer und Freude, z. E. in den Mienen und Gebärden eines andern lebhaft ausgedrückt, bringen auf einmal in einem gewissen Grad eine ähnliche schmerzhaft oder angenehme Gemüths-Bewegung hervor. Ein lächelndes Ansehn ist einem jeden, der es sieht, ein reizender Anblick, so wie

wie im Gegentheil ein trauriges finstres Gesicht ein melancholischer Anblick ist.

Dies findet indessen nicht überhaupt und bei jeder Leidenschaft statt. Es giebt einige, deren Aeußerung, bevor wir nicht mit ihrer Veranlassung bekannt gemacht sind, gar keine Art von Sympathie, sondern vielmehr Mißfallen und Unwillen erregt. Das wüthende Betragen eines Zornigen ist viel geschickter und gegen ihn selbst, als gegen seine Feinde auszubringen. Da die Beleidigung, die ihn zum Zorn reizte, uns unbekannt ist, so können wir uns nicht in seine Stelle setzen, noch irgend etwas von der Leidenschaft, die sie erregt, empfinden. Das sehen wir aber deutlich, in was für einer Verfassung sich diejenigen befinden, wider die er erzürnet ist, und was für gewaltthätige Begegnungen sie von einem so rasenden Widersacher zu befürchten haben. Es fällt uns also leicht, ihre Furcht oder ihren Unwillen mit ihnen zu empfinden, und wir sind den Augenblick geneigt, ihre Parthei gegen den zu ergreifen, von welchem wir sie in eine so große Gefahr gesetzt sehen.

Wenn bloß der äußere Anschein von Traurigkeit oder Freude bei andern uns in einem gewissen Grade gleiche Regungen einflößt, so kommt dieses daher, weil sie in uns die allgemeine Vorstellung von einem glücklichen

oder unglücklichen Zufall erwecken, der denjenigen, an welchen wir sie bemerken, betroffen hat. Und bei diesen Leidenschaften ist dies allein ausreichend, einigen Einfluß auf uns zu haben. Die Tatkungen des Kummer und der Freude eadigen sich bei der Person, die diese Regungen fñlet. Die Aeußerungen derselben erregen nicht, so wie beim Zorn, die Werfteilung eines andern, für welchen wir besorgt, und dessen Vortheile den feinigcn entgegengefezt sind. Daher erweckt der allgemeine Begriff von Glück oder Unglück schon einige Theilnehmung für den, welchem es begegnet ist; der allgemeine Begriff einer Beleidigung aber keine Sympathie mit dem Zorn dessen, dem sie zugesüget ist. Die Natur scheint uns selbst zu lehren, daß wir weit ungeneigter seyn sollen, diese Leidenschaft mit andern zu theilen: hingegen desto geneigter, uns wider sie zu erklären: wenigstens so lange bis wir von ihrer Ursache unterrichtet sind.

Nach unsere Sympathie mit dem Kummer oder mit der Freude anderer, ist allezeit äußerst unvollkommen, bis wir die Ursache davon erfahren. Allgemeine Klagen und Seufzer, die weiter nichts als den Schmerz der leidenden Person ausdrücken, erwecken in uns mehr eine Begierde uns nach ihrem Zustande zu erkundigen, und einige Neigung zum Mit-  
leiden



leiden mit ihr, als ein merkwürdiges Mitleiden, das sehr merkbar wäre. Das erste, wonach wir fragen ist, was ist euch begegnet? Ehe diese Frage nicht beantwortet ist, macht uns zwar die allgemeine Vorstellung von dem Unglücks-Fall, der sie betroffen hat, und noch mehr, daß wir uns mit Vermuthungen, was es wol seyn mag, quälen müssen, einige Unruhe. Unser wirkliches Mitleiden ist aber noch sehr unbedeutend.

Die Sympathie entsteht demnach nicht so wol aus dem Anblick der Leidenschaft selbst, als vielmehr aus der Vorstellung des Zustands, der sie erregt. Wir fühlen zuweilen für einen andern die Leidenschaft, deren er selbst ganz unfähig zu seyn scheint. Die Einbildungskraft erweckt bei uns, wenn wir uns in seinen Platz stellen, eine Bewegung, die die Wirklichkeit bei ihm nicht hervorbringen kann. So erröthen wir über die Unverschämtheit und Grobheit eines andern, ob wir gleich sehen, daß er selbst kein Gefühl von der Unsittlichkeit seines eignen Betragens hat, weil wir uns nicht enthalten können zu fühlen, was für Verwirrung und Beschämung es uns machen würde, wenn wir uns so thöricht und Narrisch aufgeführt hätten.

Unter allen Widerwärtigkeiten, denen der schwache sterbliche Mensch hienieden unterworfen

sen ist, scheint keine schrecklicher als der Verlust der Vernunft. Alle, die nur den geringsten Funken von Menschlichkeit haben, sehen diese höchste Stufe des Elendes mit weit tieferm Mitleiden an als irgend einen andern Unfall. Der Unglückliche aber, der sich darin befindet, lachet und singet vielleicht, und jület sein eigenes Elend ganz und gar nicht. Der Schmerz also, den die Menschlichkeit bei einem solchen Anblick leidet, kan nicht aus der Rückwirkung irgend einer Empfindung, die der Betroffene hat, entstehen. Er muß seinen Grund ganz und allein in der Betrachtung haben, was man selbst fühlen würde, wenn man in eben den kläglichen Zustand herabstinken sollte, und, welches vielleicht unmöglich ist, zu eben der Zeit mit seiner gegenwärtigen gesunden Vernunft diesen Zustand zu betrachten fähig wäre.

Was für Angst sieht nicht eine Mutter aus, wenn sie das Aechzen ihres zarten Kindes hört, das unter den Schmerzen der Krankheit nicht sagen kann, was es jület. In der Vorstellung, die sie sich von seinen Leiden macht, verbindet sie mit dessen wirklicher Hilflosigkeit ihr eigenes Bewußtseyn dieser Hilflosigkeit und ihre eigenen Schrecken über die unbekannten Folgen seines schmerzhaften Zustandes. Und aus allen diesen Vorstellungen setzt sie zur Vermehrung ihres eigenen Kummers, das voll-

kommenste

kommenste Bild des Elends und des Unglücks zusammen. Das Kind selbst fñlet indessen nur das Ungemach des gegenwärtigen Augenblicks, das nie sehr groß seyn kann. Wegen des künftigen beunruhiget es sich gar nicht, und es beßigt in seiner Gedankenlosigkeit, und in dem Mangel des Voraussehens das kräftigste Gegengift gegen Furcht und Beängstigung, jene Peiniger des menschlichen Herzens, wider welche es Philosophie und Vernunft umsonst zu Hñlfe rufen wird, wenn es erwachsen ist.

Unsre Sympathie erstreckt sich so gar auf die Todten, bei welchen wir über das, was in ihrem Zustande wirklich von Wichtigkeit ist, ich meine die furchtbare Zukunft, die sie erwartet, hinwegsehen, und hauptsächlich von solchen Umständen gerñret werden, die auf unsre Sinne wirken, aber auf ihr Glück oder Unglück keinen Einfluß haben können. Es ist doch kläglich, denken wir, des Lichts der Sonne beraubt seyn. Von der Gesellschaft und von dem Umgange der Lebendigen ausgeschlossen seyn, in einem kalten Grabe liegen, wo man ein Raub der Verwesung und der Würmer wird, in kurzer Zeit vergessen, und aus dem Herzen und fast aus dem Andenken der liebsten Freunde und Verwandten ausgelöschet werden. Wir bilden uns ein, daß wir nie zu viel für diejenigen thun können, die ein so schreck-

schrecklicher Unfall betroffen hat. Es dünket uns, daß wir ihnen den Tribut unsers Mitleids in doppelt schuldig sind, da sie in Gefahr stehen, von allen und jedem vergessen zu werden, und durch die eiteln Ehrendenkmäler, die wir ihrem Andenken bezahlen, bearteten wir uns zu unserer eigenen Pein, unsere melancholische Erinnerung ihres schrecklichen Schicksals stets lebendig zu erhalten. Daß unsere Sympathie ihnen keinen Trost geben kann, scheint ein neuer Zusatz zu ihrem Unglück zu seyn, und der Gedanke, daß alles, was wir thun können, nichts hilft, daß dasjenige, was ein jedes andere Leiden erleichtert, das Bedauern, die Liebe, und die Thränen der Freundschaft, bei ihnen ganz unnütz und fruchtlos ist. Dieser Gedanke dienet bloß unser Gefühl von ihrem Elende noch zu erhöhen. Keiner von diesen Umständen hat indessen den geringsten Einfluß auf das Schicksal der Todten, und wir können zuverläßig wissen, daß auch der Gedanke davon nie die tieffe Sicherheit ihrer stillen Ruhe stören wird. Die Vorstellung von der schrecklichen und endlosen Melancholie, die die Einbildung natürlicher Weise ihrem Zustande zuschreibt, entsteht bloß daher, daß wir mit der Veränderung des Zustandes, der sie betroffen hat, unser eigenes Bewußtseyn desselben verbinden, daß wir uns an ihre Stelle setzen, daß wir unsere

unsere eigene lebendige Seelen in ihre unbeseelte Körper, wenn ich so reden darf, versetzen, und uns daraus einen Begriff von den Empfindungen machen, die wir in diesem Fall haben würden. Von eben dieser Illusion der Einbildungskraft rührt es, daß uns das Voraussehen unserer eigenen Auflösung so schrecklich ist, und daß die Vorstellung solcher Umstände, die uns, wenn wir todt sind, ganz gewiß nicht rühren werden, uns, so lange wir leben, so elend macht. Daraus entspringet einer der mächtigsten Grundtriebe in der menschlichen Natur, die Furcht des Todes, eine grosse Feindin der menschlichen Glückseligkeit, aber auch ein grosser Zaum gegen die Ungerechtigkeiten der Menschen, der die ganze Gesellschaft bewahret und beschützt, indem er einzelne Personen quälet und ängstiget.

## Zweites Hauptstück.

Von dem Vergnügen der gegenseitigen Sympathie.

Was nun aber auch die Ursache der Sympathie seyn, oder wie sie auch immer erweckt werden mag, so ist das gewiß, daß uns nichts angenehmer ist, als bei andern ein Mitleid mit allen unsern Regungen zu bemerken, und daß uns nichts verdrießlicher ist, als

der

der Anschein des Gegentheils. Diejenigen, die so gern alle unsere Empfindungen aus gewissen Verfeinerungen der Selbstliebe herleiten, sind gleich fertig, sowol von diesem Vergnügen als auch von diesem Verdruss einen Grund anzugeben. Der Mensch, sagen sie, der seine eigene Schwachheit kennt und weiß, wie nötig ihm ein fremder Beistand ist, freuet sich, wenn er bemerkt, daß andere seine Leidenschaften annehmen, weil er sich alsdann von ihrem Beistande versichert hält, und er betrübt sich, wenn er das Gegentheil bemerkt, weil er sich alsdann von ihrem Widerstande versichert hält. Allein das Vergnügen sowol als der Verdruss werden so plötzlich, und oft bei so unwichtigen Gelegenheiten empfunden, daß man sie aus irgend einer eigennützigen Rücksicht auf sich selbst gewiß nicht herleiten kann. Es ist tränkend, wenn man sich alle Mühe gegeben eine Gesellschaft zu belustigen, und sich hernach herumsetzt, und findet, daß keiner über unsere Scherze lachet als wir selbst. Dagegen ist uns die Frölichkeit der Gesellschaft sehr angenehm, und wir betrachten diese Uebereinstimmung ihrer Empfindungen mit den unsrigen als den größten Beifall.

Will man dieses Vergnügen daraus herleiten, daß unsere eigene Lustigkeit durch die Sympathie mit der ihrigen einen Aufszug von Lebhaft-

Lebhaftigkeit erhält, und diesen Verdruß daher,  
 weil man dieses Vergnügen, worauf man sich  
 Rechnung gemacht hatte, verfehlt, so ist zwar  
 nicht zu leugnen, daß beides einiger maßen  
 dazu beiträgt, aber ganz und allein entspringt  
 es doch nicht daraus. Wenn wir ein Buch  
 oder ein Gedicht so oft gelesen haben, daß es  
 uns gar kein Vergnügen mehr macht, wenn  
 wir es für uns allein lesen, so können wir  
 doch noch ein Vergnügen daran finden, es ei-  
 nem Freunde vorzulesen, für welchen es alle  
 Reizungen der Neuigkeit hat. Wir theilen  
 das Erstaunen und die Bewunderung mit ihm,  
 die es in ihm natürlich erweckt, in uns aber  
 nicht länger erwecken kann. Alle Vorstellun-  
 gen, die es darstellt, betrachten wir mehr in  
 dem Lichte, worin sie ihm, als in demjenigen,  
 worin sie uns erscheinen. Die Sympathie mit  
 seinem Vergnügen belebt unser eigenes und be-  
 lustigt uns. Dagegen würde es uns sehr em-  
 pfindlich seyn, wenn er keinen Geschmack daran  
 zu finden schiene, und das Vorlesen würde uns  
 weiter kein Vergnügen machen. Eben so ist  
 es auch in dem Fall, von welchem wir reden.  
 Die Lustigkeit der Gesellschaft macht ohne Zwei-  
 fel unsere eigene lebhafter, so wie ihre stille  
 Gleichgültigkeit uns unstreitig mißvergnügt  
 macht. Ob dies nun aber gleich in dem  
 Vergnügen, das uns das erste, und zu den  
 B Ver-

Verdrusse, das uns das andere erweckt, beitragen mag, so ist es doch weder von jenem noch von diesem die einzige Ursache. Diese Uebereinstimmung der Empfindungen anderer mit unsern eigenen scheint vielmehr die Ursache eines Vergnügens, so wie der Mangel derselben die Ursache eines Verdrusses zu seyn, die auf die Art nicht hinreichend erklärt werden kann. Die Sympathie mit meiner Freude, die meine Freunde mir bezeugen, kan mir freilich deswegen angenehm seyn, weil sie meine Freude erhöht: ihre Sympathie mit meinem Kummer würde mir aber nie angenehm seyn, wenn sie bloß dazu diente, meinem Kummer zu erhöhen. Das thut sie aber nicht. Sie erleichtert den Kummer, und belebt die Freude, dieses, indem sie eine neue Quelle des Vergnügens darbietet, jenes aber, indem sie dem Herzen die einzige angenehme Empfindung einflößet, deren es zu der Zeit fähig ist.

Dem zu Folge finden wir in der Erfahrung, daß wir weit ungeschuldiger sind, unsern Freunden unsere unangenehmen, als unsere angenehmen Leidenschaften mitzuteilen, daß ihre Sympathie bey dem ersten uns mehr Vergnügen macht, als ihre Sympathie bey den letzten, und daß der Mangel derselben bey jenem uns weit anfälliger ist als bei diesen.

Wie



Wie erleichtert fühlt sich der Unglückliche, wenn er jemanden ausgefunden, dem er die Ursache seiner Bekümmerniß entdecken kann? Dieser scheint ihn durch seine Sympathie eines Theils seiner Last zu entladen. Man kann ganz eigentlich sagen, daß er sie mit ihm theilet. Er fühlet nicht allein einen Kummer von eben der Art, wie der, den jener empfindet, sondern das was er fühlet, scheint auch nicht anders, als ob er einen Theil davon auf sich genommen, dem andern die Last seiner unangenehmen Empfindung zu erleichtern. Und doch erneuert er gewisser massen seinen Schmerz, indem er, seine Unglücksfälle erzählt. Er macht in seinem Gedächtniß das Andenken an die Umstände, die seine Traurigkeit verursachen, wieder rege. Seine Thränen fließen häufiger als vorhin, und er überläßt sich allen Schwachheiten des Grams. Dem ohngeachtet findet er ein Vergnügen daran, und er fühlet sich merklich dadurch erleichtert, weil die Züßigkeit dieser Sympathie die Bitterkeit des Kummers überflüssig verahnet, den er, um diese Sympathie zu erregen, wieder erneuert und aufgeweckt hatte. Dagegen kan man die unglücklichen nicht grausamer beleidigen, als wenn es scheint, daß man sich aus ihren Unglücksfällen nichts macht. Bei der Freude anderer keine Freude bliffen

blicken lassen, ist nur ein Mangel der Höflichkeit: dann aber keine ernsthafte Mine annehmen, wenn sie uns ihre Leiden erzählen, das ist wahre und grobe Unmenslichkeit.

Liebe ist eine angenehme, Haß eine unangenehme Leidenschaft. Daher ist es uns nicht halb so viel darum zu thun, daß unsere Freunde an unsern Freundschaften, als daß sie an unsern Feindschaften Theil nehmen. Wir können es ihnen vergeben, wenn sie von den Günst-Bezeugungen, die wir erhalten haben, wenig gerührt scheinen, wir verlieren aber alle Schuld, wenn sie bei den Beleidigungen, die uns zugesüget sind, gleichgültig bleiben. Und wir nehmen es ihnen lange nicht so übel, daß sie unserer Dankbarkeit nicht beitreten, als wenn sie bei unserm Unwillen fühllos scheinen. Sie können es leicht vermeiden, Freunde unserer Freunde zu seyn, allein schwerlich können sie umhin, Feinde von denen zu seyn, mit welchen wir in Mißthelligkeit leben. Selten empfinden wir es übel, wenn sie mit den ersten in Feindschaft stehen, ob wir gleich hier und da zum Schein mit ihnen deswegen janken. Dann aber janken wir mit ihnen in rechtem Ernst, wenn sie mit den letzten in Freundschaft leben. Die angenehmen Regungen der Liebe und der Freude, können das Herz befriedigen und aufmuntern, ohne daß ih-  
nen

nen ein anderes Vergnügen zu Hülfe kommt. Die bittern und schmerzhaften Regungen des Kummers und des Hasses erfordern weit mehr den heilenden Trost der Sympathie.

So wie derjenige, den eine Begebenheit voracmlich angehet, an unserer Sympathie ein Vergnügen, und durch den Mangel derselben sich beleidiget findet, so scheint es uns auch selbst angenehm zu seyn, wenn wir zu dieser Sympathie fähig sind, und unangenehm, wenn wir nicht dazu fähig sind. Wir theilen nicht allein denen, welchen es wol gehet, Glück zu wünschen, sondern auch den Betrübten unser Beileid zu bezeugen. Das Vergnügen, welches wir in dem Umgange mit einem Manne finden, mit dem wir in allen Leidenschaften seines Herzens völlig sympathisiren können, scheint uns für das schmerzliche des Kummers, den der Anblick seines Zustandes uns verur- sacht, überflüssig schadlos zu halten. Dage- gen ist es uns allezeit unangenehm, zu finden, daß wir nicht mit ihm sympathisiren können, und, anstatt daß uns diese Befreiung von sympathischem Schmerz gefallen sollte, so fällt es uns vielmehr verdrießlich, daß wir seinen Kummer nicht theilen können. Hören wir je- manden, über seine Unglücksfälle sich laut be- klagen, die doch unserer Empfindung nach, wenn wir uns in seinen Platz setzen, keinen so  
 hef-

bestigen Eindruck machen können, so ist uns kein Klagen zuwider, und wir nennen es, weil wir nicht Theil daran nehmen können, Kleinmuth und Schwachheit. An der andern Seite können wir es auch nicht ausziehen, wenn wir sehen, daß jemand über eine Kleinigkeit von Glück sich zu ausgelassen fröhlich und lustig bezeigt. Auch seine Freude mißfällt uns, und, weil wir uns nicht so mit freuen können, so nennen wir sie Leichtsinu und Thorheit. Nicht weniger macht uns das übelaufgeräumt, wenn jemand in der Gesellschaft über einen Eßer, lauter und länger lacht, als er unserer Meinung nach verdient, das ist, als wir fühlen, daß wir selbst darüber lachen können.

### Drittes Hauptstück.

Von der Art, wie wir über die Glückseligkeit oder Unseligkeit der Empfindungen anderer Menschen nach ihrer Uebereinstimmung oder Nicht-Uebereinstimmung mit unsern eigenen urtheilen.

Wenn die ursprünglichen Leidenschaften desjenigen, den ein Vorfall hauptsächlich angehet, mit den sympathetischen Regungen des Zuschauers in einer vollkommenen Harmonie stehen, so hält dieser sie nothwendig für richtig und schicklich, und ihren Gegenstand

den

den angemessen. Wenn er hingegen, so bald er sich selbst in eben den Fall setzt, findet, daß sie mit dem, was er selbst fühlen würde, nicht zutreffen, so müssen sie ihm nothwendig unrichtig, unschicklich, und den Ursachen, die sie erregten, nicht gemäß vorkommen. Die Leidenschaften anderer, als ihren Gegenständen angemessen billigen, heißt daher nichts anders, als wahrnehmen, daß wir völlig mit ihnen sympathisiren: sie als solche mißbilligen, heißt nichts anders, als das Gegentheil bemerken. Der Mann, der über die mir zugesügten Beleidigungen unwillig wird, und bemerkt, daß ich sie gerade eben so übel empfinde, billigt nothwendig meine Empfindlichkeit. Der, dessen Sympathie mit der Stärke meines Schmerzes gleich ist, muß nothwendig zugeben, daß mein Schmerz vernünftig ist. Wer eben das Gesicht und eben das Gemälde bewundert, und es gerade so bewundert als ich, wird sicher an der Richtigkeit meiner Bewunderung nichts aussetzen haben. Wer über denselben Schmerz lacht, und eben so laut lacht als ich, der wird die Schicklichkeit meines Lachens nicht wol leugnen können. Derjenige hingegen, der bei diesen verschiedenen Gelegenheiten entweder gar keine solche Regungen fühlt, oder doch keine solche, die mit den Meinungen in einiger Verhältniß stehen, wird nicht ungen-

können, meine Empfindungen wegen ihrer Mäßigkeit mit seinen eigenen zu mißbilligen. Wenn meine Erbitterung so weit geht, daß der Unwille, den mein Freund empfindet, ihr nicht gleich kommen kann; wenn meine Betrübniß die Gränzen überschreitet, die er mit seinem gütlichsten Mitleiden erreichen kann; wenn meine Bewunderung stärker oder schwächer ist, als daß sie der seinigen ähnlich seyn könnte; wenn ich da laut und herzlich lache, wo er nur lächelt, oder da nur lächelt, wo er laut und herzlich lachet, in allen diesen Fällen muß er, so bald er von der Betrachtung des Gegenstandes zu der Bemerkung meiner dadurch erregten Empfindungen fortschreitet, nach der größern oder geringern Ungleichheit zwischen seinen Empfindungen und den meinigen mich mehr oder weniger mißbilligen. Seine eigenen Empfindungen werden bei allen solchen Vorfällen die Grund-Regel und der Maas-Stub seyn, wornach er die meinigen beurtheilet.

Die Meinungen eines andern billigen, heißt sie annehmen, und sie annehmen heißt sie billigen. Wenn eben die Gründe, die euch überzeugen, auch mich überzeugen, so muß ich nothwendig eure Ueberzeugung billigen, überzeugen sie mich nicht, so muß ich sie nothwendig mißbilligen, und es läßt sich gar nicht denken,

denken, daß ich das eine ohne das andere thun könnte. Die Meinung anderer billigen oder mißbilligen, heißt demnach, wie jedermann zugiebt, nichts anders als ihre Uebereinstimmung oder Mißheftigkeit mit unsern eigenen bemerken. Eben so verhält es sich auch, wenn wir die Empfindungen oder Leidenschaften anderer Menschen billigen oder mißbilligen.

Es giebt zwar einige Fälle, in welchen wir sie ohne einige Sympathie oder Uebereinstimmung unserer Empfindungen zu billigen scheinen; und es sollte folglich das Anschen haben, als ob wenigstens in diesen Fällen die Empfindung des Beifalls von der Vorstellung dieser Uebereinstimmung verschieden wären. Eine kleine Aufmerksamkeit wird uns aber überzeugen, daß auch hier unser Beifall sich am Ende allemal auf eine Sympathie oder Uebereinstimmung dieser Art gründet. Das zu beweisen, wil ich ein Beispiel von unwichtigen Dingen hernehmen, weil in Absicht auf diese unser Urtheil durch falsche Systeme weniger verleitet werden kann. Wir können oft einen scherzhaften Einfall billigen, und das Gelächter der Gesellschaft für ganz richtig und schicklich halten, ob wir gleich selbst nicht mit lachen, weil wir etwa übel ausgeräumt sind, oder weil wir gerade unsere Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände richten. Allein wir haben aus  
 D 4 der

der Erfahrung gelernt, welche Art von Scherzen uns bei den meisten Gelegenheiten zum Lachen bewegen kann, und wir bemerken, daß dieser Scherz einer von der Art war. Dem zu Folge billigen wir das Lachen der Gesellschaft, und fühlen, daß es natürlich und dem Gegenstande angemessen ist, weil wir in uns empfinden, daß, wenn wir gleich bei unsrer gegenwärtigen Laune nicht mit lachen können, wir doch bei den meisten Gelegenheiten dergleichen bestimmen würden.

Eben das eräugelt sich oft in Rücksicht auf alle andre Leide Hasten. Ein Unbekannter geht auf der Straße bei uns vorbei, mit allen Merkmalen der Betrübnis, und gleich darauf sagt man: daß derselbe so eben die Nachricht von seines Vaters Tode erhalten habe. Es ist unmöglich, daß wir in diesem Falle nicht seine Traurigkeit billigen sollten. Es kann sich aber oft zutragen, daß wir, ohne daß es uns an unsrer Seite an menschlichem Gefühl fehlt, so weit entfernt sind, an der Heftigkeit seines Schmerzes Theil zu nehmen, daß wir seinetwegen kaum die geringste Bekümmerniß empfinden. Vielleicht ist er und sein Vater uns gänzlich unbekannt, oder wir sind eben mit andern Dingen beschäftigt, oder wir nehmen uns nicht die Zeit in unserer Einbildungskraft die verschiedenen Umstände des Unglücks,



glückt, das ihn betroffen, abzubilden. Wir haben aber aus der Erfahrung gelernt, daß ein solcher trauriger Zufall natürlicher Weise einen solchen Grad von Betrübnis zeugt, und wir wissen, daß, wenn wir uns die Zeit nehmen, seinen Zustand im ganzen Umfange zu betrachten, wir sonder Zweifel die aufrichtigste Sympathie fñlen würden. Auf das Bewußtseyn dieser bedingten Sympathie ist der Fall, den wir seiner Traurigkeit ertheilen, selbst in solchen Fällen gegründet, da diese Sympathie nicht wirklich erregt wird. Unsere vorhergegangene Erfahrung bezeichnet uns die Empfindungen, mit welchen wir gemeinlich übereinstimmen würden, und daraus leiten wir allgemeine Regeln her, durch welche wir bei dieser, so wie bei manchen andern Gelegenheiten die Unschicklichkeit unserer gegenwärtigen Reaktionen verbessern.

Die Empfindung oder Reigung unsers Herzens, von welcher eine Handlung herrñhret, und wovon das Tugendhafte oder das Lasterhafte in derselben einzig und allein abhängt, kan aus zweien verschiedenen Gesichtspuncten, oder in zwö verschiedenen Beziehungen angesehen werden, erstlich in Beziehung auf die Ursache, durch welche sie hervorgebracht wird, oder auf den Bewegungs-Grund, welcher sie veranlaßt, und zweitens, in Beziehung auf den

den Endzweck, worauf sie gerichtet ist, oder auf die Wirkung, die dadurch hervorgebracht werden soll.

Daß die Leidenschaft ihrer Ursache oder dem Gegenstande, der sie erregt, gemäß oder nicht gemäß ist, und mit demselben eine Proportion oder keine hat, das bestimmt die Schicklichkeit oder Unschicklichkeit, die Anständigkeit oder Unanständigkeit der Handlung, die darauf erfolgt.

Die wohlthätige oder schädliche Natur der Wirkungen, worauf eine Leidenschaft abzielt, bestimmt das Verdienst oder die Schuld der Handlung, Eigenschaften, vermöge welcher sie entweder ein Recht zur Belohnung hat, oder Strafe verdient.

Die Weltweisen haben in neuern Zeiten hauptsächlich auf die Wirkung, worauf eine Leidenschaft abzielt, gesehen: aber das Verhältnis derselben gegen die erregende Ursache nur wenig in Erwägung gezogen. Wenn wir indessen im gemeinen Leben das Verhalten einer Person, und die Empfindungen, wodurch es geleitet wird, beurtheilen, so betrachten wir es allemal aus diesen beiden Gesichtspunkten. Wenn wir an jemanden die Ausschweifungen der Liebe, der Traurigkeit, des Zornes tadeln, so betrachten wir nicht allein die schädlichen Wirkungen, die sie begleiten, sondern auch die geringe

geringe Veranlassung, die dazu gegeben worden. Das Verdienst eines Hünflingers, - sagen wir, ist nicht so groß, das Unglück ist nicht so schrecklich, die Beleidigung ist nicht so außerordentlich, daß eine so heftige Leidenschaft dadurch gerechtfertiget würde. Wir würden die Heftigkeit seines Affects ihm zu gute gehalten, wir würden sie vielleicht gebilliget haben, wenn nur die Ursache dazu mit ihr in einigem Verhältniß stünde.

Wenn wir solchergestalt von irgend einer Leidenschaft, in so fern sie der erregenden Ursache angemessen ist oder nicht, ein Urtheil fällen, so ist es kaum möglich, daß wir dabei etwas anders zur Regel oder Maas-Staff annehmen, als unsere eigene Leidenschaft, die jener ähnlich ist. Wir legen den Fall unserm eigenen Herzen vor, und wenn wir denn finden, daß die Empfindungen, die er veranlaßet, mit denen übereinstimmen, die wir haben würden, so müssen wir sie nothwendig als solche billigen, die ihren Gegenständen angemessen sind: im entgegengesetzten Fall müssen wir sie als ausschweifend und unproportionirlich mißbilligen.

Jedes Vermögen eines Menschen ist das Maas, nach welchem er das gleiche Vermögen eines andern beurtheilet. Ich urtheile von eurem Gesicht nach meinem Gesicht, von eu-

rem

von Eurer nach meinem Eifer, von eurer  
 Verkannt nach meiner Verkannt, von eurem  
 Haß nach meinem Haß, von eurer Liebe nach  
 meiner Liebe. Einen andern Weg davon zu  
 urtheilen habe ich nicht und kann ihn auch  
 nicht haben.

### Viertes Hauptstück.

#### Beurtheilung.

**W**ir können von der Schicklichkeit oder Un-  
 schicklichkeit der Empfindungen eines an-  
 dern nach ihrer Gleichheit oder Ungleichheit  
 mit unsern eigenen bei zwei verschiedenen Ge-  
 legenheiten urtheilen, erstlich, wenn die Gegen-  
 stände, die sie erregen, ohne einer besondern  
 Beziehung entweder auf uns selbst, oder auf  
 den, dessen Empfindungen wir beurtheilen, be-  
 trachtet werden, zweitens, wenn sie von der  
 Seite betrachtet werden, wie sie den einen  
 oder den andern von uns vorzüglich angehen.

I. In Ansehung der Gegenstände, die nicht  
 in einer besondern Beziehung entweder auf uns  
 selbst oder auf denjenigen, dessen Empfindungen  
 wir beurtheilen, angesehen werden, scheiden wir  
 den Geschmack und gute Urtheilskraft zu, wenn  
 ihre Empfindungen mit den unsrigen überein-  
 stimmen. Die Schicklichkeit einer Ebene, die  
 Grösse

Grösse eines Gebäudes, die Zierrathen eines Gebäudes, die Züge eines Gemäldes, der Aufsatz einer Rede, das Verhalten eines dritten, die Verhältnisse der verschiedenen Grössen und Zahlen, die mancherlei Gestalten, die die grosse Maschine der Welt uns beständig vor Augen stellet, die geheimen Räder und Triebfedern, die sie hervor bringen, alle diese allgemeinen Gegenstände des Geschmacks und der Wissenschaft werden von uns und von unsern Bekannten als Dinge betrachtet, die auf keinen von uns eine besondere Beziehung haben. Wir sehen sie beide aus einem Gesichtspunkt an, wir haben bei ihnen keine Gelegenheit zur Sympathie, wir brauchen nicht uns in Gedanken in eines andern Platz zu setzen, woraus die Sympathie entsteht, um in Absicht auf dieselbe die vollkommenste Harmonie der Empfindungen und Neigungen hervorzubringen. Werden wir nichts desto weniger auf eine verschiedene Art von ihnen gerührt, so entspringet dieser Unterschied entweder von den ungleichen Stufen der Aufmerksamkeit, die unsere Lebensart und erworbene Fertigkeiten auf die mancherlei Theile dieser zusammengesetzten Gegenstände zu wenden uns verstaten, oder von den verschiedenen Stufen des Scharfsinns in dem Vermögen der Seele, dem es zukommt, darüber zu urtheilen.

Wenn

Wenn die Meinungen und Empfindungen eines andern mit unsern eigenen in solchen Dingen zusammentreffen, die augenscheinlich und leicht sind, und in welchen wir vielleicht nie jemanden angetroffen, der von uns abging, so können wir zwar nicht umhin, ihnen Beifall zu geben, er aber scheint deswegen kein Lob oder Verwunderung zu verdienen. Wenn sie aber nicht allein mit unsern eigenen zusammentreffen, sondern sie auch leiten und regieren, wenn er, um darauf zu kommen, auf manche Dinge, die wir übersehen hatten, acht gegeben, und seine Gedanken nach den mannigfaltigen Umständen ihrer Gegenstände auf genaueste geordnet zu haben scheint, so geben wir ihnen nicht allein unsern Beifall, sondern wir bewundern auch den ungewöhnlichen und unerwarteten Scharfsinn, und die Feinheit des Geistes, die daraus hervorleuchtet, und er scheint uns einen hohen Grad der Verwunderung und des Lobes zu verdienen. Denn der Beifall, durch Verwunderung und Erstaunen erhöht, macht die Empfindung aus, die eigentlich Verwunderung genennet wird, von welcher das Lob der natürliche Ausdruck ist. Die Entscheidung eines Menschen, welcher urtheilet, daß außerlesene Schönheit der größten Häßlichkeit vorzuziehen, oder daß zweimal zwei vier ist, muß gewiß von der ganzen Welt gebilliget werden,

werden: bewundert aber wird sie gewis nicht werden. Die scharfe und feine Urtheilskraft des Mannes, von Geschmack, der die kleinen und kaum merklichen Verschiedenheiten der Schönheit und Hässlichkeit bemerkt, die ausgebreitete Genauigkeit des erfahrenen Mathematikers, der ohne Mühe die schwersten und verwirrtesten Proportionen entwickelt, der grosse Führer in Wissenschaft und Geschmack, der Mann, der unsere eigene Gedanken und Empfindungen leitet und regiert, der ist es, dessen erhabene und ausgebreitete Gaben uns in Verwunderung und Erstaunen setzen, der ist es, der unsere Verwunderung erregt, und unser Lob zu verdienen scheint: Und auf diesem Grunde beruhet der grösste Theil des Rumes, den wir den Tugenden, die man intellectualische nennet, zu geben pflegen.

Man möchte denken, daß der Nutzen dieser Eigenschaften sie uns zuerst empfiehlt, und sonder Zweifel giebt auch die Betrachtung des Nutzens, wenn wir so weit kommen, darauf zu achten, ihnen einen neuen Werth. Ursprünglich billigen wir aber doch eines andern Urtheil, nicht als etwas nützliches, sondern in so fern es richtig, accurat, und mit der Wahrheit und Wirklichkeit übereinstimmig ist, und es ist deutlich, daß wir ihm diese Eigenschaften aus keiner andern Ursache zuschreiben,

E als

als weil es dem Unrigen gleichförmig ist. Gleichergestalt wird der Geschmack ursprünglich gebilliget, nicht in so fern er nützlich, sondern in so fern er richtig, sein und seinem Gegenstande genau angemessen ist. Der Begriff des Nutzens aller Eigenschaften dieser Art ist offenbar ein Nachgedanke und nicht der, welcher sie zuerst unserm Beifall empfiehlt.

II. In Ansehung der Gegenstände die entweder uns oder die Person, über deren Empfindungen wir urtheilen, insbesondere angehen, ist es weit schwerer, und zugleich weit wichtiger, diese Harmonie und Uebereinstimmung zu erhalten. Mein Freund siehet natürlicher Weise das Unglück, das mich betroffen, oder die Beleidigung, die mir zugefüget worden, nicht aus eben dem Gesichtspunkt an, woraus ich sie ansehe. Sie gehen mich ungleich näher an. Wir haben nicht eintrlei Standort, von welchem wir sie betrachten, wie wir etwa ein Gemählde, oder ein Gedicht, oder ein philosophisches System ansehen, und es ist daher leicht, daß wir von ihnen auf verschiedene Art gerührt werden. Ich kan aber den Mangel der Uebereinstimmung in unsern Empfindungen bei den gleichgültigen Gegenständen, die weder mich noch meinen Freund besonders angehen, weit leichter übersehen, als bei dem, was mich so nahe angeht.



bet, wie das Unglück, das mich betroffen, oder die Beleidigung, die ich erlitten. Ihr könnt immerhin das Gemälde, oder das Gedicht, oder auch das philosophische System, welches ich bewundere, verachten, wir werden nicht leicht in Gefahr seyn uns darüber zu zanken. Keiner von uns kann mit Vernunft sich eine große Angelegenheit daraus machen. Dergleichen Dinge – müßten uns beiden sehr gleichgültig seyn, so daß unsere Meinungen sehr einig bleiben können, wenn gleich unsere Meinungen streitig sind. Ganz anders verhält es sich mit den Gegenständen, die euch oder mich insonderheit angehen. Eure Urtheile über speculativische Wahrheiten, eure Empfindungen bei den Gegenständen des Geschmacks mögen den meinigen noch so sehr entgegengesetzt seyn, ich kann diesen Widerspruch leicht ertragen, und wenn ich nicht zu heizig bin, so kann ich bei dem allen in den Umgange mit euch, so gar in den Unterredungen über eben diese Dinge ein Vergnügen finden. Wenn ihr aber bei den Unglücksfällen, die mich betroffen, entweder gar kein Mitgefühl habt, oder doch kein solches, das mit dem Kummer, der mich niederdrückt in einigem Verhältnisse steht: wenn ihr bei den Beleidigungen, die ich erlitten, entweder gar keinen Unwillen äussert, oder doch keinen solchen, der dem Eifer, von welchem

Dem ich entbrenne, nur irgend gleich kommt, so können wir nicht länger darüber mit einander reden. Wir werden uns unerträglich, ich kann eure Gesellschaft nicht ausstehen, und ihr nicht die meininge. Ihr ärgert euch über meine Heftigkeit und Hitze, und ich möchte toll werden, wenn ich euch so süßlos und unempfindlich sehe.

Damit nun in allen solchen Fällen einige Uebereinstimmung in den Empfindungen zwischen dem Zuschauer und der Haupt-Person seyn möge, so muß der Zuschauer sich vor allen Dingen, so sehr er kann, bestreben, sich selbst in die Situation des andern zu versetzen, und dabei keinen noch so geringen Umstand des Unglücks, der es ihm möglicher Weise schwerer machen kann, vergessen. Er muß den ganzen Fall, worin sein Freund sich befindet, mit allen, auch den kleinsten Umständen sich zu eigen machen, und seine Einbildungskraft anstrengen, dem Wechsel der Situation, worauf seine Sympathie sich gründet, alle mögliche Vollkommenheit zu geben.

Indessen werden doch die Regungen des Zuschauers der Heftigkeit der Empfindungen, die der Leidende hat, nie völlig gleich kommen. Ob gleich die Menschen von Natur ein Mitgefühl mit andern haben, so empfinden sie doch bei den Begebenheiten, die andern zustoßen, nie

nle den Grad der Leidenschaft, die die Hauptperson befeet. Jene eingebildete Verwechslung der Situation, worauf ihre Sympathie sich gründet, ist nur Augenblicklich. Der Gedanke an ihre eigene Sicherheit, der Gedanke, daß sie wirklich nicht die leidenden Personen sind, bringet sich beständig bei ihnen ein, und, wenn das sie gleich nicht abhält, eine Leidenschaft zu empfinden, die dem, was der Leidende fület, einiger maßen analogisch ist, so hindert es doch, daß sie dieselbe nicht mit ihm in gleichem Grade der Heftigkeit empfinden. Derjenige, den das Unglück betroffen hat, weiß dieses, und zu gleicher Zeit verlangt er eine vollkommenere Sympathie. Er sehneth sich nach der Erleichterung, die ihm nichts geben kann, als die völlige Uebereinstimmung der Empfindungen des Zuschauers mit seinen eigenen. Denn bei den heftigen und unangenehmen Leidenschaften ist es sein einziger Trost zu sehen, daß die Regungen ihres Herzens in jeder Betrachtung mit den seinigen gleich stark sind. Das kann er aber nur dadurch zu erlangen hoffen, daß er seine Leidenschaft bis zu dem Grad herabsinken läßet, zu welchem das Mitgefühl des Zuschauers sich erheben kann. Er muß, wenn ich so reden darf, die Schärfe des Tons, der ihr natürlich ist, herunterstimmen, damit er sie mit den Regungen derer, die um ihm sind,

find, in Harmonie und Uebereinstimmung bringen. Was sie fühlen, wird zwar allemal in einigen Absichten von dem, was er fület, verschieden seyn, und das Mitleiden wird nie dem Kummer, woraus es entsteht, gleich kommen, weil das geheime Bewusstsein, daß der Wechsel der Situation, der dem sympathetischen Gefühl das Leben giebt, nur eingebildet ist, nicht allein die Stärke desselben schwächt, sondern es auch einiger maßen der Art nach verändert, und ihm eine ganz verschiedene Modification giebt. Indessen ist es doch gewiß, daß zwischen diesen beiden Empfindungen eine solche Uebereinstimmung ist, die zureicht, die Harmonie der Gesellschaft zu erhalten. Sie werden nie ganz einstimmig werden, aber harmonisch können sie sein, mehr ist nicht nötig und mehr wird nicht gefodert.

Um diese Harmonie zu bewirken, lehret die Natur die Zuschauer, sich in die Stelle dessen, den der Vorfall hauptsächlich angehet, zu setzen, so wie sie diesen lehret, sich in die Stelle der Zuschauer zu setzen. Jene treten beständig in seinen Platz, und empfinden daher Regungen, die dem, was er fület, gleichförmig sind: Dieser tritt gleichfalls beständig in ihren Platz, und dadurch wird seine Leidenschaft etwas abgekühlt, er betrachtet sein Schicksal gewisser maßen mit der ruhigern Fassung, wo  
mit

mit er weiß, daß sie es ansehen werden. Je ne fragen sich beständig was sie selbst fühlen würden, wenn sie wirklich die leidenden Personen wären, und dieser stellet sich nicht weniger allezeit vor, wie er würde gerührt werden, wenn er nur einer von den Zuschauern seines eigenen Leidens wäre. So wie ihre Sympathie macht, daß sie es einiger massen mit seinen Augen ansehen, so macht seine Sympathie, daß er es einiger massen mit ihren Augen ansieht, sonderlich wenn er in ihrer Gegenwart und unter ihren Augen handelt, und da die Leidenschaft, die er auf die Art durch die Ueberlegung nach der andern bildet, weit schwächer ist, als die ursprüngliche, so mildert dieses nothwendig die Festigkeit derjenigen, die er fühlte, ehe er in ihre Gegenwart kam, ehe er anfang sich zu besinnen, welchen Eindruck sein Schicksal bei ihnen machen würde, und seine Situation in diesem aufrichtigen und unpartheischen Lichte zu betrachten.

Daher kommt es, daß es in der Seele selten so stürmisch ist, daß nicht die Gesellschaft eines Freundes ihr einige Art der Ruhe und der Stille wiedergeben sollte. Das Herz wird gewissermassen den Augenblick besänftiget und beruhiget, da wir ihn sehen. Unverzüglich fällt uns der Gedanke ein, in welchem Lichte er unsere Situation ansehen wird, und

wir fangen an, sie in eben dem Lichte zu betrachten, denn die Wirkung der Sympathie geschieht augenblicklich. Von einem gewöhnlichen Bekannten erwarten wir weniger Sympathie als von einem Freunde. Dem ersten können wir nicht alle kleinen Umstände eröffnen, die wir dem letzten entdecken. Wir nehmen daher in seiner Gegenwart ein ruhigeres Wesen an, und bemühen uns, unsre Gedanken nur auf die allgemeinen Aussen-Seiten unsrer Situation zu heften, die er auch zu bemerken geneigt ist.

Noch weniger Sympathie erwarten wir von einer Gesellschaft fremder Leute, und wir nehmen daher in ihrem Beisein ein noch ruhigeres Wesen an; kurz, wir bemühen uns allemal, unsere Leidenschaft so weit zu mäßigen, daß die besondere Gesellschaft, worin wir uns befinden, uns darin nachkommen kann. Dies ist auch nicht bloß Verstellung, ein angenehmer Schein. Denn wenn wir überall einige Herrschaft über uns selbst haben, so wird die Gegenwart eines blossen Bekannten uns wirklich mehr beruhigen als die Gegenwart eines Freundes, und eine Gesellschaft von Fremden noch mehr, als die Gesellschaft von Bekannten.

Gesellschaft und Umgang sind demnach die kräftigsten Mittel, dem Gemüth seine Ruhe wieder

wiedergeben, wenn es sie je unglücklicher Weise verlohren hat, sie sind die besten Verwahrungs-Mittel jene gleiche und glückliche Gemüths-Fassung zu erhalten, die zur Selbst-Zufriedenheit und zum Vergnügen so nötig ist. Leute, die Einsamkeit und tiefstäniges Nachdenken lieben, und geneigt sind, zu Hause zu sitzen und über ihren Kummer oder über ihren Groll zu brüten, mögen oft mehr Menschlichkeit, mehr Edelmut, und ein feineres Gefühl von Ehre haben; nie werden sie aber jene Gleichheit des Gemüths haben, die unter Leuten von der Welt so gewöhnlich ist.

### Fünftes Hauptstück.

Von den liebenswürdigen und von den ehrwürdigen Tugenden.

Auf diese zwei verschiedene Bemühungen, auf diejenige, die der Zuschauer anwendet, an den Empfehlungen der Haupt-Person Theil zu nehmen, und auf diejenige, die dieser anwendet, seine Reizungen auf den Grad herabzusetzen, zu welchem der Zuschauer ihn folgen kann, gründen sich zwei verschiedene Classen von Tugenden. Die sanften, die gefälligen, die liebenswürdigen Tugenden, die Tugenden der freundschaftlichen Herablassung, und der güt-

gen Menschlichkeit, gründen sich auf die erste. Die grossen, die erhabenen, die ehrwürdigen, die Tugenden der Selbst-Verleugnung und der Selbst-Beherrschung, die uns zu Herren über unsre Leidenschaften machen, und uns die Stärke geben, alle Regungen unsrer Natur dem, was unsere eigene Würde, unsere Ehre, und der Anstand in unsrer Aufführung fodert, zu unterwerfen, diese nehmen ihren Ursprung von der andern.

Wie liebenswürdig ist nicht der Menschen-Freund, dessen sympathisches Herz gleichsam das Echo aller Empfindungen derer ist, mit welchen er umgethet, der bei ihrem Unglück sich betrübet, bei ihren Beleidigungen sich kränket, bei ihrem Glücke sich freuet. Wenn wir uns in die Stelle seiner Freunde und Bekannten setzen, so theilen wir mit ihnen ihre Dankbarkeit, wir empfinden es, was für ein Trost ihnen die järtliche Sympathie eines so liebreichen Freundes seyn muß. Wie verhaßt ist uns nicht dagegen der, dessen hartes und steinernes Herz nur für sich allein Gefühl hat, aber gegen das Glück, und gegen das Elend anderer ganz unempfindlich ist! Wir empfinden auch in diesem Fall den Verdruß, den sein Anblick bei jedem Menschen; mit dem er umgethet, und fürnehmlich bei denen, für welche unsere Sympathie sich am leicht-



leichtesten reget, bei den Unglücklichen und bei den Beleidigten erwecken muß.

Welchen edlen Anstand, welchen Reiz empfinden wir nicht an der andern Seite in dem Verhalten derer, die in ihrem eigenen Falle jene gesetzte Ruhe und Herrschaft über sich selbst äussern, die jeder Leidenschaft ihre Würde giebt, und sie so weit mildert, daß andere sie mit empfinden können. Wir haben ein Mißfallen an dem Gram, der viel Geschrei macht, und der ohne einige Mäßigung mit Seufzern und Thränen und ungestümen Wehklagen Mitleiden fodert. Aber wir haben Ehrfurcht gegen den zurückhaltenden; gegen den stillen und majestätischen Kummer, der sich bloß durch das Schwellen der Augen, durch das Zittern der Lippen und Wangen, und durch eine feierliche aber rührende Kälte in dem ganzen Bezeigen zu erkennen giebt. Dieser leget uns ein gleiches Stillschweigen auf. Wir betrachten ihn mit ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit, und wachen mit ängstlicher Sorgfalt über unser ganzes Betragen, damit uns nichts entweichen möge, wodurch jene gesetzte Ruhe, welche zu behalten eine so grosse Stärke erfordert könnte gestört werden.

Gleichergestalt ist die Unbändigkeit und viehische Wildheit des Zorns, wenn wir seiner Wuth ohne Einschränkung und Mäßigung den Zügel

Äugeln schießen lassen, der abscheulichste Anblick. Dagegen bewundern wir jenen edeln und großmüthigen Zorn, der bei den grösssten Beleidigungen nicht der Wuth Gehör giebt, die sie in dem Herzen dessen, der sie erduldet, erwecken können, sondern sich blos nach dem Unwillen richtet, den sie selbst bei einem unpartheiischen Zuschauer erregen; der sich kein Wort, keine Gebärde verstatet, die das Maass überschreitet, worin diese billigere Empfindung ihn einschränkt, der nie, nicht einmal in Gedanken, eine grössere Rache verlangt, und eine strengere Bestrafung wünschet, als jeder gleichgültige Zuschauer an dem Schuldigen mit Freuden würde vollzogen sehen.

Viel Gefühl für andere und wenig für sich selbst haben, die selbstischen Triebe einschränken, und den gütigen Raum geben, macht daher die Vollkommenheit unserer Natur aus, und kann allein unter uns jene Harmonie der Empfindungen und Leidenschaften hervorbringen, worin ihre ganze Würde und Anständigkeit besteht. So wie es das grosse Gesetz des Christenthums ist, unsern Nächsten zu lieben, wie wir uns selbst lieben, so ist es die grosse Vorchrift der Natur uns selbst nur zu lieben, wie wir unsern Nächsten lieben, oder, welches Aequivalent ist, wie unser Nächster fähig ist uns zu lieben.

Wenn

Wenn Geschmack und gute Urtheilskraft als Eigenschaften betrachtet werden, die Lob und Bewunderung verdienen, so denkt man sich dabei eine Feinheit der Empfindung und eine Schärfe des Verstandes, die gewöhnlich eben nicht angetroffen wird: und eben das denkt man auch, wenn man von Sympathie und von Selbst-Beherrschung, als von Tugenden redet. Man versteht darunter nicht die gemeinen, sondern die ungewöhnlichen Stufen dieser Eigenschaften. Die liebenswürdige Tugend der Menschlichkeit erfordert gewiß eine grössere Reizbarkeit der Empfindungen, als der grobe Haufe der Menschen besitzt. Die grosse und erhabene Tugend der Grossmuth fodert ohne Zweifel weit mehr, als die Stärke der Selbst-Beherrschung, die auch der schwächste Sterbliche zu beweisen fähig ist. In der gewöhnlichen Stufe der Verstandes-Fähigkeiten findet sich keine Geschicklichkeit, und in der gewöhnlichen Stufe der moralischen Fähigkeiten keine Tugend. Tugend ist Hirtreslichkeit, etwas, das ungewöhnlich groß und schön ist, das sich weit über das gewöhnliche und gemeine erhebt. Die liebenswürdigen Tugenden bestehen in einer solchen Reizbarkeit der Empfindungen, die durch ihre ausnehmende und unerwartete Feinheit und Zartheit; die erhabenen und ehrwürdigen Tugenden bestehen in einem solchen Grade der Selbst-

Selbst- Beherrschung, die durch ihre wunderbare Gewalt über die unlenkbarsten Leidenschaften der menschlichen Natur uns in Erstaunen setzt.

In dieser Absicht findet sich ein grosser Unterschied zwischen Tugend und blosser Schicklichkeit, zwischen den Tugenden, die bewundert und gepriesen zu werden verdienen, und zwischen denen, die bloss verdienen gebilligt zu werden. Zuweilen kan man mit der vollkommensten Schicklichkeit handeln, ohne mehr als den gewöhnlichen und ordentlichen Grad der Feinheit in den Empfindungen und der Selbst- Beherrschung, mehr als der schlechteste Mensch davon hat, zu besitzen; zuweilen ist dieser Grad nicht einmal nothwendig. Essen, wenn man hungrig ist, das ist, um ein sehr niedriges Beispiel zu geben, eine sehr richtige und schickliche Handlung, jeder muß sie dafür erkennen und in so fern billigen. Nichts wäre aber ungereimter, als sie tugendhaft zu nennen.

Dagegen kan oft in solchen Handlungen, die die vollkommenste Schicklichkeit nicht erreichen, sehr viel Tugend seyn, weil sie sich doch der Vollkommenheit weit mehr nähern, als in solchen Umständen, unter welchen es so äusserst schwer ist, sie zu erreichen, könnte erwartet werden. Und dieß ist oft der Fall bei solchen Gele-

Gelegenheiten, die die größten Beweise der Selbstbeherrschung fordern. Es giebt einige Umstände, die der menschlichen Natur so schwer fallen, daß der höchste Grad der Selbstbeherrschung, die einer so schwachen Creatur als der Mensch ist, zukommen kann, kaum fähig ist, die Stimme der menschlichen Schwachheit gänzlich zu unterdrücken, und die Heftigkeit der Leidenschaften so zu mäßigen, daß der unparteiische Zuschauer sie völlig mit empfinden kann. Ob nun gleich in diesen Fällen das Verhalten des Leidenden die vollkommenste Schicklichkeit nicht erreicht, so kann es doch noch Lob verdienen, ja es kann in gewissen Verstande gar tugendhaft genennet werden. Es kann noch immer eine Stärke von edler und großmüthiger Denkungsart daraus hervorleuchten, deren der größte Theil der Menschen unfähig ist, und ob es gleich sich nicht bis zur eigentlichen Vollkommenheit erhebt, so kann es doch derselben ungleich näher kommen, als bei solchen schweren Prüfungen gemeinlich gefunden wird, oder erwartet werden kann.

Wenn wir in Fällen von dieser Art den Grad des Lobes oder des Tadels bestimmen wollen, der einer Handlung zu gebühren scheint, so bedienen wir uns sehr häufig eines doppelten ganz verschiedenen Maaß: Stabes.

Der

Der erste ist der Begriff von einer völligen Schicklichkeit und Vollkommenheit, wozu es bei so schweren und harten Proben noch nie ein Mensch gebracht hat, oder jemals bringen kann, so daß, mit ihr verglichen, die Handlungen aller Menschen zu allen Zeiten notwendig tadelhaft und unvollkommen scheinen müssen. Der andere ist der Begriff von dem Grade, in welchem die Handlungen des größten Theils der Menschen gemeiniglich dieser gänzlichen Vollkommenheit sich nähern oder davon entfernen sind. Was nun über diesen Grad hinausgeht, so weit es auch immer von der absoluten Vollkommenheit entfernt seyn mag, scheint Lob; was sie aber nicht erreicht, scheint Tadel zu verdienen.

Auf gleiche Art urtheilen wir von allen den Kunstwerken, die unter das Gebiet der Einbildungskraft gehören. Wenn ein Kunstichter das Werk eines großen Meisters in der Dichtkunst oder Malerei untersucht, so kann er es zuweilen nach einem Begriff von Vollkommenheit prüfen, die er sich vorstellt, welche aber weder dieses noch ein anderes menschliches Werk je erreichen wird, und so lange er es nach diesem Maßstabe prüfet, kann er nichts als Fehler und Unvollkommenheiten darin sehen. Wenn er aber den Rang betrachtet, den es unter andern Werken von eben

eben der Art haben muß, so vergleicht er es  
 nothwendig mit einem ganz andern Maas-  
 Stabe, nemlich mit dem gewöhnlichen Grade  
 der Zärtlichkeit, die in dieser besondern Kunst  
 gemeinlich erreicht wird, und wenn er es  
 nach dieser neuen Regel beurtheilt, so kann es  
 oft den größten Beifall zu verdienen scheinen,  
 weil es sich der Vollkommenheit ungleich mehr  
 nähert, als der größte Theil der Werke, die ihm  
 den Rang streitig machen könnten.

## Zweiter Abschnitt.

Von den Stufen der verschiedenen Lei-  
 denschaften, die mit der Schicklich-  
 keit bestehen können.

### Einleitung.

Die Schicklichkeit einer jeden Leidenschaft,  
 die durch solche Gegenstände, die sich  
 insbesondere auf uns beziehen, erregt worden,  
 der Grad, auf welchem der Zuschauer uns  
 nachempfinden kann, muß nothwendig in einer  
 gewissen Mäßigung liegen. Ist die Leidenschaft  
 zu stark, oder ist sie zu schwach, so kann sie  
 sich

Ich ihm nicht mittheilen. Gram und Zorn wegen besonderer Unglücksfälle und Beleidigungen, können zum Beispiel leicht zu stark seyn, und sie sind es auch größtentheils; das trifft sich selten, daß sie zu schwach sind: aber es ist doch möglich. Die Uebermasse nennen wir Schwachheit und Wuth; den Mangel nennen wir Dummheit, Unempfindlichkeit und Feigheit. Beide können sich nicht bis auf uns fortpflanzen, wir sehen sie mit Verwunderung an, und wissen nicht, was wir davon denken sollen.

Diese Mäßigung, worin eigentlich die Schicklichkeit besteht, ist indessen bei verschiedenen Leidenschaften verschieden. Bei einigen kann sie weiter gehen als bei andern. Es giebt Leidenschaften, welche man ohne Uebelstand nicht stark äußern darf, auch bei solchen Gelegenheiten, in welchen es doch eingestanden wird, daß wir nicht umhin können sie sehr lebhaft zu fühlen. Dagegen giebt es andere, deren stärkste Aeußerungen bei manchen Gelegenheiten vollkommen anständig sind, ob sie gleich, an sich selbst vielleicht nicht so nothwendig entstehen. Zu den ersten gehören die Leidenschaften, bei welchen aus gewissen Ursachen wenig oder gar keine Sympathie; zu den andern diejenigen, bei welchen aus andern Ursachen die stärkste Sympathie statt findet. Und wenn wir

alle



Alle verschiedenen Leidenschaften der menschlichen Natur betrachten, so werden wir bemerken, daß sie gerade in der Maasse, wie die Menschen mehr oder weniger geneigt sind, sie mitzuermpfinden, als anständig oder unanständig betrachtet werden.

### Erstes Hauptstück.

Von den Leidenschaften, welche aus dem Körper ihren Ursprung haben.

I. Es ist unanständig einen starken Grad der Leidenschaften zu äussern, die aus einem gewissen Zustande oder Beschaffenheit des Körpers entspringen, weil man nicht erwarten kann, daß die Gesellschaft, die sich nicht in gleicher Verfassung befindet, mit ihnen sympathisiren wird. So ist, zum Beispiel, ein heftiger Hunger, ob er gleich bei manchen Gelegenheiten nicht allein natürlich, sondern auch unvermeidlich ist, allemal unanständig, und schäbig zu essen, wird durchgängig für ungefitet gehalten. Indessen giebt es doch auch bey dem Hunger eine Art von Sympathie. Es ist angenehm, unsere Tischgenossen mit gutem Appetit essen zu sehen; dagegen sind alle Aeusserungen des Elends unangenehm. Die Beschaffenheit des Körpers, die einem gesunden Menschen gewöhnlich ist, macht

macht das sein Maßen sehr leicht mit dem einen, aber nicht mit dem andern Schlag hält, wenn ich diesen harten Ausdruck brauchen darf. Wenn wir in der Nachricht von einer Peinigung oder von einer See-Reise eine Beschreibung des Elendes lesen, das ein übermächtiger Huracur verursacht, so regt sich unsere Sympathie. Wir setzen uns selbst in die Stelle der Unglücklichen, und es wird uns daher leicht, uns die Angst, die Furcht und Verzweiflung vorzustellen, die sie nothwendig befallen muß. Wir fühlen selbst diese Leidenschaften einiger Maßen und sympathisiren deswegen mit ihnen. Da wir aber nicht hungrig werden, wenn wir die Beschreibung lesen, so kann man doch eigentlich nicht sagen, daß wir mit ihrem Hunger sympathisiren.

So verhält es sich auch mit der Leidenschaft, durch welche die Natur die beiden Geschlechter vereinigt. Ob sie gleich von Natur die heftigste von allen ist, so ist es doch allemal unanständig, sie sehr lebhaft zu äußern, selbst wenn es von denen geschieht, bei welchen es von allen, sowohl menschlichen als göttlichen Wesen für vollkommen unschuldig erkannt wird, ihr ohne Einschränkung nachzugeben. Indessen scheint es doch, daß man auch mit dieser Leidenschaft eine Art von Sympathie hat. Mit einem Frauenzimmer wie mit einer Manns-  
person

person zu sprechen, ist unschicklich. Man erwartet, daß ihre Gesellschaft und mehr Munterkeit, mehr Lustigkeit, und mehr Beschäftigkeit einfließen sollte, und eine völlige Gleichgültigkeit gegen das schöne Geschlecht, macht einen Mann selbst bei Männern einiger massen verächtlich.

Es groß ist unser Widerwillen gegen die Begierden, die ihren Ursprung vom Körper nehmen. Alle starke Aeußerungen derselben sind widerlich und edelhaft. Einigen alten Philosophen zu Folge sind die Leidenschaften, die wir mit den Thieren gemein haben, und die eben deswegen unter der Würde der menschlichen Natur sind, weil sie mit ihren charakteristischen Eigenschaften in keiner Verbindung stehen. Es giebt aber viele andere Leidenschaften, die wir mit den Thieren gemein haben, als Rache, natürliche Zuneigung, auch Dankbarkeit, und die gleichwol nicht so gar verischtschienen. Die wahre Ursache, warum die körperliche Begierden, wenn wir sie bei andern sehen, uns so besonders widerlich sind, liegt vielmehr darin, daß wir sie nicht mit empfinden können. Derjenige selbst, der sie leidet, hat sie nicht so bald befriediget, da schon ihr Gegenstand aufhöret angenehm zu seyn, die Gegenwart desselben wird ihm oft so gar unangenehm. Er suchet die Reizung, die ihn den Augenblick vorher entzückte: oder vergebens, er kann ist eben

so wenig ich in seine vorige Leidenschaft wieder versetzen als ein anderer. Wenn wir satt sind, so lassen wir die Speisen wegnehmen, und auf eben die Art würden wir den Gegenständen der häufigsten und bedürftigsten Begierden bezeugen, wenn sie keine Gegenstände anderer Leidenschaften wären, als solcher, die vom Körper entstehen.

In der Herrschaft über die Begierden des Körpers besteht die Tugend, welche Mäßigkeit genannt wird. Sie in den Schranken einschließen, die die Besonnenheit und das Vermögen uns vorschreibt, ist das Amt der Klugheit. Aber in den Grenzen sie zu halten, die die Schlichtheit, der Anstand, Ehrsamkeit und seine Denkungsart fordert, ist das Amt der Mäßigkeit.

II. Aus einer gleichen Ursache scheint es unanständig und unanständig bei einem körperlichen Schmerz, so unentraglich er auch seyn mag, zu schreien. Das hindert uns aber nicht an einer starken Sympathie mit diesem Schmerz. Wenn ich, wie oben schon bemerkt worden, sehe, daß ein Schlag einen andern am Arm oder am Bein zu treffen bereit ist, so fahre ich natürlicher Weise zusammen, ich ziehe meinen eigenen Arm oder mein eigenes Bein zurück, und wenn der Schlag geschieht, so fühle ich ihn einigermaßen, er schmerzt mich eben so wol

wol als den, welchen er getroffen hat. Der Schmerz, den ich fühle, ist indessen unstreitig äusserst schwach gegen den, den er fület, und, da ich also bei weitem die Stärke seiner Empfindung nicht haben kann, so werde ich nie ermangeln, ihn zu verachten, (\*) wenn er heftig an

D 4

(\*) Nichts ist betrüglicher sagt Lessing (†) in seinem Laocöon, als allgemeine Gesetze für unsere Empfindungen. Ihr Gewebe ist so fein und verwickelt, daß es auch der behutsamsten Speculation kaum möglich ist, einen einzelnen Faden rein aufzufassen und durch alle Kreuz-Fäden zu verfolgen. Gelingt es ihr aber auch schon, welchen Nutzen hat es? Es giebt in der Natur keine einzelne reine Empfindung. Mit einer jeden entstehen tausend andere zugleich, deren geringste die Grund-Empfindung gänzlich verändert, so daß Ausnahmen über Ausnahmen erwachsen, die das vermeintlich allgemeine Gesetz endlich selbst auf eine bloße Erfahrung in wenig einzelnen Fällen einschränken. Nicht immer verachten wir den, den wir unter Empfindung körperlicher Schmerzen heftig schreien hören, nicht zum erstenmale, nicht wenn wir sehen daß der Leidende alles mögliche anwendet, seinen Schmerz zu verdrängen, nicht wenn wir ihn

an zu schreien fängt. So verhält es sich mit allen Leidenschaften, die ihren Ursprung vom Körper

ihn sonst als einen Mann von Standhaftigkeit kennen, noch weniger, wenn wir selbst unter seinem kalten Troben von seiner Standhaftigkeit ablegen sehen, wenn wir sehen, daß ihn der Schmerz zwar zum Schreien, aber zu nichts weiter zwingen kann, daß er sich lieber der längern Fortdauer dieser Schmerzen unterwirft, als das geringste in seiner Denkart, in seinen Entschlüssen ändert, ob er schon in dieser Veränderung die gänzliche Endschafft seines Schmerzens hoffen darf. So weit dieser scharfsinnige Verfasser. — Ich gebe es ihm zu, daß allgemeine Gesetze für unsere Empfindungen viele Ausnahmen zulassen. Allein, das haben sie mit den meisten andern Gesetzen und Regeln gemein, die gleichfalls durch andere Umstände und Zwischenfälle eingeschränkt, modificirt und in einzelnen Fällen oft aufgehoben werden, aber doch Regeln bleiben. Wer der Art und Weise nachforschet, wie Empfindungen in uns entstehen, welche Gegenstände sie erregen, in welchem Grade jeder darauf wirkt, und daraus allgemeine Regeln abstrahiret, der sondert diesen Gegenstand von allen andern ihn begleitenden Umständen ab, betrachtet ihn blos für sich, und untersucht derselben,

Körper haben. Sie erwecken entweder gar keine Sympathie oder doch nur in höchem Grade, der mit der Heftigkeit, worin der Leidende sie fñhlet, gar keine Proportion haben.

## D

## Mit

nach, welchen Eindruck er bei unserer Einflus-  
 sungskraft macht. Daraus macht er ein Ge-  
 fet: welches immer fest steht, wenn gleich dieser  
 Eindruck durch andere hinzukommende Umstände  
 in einem bestimmten Fall geschwächt, verändert,  
 oder aufgehoben wird. Das Vergnügen über  
 eine Erbschaft, die wir in der Ehrfurcht sehr  
 zu schätzen kommt, kann oft durch die Idee von  
 dem Tode des Freundes, durch welchen sie mir  
 zugefallen, sehr vermindert werden. Was schwa-  
 chet das der Regel, daß ein unvermutheter Zu-  
 wachs des Vermögens, sonderlich, wenn ich es  
 sehr nötig habe, Freude erweckt? So wird es  
 immer wahr bleiben, daß ein unter körperlichen  
 Schmerzen schreiender Mensch, durch sein Win-  
 seln um Aechzen sich keine Achtung, sondern viel-  
 mehr Verachtung bei mir erweckt, wenn man  
 gleich zeigen kann, daß diese Verachtung durch  
 andere Neben-Umstände eingeschränkt wird, z. B.  
 durch seinen bekannten Character, durch die Pro-  
 ben der Standhaftigkeit, die er ablegt, durch  
 die Zeichen einer edlen Seele, die wir an ihm  
 wahrnehmen.

Mit den Leidenschaften, die aus der Einbildungskraft entspringen, verhält es sich ganz anders. Die Bildung meines Körpers, kann von den Veränderungen, die in dem Körper meines Freundes vorgehen, nur wenig empfinden. Aber meine Einbildung ist viel geschwin- der, sie nimmt viel leichter, wenn ich so reden darf, die Gestalt und Figur der Einbildungen derer an, mit welchen ich umgehe. Ein Unglück, das den Verliebten oder Ehrgeizigen trifft, wird daher weit mehr Sympathie erwecken, als das größte körperliche Uebel. Diese Leidenschaften entstehen alle mit einander aus der Einbildung. Derjenige, der alle seine Güter eingebüßt hat, fühlt, wenn er gesund ist, in seinem Körper nichts. Was er leidet, kommt bloß von der Einbildung, die ihm den Verlust seiner Würden, die Entsetzung von seinen Freunden, die Verachtung von seinen Feinden, Abhängigkeit, Mangel und Elend, als die nahen Folgen seines Unglücks vorstellt. Und wir sympathisiren mit ihm, eben deswegen viel stärker, weil unsere Einbildung weit leichter nach seiner Einbildung, als unser Körper nach seinem Körper sich modeln kann.

Der Verlust eines Beins mag wol durchgängig für ein größeres Unglück gehalten werden, als der Verlust einer Geliebten. Indessen würde es doch eine lächerliche Tragödie seyn,



seyn, deren Catastrophe in einem Verlust von dieser Art bestünde. (\*) Ein Unglück von der andern

(\*) Mit körperlichen Schmerzen kan ich nicht an-  
 ders, als körperlich sympathisiren, d. i. meine  
 Nerven kommen durch die Theilnehmung in eine  
 ähnliche Spannung des Schmerzens, ich leide  
 körperlich mit. Und wäre das Mitleid ange-  
 nehmen? Nichts weniger. Das Zittergeschrei, die  
 Zuckung führt mir durch alle Glieder, die näm-  
 lichen convulsivischen Bewegungen melden sich  
 bei mir wie bei einer gleichgespannten Saite. Ob  
 der in der Zuckung liegende weinende Mann  
 Philoctet sei, geht mich nicht an. Er ist ein  
 Thier wie ich, er ist ein Mensch. Der menschi-  
 che Schmerz erschüttert mein Nervengebände, wie  
 wenn ich ein sterbendes Thier, einen röchelnden  
 Todten, ein gemartertes Wesen sehe, das, wie  
 ich, stilet. Und wo ist nun dieser Eindruck auch  
 in dem kleinsten Masse vergnugend, angenehm?  
 Er ist reinlich, schon bei dem Anblicke, bei der  
 Vorstellung ganz reinlich. Hier ist im Augenblicke  
 des Eindrucks am keinen künftlichen Betrug, an  
 kein Vergnügen der Einbildungskraft zu denken.  
 Die Natur, das Thier leidet in mir, denn ich  
 sehe, ich höre ein Thier meiner Art leiden. Und  
 welche Gladiatur-Seele gebete dazu, um ein  
 Ethel aufzuhalten, in welchem diese Idee, das  
 Weib

andern Art, so nichtswürdig es auch an sich selbst  
scheinen

Gefühl des körperlichen Schmerzes. Haupt-Idee, Haupt-Gefühl wäre? Ich werde entweder illudiret oder nicht. Ist das erste, ist es auch nur ein Augenblick, daß ich den Schauspieler erkenne, und einen jätenden kreierenden Gequälten sehe; wehe mir, es führt mir durch die Nerven! Ich laß den künstlichen Weiröhr, der sich mir zum Vergnügen, dem Anschein nach aufhängen wollte, seinen Augenblick mehr sehen, so bald der Versuch schwindet, so bald er wirklich wüthet. Ich laß den Seilsänger seinen Augenblick mehr sehen, so bald ich ihn fallen, in das unterliegende Schwert stürzen sehe, so bald er mit zerstücktem Fuße da liegt. Der Anblick Philoctetes ist meinem Gesichte unaussprechlich, so bald ich es denke, daß er der leidende Philoctetes ist. — So bald dieser mein Haupt-Augenmerk ist, so bleibt, daß, je näher der Schauspieler der Natur kommt, desto empfindlicher Augen und Ohren beleidiget werden müssen. Ein Meer unangenehmer Empfindungen wird über mich ergößen, und kein angenehmer Tropfen mischt sich dazu. Die Vorstellung des künstlichen Betruges ist durch die Illusion gekläret, ich habe nichts als den Anblick eines Zukenden, mit dem ich beynähe mitzucke, eines Wimmernden, dessen Ach! mir das Herz durchschneidet. Es ist kein Trauerspiel mehr, es  
ist

scheinen mag, hat hingegen zu manchen schönen Stücken Gelegenheit gegeben.

Nichts wird so bald vergessen, als der Schmerz. Den Augenblick, da er vorbei ist, ist auch alle Pein vorüber, die er verursacht, und der Gedanke daran kann uns weiter keine Unruhe machen. Wir selbst können alsdenn die Angst und die Quaal, die wir vorhin empfunden, nicht zurückrufen. Ein unbedachtsames Wort von einem Freunde verursacht eine Kränkung, die weit dauerhafter ist. Das Wort verschwindet, der Verdruß aber, den es uns gemacht, bleibt. Hier ist das, was uns quälet, nicht das Object der Sinne, sondern die Idee der Einbildungskraft, und deswegen fährt auch die Einbildungskraft, die den Gedanken daran beständig erneuert, so lange fort inwendig zu eitern und zu schwären, bis diese Idee durch die Zeit und durch andere Zufälle aus unserm Gedächtniß verlöscht ist.

Der

ist eine grausame Pantomime, ein Anblick, Zehnter: Seelen zu bilden, ich suche die Thüre — Im andern Falle, wo keine Illusion' erfolgt, so kann ich mir ja keine widerlichere Pantomimen denken, als nachgedröste Zuckungen, brüllendes Geschrei, und, wenn die Illusion vollkommen fern soll, ein übler Geruch der Wunde. Critische Wälder 1 Theil, S. 65: 68.

Der Schmerz flößt nie eine sehr lebhaftes Sympathie ein, wenn er nicht mit Gefahr verbunden ist. Wir empfinden die Furcht, aber nicht die Qual dessen, der ihn leidet. Die Furcht ist aber eine Leidenschaft, die gänzlich aus der Einbildung entspringet, welche uns mit einer Ungewisheit, die unsere Angst vermehret, nicht das vorstellet, was wir wirklich leiden, sondern das, was wir künftig vielleicht leiden werden. Podagra und Zahneweß erwecken, ob sie gleich sehr schmerzhaft sind, nur sehr wenig: gefährlichere Krankheiten aber, wenn sie schon mit wenig Schmerz verbunden sind, erwecken die stärkste Sympathie.

Einige Leute können keine chirurgische Operationen ansehen, ohne in Ohnmacht zu fallen, und krank zu werden. Der körperliche Schmerz, der durch das Schneiden verursacht wird, scheint bei ihnen die lebhafteste Sympathie zu erwecken. Wir stellen uns weit lebhafter und deutlicher den Schmerz vor, der von einer äußerlichen Ursache herrühret, als den, der von einer innerlichen Zerrüttung entspringet, Ich kann mir kaum einen Begriff von den Martern machen, die mein Nachbar leidet, wenn er vom Podagra oder vom Stein gequälet wird. Aber von denen, die ein Schnitt, eine Wunde oder ein Bein-Bruch macht, habe ich die deutlichste Vorstellung. Die vornehmste Ursache

sache indessen, warum diese Dinge so heftige Eindrücke bei uns hervorbringen, ist, daß sie uns neu sind. Ist man nur erst von ein Duzend Sectionen und von eben so viel Amputationen ein Zeuge gewesen, so kann man hernach allen dergleichen Operationen mit grosser Gleichgültigkeit und oft mit vollkommener Unempfindlichkeit zusehen. Selten aber werden wir finden, wenn wir gleich mehr als fünf Hundert Tragödien gelsen, oder vorgestellt gesehen, daß unsere Empfindlichkeit gegen den Gegenstand, den sie uns vorstellen, so sehr geschwächt worden.

In einigen griechischen Trauerspielen hat man es versucht, durch Vorstellung der Quaal, die körperlicher Schmerz verursacht, Mitleiden zu erwecken. Philoctetes schreiet laut, und erliegt unter der Heftigkeit seiner Leiden. Hippolytus und Hercules werden beide auf der Bühne unter den härtesten Martern, die selbst der männliche Geist eines Hercules nicht aushalten konnte, sterbend vorgestellt. In allen diesen Fällen aber interessiert uns nicht der Schmerz, sondern ein anderer Umstand. Nicht der eiternde Fuß des Philoctetes, sondern die Einsamkeit, worin er sich befindet, rührt den Zuschauer, und verbreitet über dieses reizende Trauerspiel jene romanische Wildheit, die der Einbildungskraft so angenehm ist. Die Angst  
des

des Hercules und Hippelatus ist bloß deswegen interessant, weil wir voraussetzen, daß der Tod darauf erfolgen wird. Würden diese Helden wieder besser, so würde uns die Vorstellung ihrer Leiden völlig lächerlich vorkommen. Was für eine Tragödie würde das seyn, in welcher den Held kein ander Unglück beträfe als — eine Colik. Und diese macht doch einen sehr stechenden Schmerz. Mit einem Worte, die Versuche durch die Vorstellung eines körperlichen Schmerzes Mitleiden zu erwecken, stossen so sehr gegen das Decorum an, daß das griechische Theater gewiß nie größer dagegen gesprochen hat. (\*)

Die

(\*) Zween unserer größten Kunstrichter, Lessing und Herder, beide Kenner und Verehrer der Griechen, haben neulich versucht, das griechische Theater gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen, aber auf sehr verschiedenen Wegen. Der erste, (†) giebt es zu, daß Philoctet auf der Bühne schreie, winsle, ächze, und in Töne des Unmuths, des Jammers und der Verzweiflung ausbreche. Aber er leugnet, daß das gegen das Decorum überhaupt sei, ob es gleich gegen unser Decorum ist. Wir feinnern Europäer, einer klugen Nachwelt, sagt er, wissen über unsern Mund und über unsre

(†) Laocoon 5. 6. Critische Wälder, 1 Th. S. 69.

Die wenige Sympathie, die wir gegen den körperlichen Schmerz empfinden, ist die wahre

freie Willen zu herrschen. Höflichkeit und Anstand verbieten Geschrei und Thränen. Die edelige Tapferkeit des ersten rauhen Weltalters hat sich bei uns in eine leidende verwandelt, doch selbst unsere Vorfahren waren in dieser größer als in jener. Aber unsere Vorfahren waren Barbaren. Alle Schmerzen verdrängen, dem Streiche des Todes mit unverwandten Augen entgegensehen, unter den Bissen der Martern lachend sterben, weder seine Sünde noch den Verlust des liebsten Freundes beweinen, sind Züge des alten nordischen Helden-Mutes. — Nicht so der Grieche! Er fühlte und fürchte sich, er äusserte seinen Schmerz und seinen Kummer; Er schämte sich keiner der menschlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre und von Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten. Was bei den Barbaren aus Wildheit und Verhärtung entspringt, das wirkten bei ihm Grundzüge. — So weit auch Homer sonst seine Helden über die menschliche Natur erhebt, so iren bleiben sie ihr doch stets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Aeußerung dieses Gefühls durch Schreien, oder durch Thränen, oder durch Scheltworte ankommt. Nach  
ihren

wahre Ursache, warum Standhaftigkeit und Geduld bei der Ertragung desselben so anständig ist.  
Der

ihren Thaten sind es Geschöpfe höherer Art, nach ihren Empfindungen wahre Menschen. — Der andere räumt es aus denen vorher angeführten Gründen willig ein, daß ein Trauerspiel, welches durch Aeusserungen des körperlichen Schmerzes keinen tragischen Endzweck zu erreichen suche, unausschließlich seyn würde. Allein, er leugnet durchaus, daß dieses bei dem Philoctet des Sophocles statt finde. Nachdem er das ganze Stück analysirt, so setzt er hinzu: Der erste Begriff vom Philoctet ist der Begriff eines verlassen Kranken, Elenden, von Menschen verrathenen Einsiedlers, eines Robinson Crusoe, dessen jammervolle Hölle uns gezeigt wird — der Elende soll noch einen neuen Streich von der List seines alten Feindes leiden. Hier schwillt unsre Theilnehmung, und der Contrast zwischen Moses und Neoptolemus macht die ganze Seele menschlich — Das Oher und Neoptolem drücken die Pfeile des Mitleids tiefer in unsre Herz. Wie begierig sind wir nun, den Mann zu sehen, der hier in der wüsten Insel eine besondere Scene spielt, und auf den ein neues Unglück lauret. In diesem ganzen Act ist noch kein Philoctet zu sehen, noch weniger die Vorstellung von seinen körperlichen Schmerz



Der Mann, der unter den strengsten Martern  
sich selbst keine Schwachheit verräthet, keinen  
E 2 Seufzer

Schmerz, Haupt-Idee. Sophocles hat in diesem Act dreierlei versucht, und erst auf Philoctet lange verzubereiten, ehe er auftritt: Das schwe-  
reste und unsentimentalischste in Erzählung und nicht  
in Handlung zu zeigen, unser Herz und unsere  
Phantasie ihm zu sichern, damit wir erst — auch  
nur seinen Anblick ertragen lernen. Und gleich  
als ob dieser noch nicht genug vorbereitet wäre, muß  
den wilden Mann ein von fern der murrendes  
Volk ammelden, das sich nähert, und — nun sind  
durch den Anblick des Fremden die Seufzer völlig  
weg. Warum das? Warum läßt sie Sophocles  
so ganz hinter der Scene? Erst muß er ihn nicht  
blos vor Verachtung sichern, sondern seinem gan-  
zen ersten Anblick noch ist Philoctet ein leidender  
Held. — Wimmern haben wir ihm kaum von  
fern gelöhrt; jetzt sehen wir ihn kühlen. Mitten  
unter verheulenen Schmerzen sehet und spricht  
der Menschen-Freund, Grieche, Held. — Und  
noch zeigt er eine große Seite. Der eben jetzt  
Stehende hört Ulysses neuen Verrath, und nun  
ist der stehende Elende plötzlich in einen Helden  
verwandelt. — In einen Helden, der gegen  
seine Feinde noch der ungeduldige Stolz bleibt.  
Originalausg. der griechischen Gedichte, Liebe gegen  
die

Leuffer ausfließt, keiner Leidenschaft Raum  
gibt, mit welcher wir nicht völlig einstimmen  
können,

die Freunde, und unwandelbarer Haß gegen die  
Feinde. Und wer anders als ein redlicher kann  
dem Neoptolem seine Weile und sein Leben so  
großmüthig anvertrauen? Ein solcher Mann ist  
nicht bloß auf alle Wege gegen Verachtung ge-  
sichert: er hat unser ganzes Herz. — Das Chor  
bereitet uns auf die Scene des Elendes, und ist  
offenbar in dem Tone der Ehrfurcht gegen einen  
Helden, der da duldet, der so lange geduldet hat,  
nicht, der da schreit. — Nun kommt der An-  
fall. Es ist Nos ein Anfall, eine kurze Anwand-  
lung. — Sie kommt erst in der Mitte des  
Stücks zur Auszeichnung, sie kommt plötzlich,  
sie kommt ruckweise, um durch ein Anhalten den  
Zuschauer nicht zu ermüden, sie schweift in Ka-  
serci aus, um den Zuschauer von der Panto-  
mime mehr auf die leidende Seele zu wenden:  
sie wird lange vom Philoctet unterdrückt, nur  
mitten unter Gesprächen mit einzelnen Tönen  
des Jammers begleitet, sie endet sich in einem ru-  
digen Schlaf, und der läßt uns erst Zeit zu  
überdenken, was Philoctet ausgestanden. Man  
kann den ganzen Auftritt nicht mehr verkennen,  
als wenn man bloß für die Pantomime des chri-  
stlichen Schmerzes, und das ganze Stück nicht  
mehr

können, nötigt uns unsern stärksten Beifall ab. Seine Unerschrockenheit macht ihn fähig, mit unserer Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit gleichsam Schlag zu halten. Wir bewundern den großmütigen Zwang, den er sich zu dem Ende anthut, und geben ihm unsern Beifall von ganzen Herzen. Wir billigen sein Bezeigen, und, weil wir die gemeine Schwachheit der menschlichen Natur aus der Erfahrung kennen, so sind wir erstaunt, und wundern uns, wie er fähig gewesen so zu handeln, daß er Beifall verdienet. Beifall, mit Verwunderung und Erstaunen vermischt, und dadurch erhöht, macht die Empfindung aus, die eigentlich Verwunderung genannt wird, wovon das Lob, wie oben schon bemerkt worden, der natürliche Ausdruck ist.

### E 3

### Zweis

mehr verkennen, als wenn Philoctet da seyn sollte, um über eine Wunde zu schreien und zu heulen. — Ich wil und kann zwischen diesen beiden Gelehrten nicht Schieds-Richter kun. So viel aber dünkt mich, ist durch die herderische Ausführung ausgemacht, daß die Beischuldigung unsers Verfassers ganz ungegründet sei, daß Sophocles durch die Vorstellung des körperlichen Schmerzes Mitleiden erregen wolle, und daß Schreien und Wehklagen die Haupt-Idee in seinem Stücke sei.

## Zweites Hauptstück.

Von den Leidenschaften, die aus einer besondern Wendung  
der Fertigkeit der Einbildungskraft entspringen.

**S**elbst unter den Leidenschaften, die aus der Einbildungskraft entspringen, erwecken diejenigen, die eine besondere Wendung oder Fertigkeit derselben voraussetzen, wenig sympathetische Empfindungen, ob man gleich einräumet, daß sie vollkommen natürlich sind. Denn da die Einbildung anderer diese besondere Wendung nicht angenommen, so können sie auch keinen Theil daran nehmen, und daher scheinen solche Leidenschaften allezeit gewisser massen lächerlich, so gern man es ihnen auch sonst zugesiehet, daß sie in einem oder andern Theil des Lebens ganz unvermeidlich sind. So verhält es sich mit der starken Zuneigung, die zwischen Personen von verschiedenem Geschlecht, die lange ihre Gedanken auf einander geheftet haben, natürlicher Weise erwächst. Da unsere Einbildungskraft mit der Einbildungskraft des Verliebten nicht gleichen Lauf genommen, so können wir auch der Hitze seiner Leidenschaft mit unserer Empfindung nicht beitreten. Ist unser Freund beleidiget, so wird es uns leicht, seinen Unwillen mit ihm zu theilen, wir werden erbittert auf den, gegen welchen er erbittert ist. Hat  
er

er eine Wohlthat erhalten, so wird es uns leicht, seine Dankbarkeit mit ihm zu theilen, wir haben ein starkes Gefühl von dem Verdienst, das sein Wohlthäter um ihn hat. Ist er aber verliebt, so können wir wol seine Leidenschaft für so gerecht und vernünftig halten, als irgend eine von der Art. Wir achten wir uns aber verbunden, eine Leidenschaft von eben der Art, und gegen eben die Person, die sie bei ihm erregt hat, zu empfinden. Sie scheint vielmehr einem jeden, nur dem nicht, der sie fület, mit dem innern Werth des Gegenstandes gar kein Verhältniß zu haben. Man vergiebt daher die Liebe in einem gewissen Maaße, weil man weiß, daß sie natürlich ist; man lacht aber auch allemal darüber, weil man keine Mit-Empfindung dabei haben kann. Alle starke und ernsthafte Ausdrücke derselben scheinen einer dritten Person lächerlich; und ist der Verliebte für seine Schöne keine gute Gesellschaft, so ist er es für keinen. Er weiß dieses sehr gut, und daher bemühet er sich selbst, so lange er bei sich selbst ist, in einem scherzhaften und lachenden Tone davon zu reden. Dieser Ton ist der einzige, in welchem wir noch davon hören mögen, weil er der einzige ist, worin wir geneigt wären, selbst davon zu sprechen. Der steifen, pedantischen, mit langen Sentenzen aufgespinnten Liebe des Cowley und Proper-

tius, die kein Ende finden können, die Heftigkeit ihrer Leidenschaft zu schildern, dieser Liebe werden wir bald müde. Die Lustigkeit des Ovids und die Galanterie des Horaz sind aber allezeit angenehm.

Ob nun aber gleich eine Zuneigung von dieser Art nie eine eigentliche Sympathie erweckt, ob wir gleich nie, nicht einmal in der Einbildungskraft, der Empfindung einer Leidenschaft gegen diese besondere Person nahe kommen, so fällt es uns doch nicht schwer, weil wir entweder Leidenschaften von der Art schon empfunden, oder doch einen Hang haben sie zu empfinden, an den hohen Hoffnungen der Glückseligkeit, die man sich verspricht, wenn sie befriediget wird, und an dem nagenden Kummer, den man fürchtet, wenn sie mißlingt, theil zu nehmen. Sie interessiert uns nicht als eine Leidenschaft, sondern als eine Situation, die zu andern Leidenschaften Gelegenheit giebt, die uns interessieren, zur Hofnung, zur Furcht, und zum Unglück von jeder Art: so wie uns bei der Beschreibung einer See-Reise nicht der Hunger interessiert, sondern das Elend, das der Hunger verursacht. Bei der Leidenschaft des Verliebten bleiben wir, genau zu reden, unempfindlich. Aber bei den Erwartungen einer romanischen Glückseligkeit, die er daraus herleitet, werden wir warm mit ihm. Wir fühlen,

len, wie natürlich es der Seele in einer gewissen Situation ist, da sie von träger Gleichgültigkeit erschläftet, oder durch die Heftigkeit des Verlangens ermüdet wird, nach Heiterkeit und Ruhe sich zu sehnen, zu hoffen, daß sie diese in der Befriedigung der Leidenschaft, wo von sie jetzt ganz beherrscht wird, finden werde, und sich selbst ein süßes Bild von einem Leben in arcadischer Ruhe und Einsamkeit zu machen, welches der feine, der ärtliche, der verlichte Tibullus mit so angenehmen Farben mahlet; von einem Leben, gleich dem Leben in den glücklichen Inseln, welches die Poeten beschreiben, von einem Leben der Freundschaft, der Freiheit und Zufriedenheit, frei von Arbeit, frei von Sorgen, und von allen stürmischen Leidenschaften, die sie begleiten. Und auch bei diesen Scenen ist die Hoffnung weit interessanter als der wirkliche Genuß. Das Grobe in der Leidenschaft, welches sich mit der Liebe vermische, und vielleicht ihr wahrer Grund ist, verschwindet in der Vorstellung, wenn ihre Befriedigung noch entfernt ist, und sich nur in der Weite zeigt, es macht aber das ganze anßösig, wenn sie als unmittelbarer Genuß beschrieben wird.

Aus dieser Ursache ist uns die glückliche Leidenschaft weit weniger interessant, als die sorgsame und melancholische. Wir jammern für  
 E s alles,

alles, was so natürliche und angenehme Hoffnungen zerstören könnte, und empfinden also mit dem Liebhaber alle seine Angst, Bekümmernis und Unruhe.

Daher kommt es, daß diese Leidenschaft in einigen neuern Trauerspielen und Romanen so ungemein rührend ist. In dem Bayen ist es nicht so wol die Liebe des Cassio und der Monimia, die uns an sich zieht, als das Unglück, welches diese Liebe verursacht. Der Dichter, der zwei verliebte vorstellte, die in vollkommener Sicherheit sich ihre gegenseitige Zärtlichkeit einander beschreiben, würde Belächter, aber keine Sympathie erwecken. Ein Auftritt von der Art ist in einem Trauerspiel allemal gewisser massen unschicklich, und, wenn er noch erträglich ist, so ist es nicht deswegen, weil wir mit der Leidenschaft, die darin ausgedrückt wird, einige Sympathie fühlen, sondern weil wir schon zum voraus wegen der Gefahren und Schwierigkeiten bekümmert sind, die die Befriedigung derselben wahrscheinlich begleiten werden.

Die Zurückhaltung, die die Gesetze der Gesellschaft dem schönen Geschlecht in Ansehung dieser Schwachheit auflegen, macht sie ihnen viel trauriger, und eben deswegen viel rührender. Die Liebe der Phädra, so wie sie uns in dem französischen Trauerspiel dieses Namens vorge-  
stellt



stellt wird, reizt uns bei aller der Ausschweifung und Schuld, womit sie verbunden ist, ja diese Ausschweifung und Schuld ist es vielleicht gewissermaßen, was sie uns so interessant macht. Ihre Furcht, ihre Schaam, ihre Gewissensbisse, ihre Schrecken werden dadurch weit natürlicher und rührender. Alle begleitende Leidenschaften, die aus der Lage, worin die Liebe den Menschen versetzt, entspringen, werden nothwendig weit rührender und gewaltsamer, und von diesen begleitenden Leidenschaften kann man eigentlich nur sagen, daß wir mit ihnen sympathisiren.

Unter allen Leidenschaften, die über den Werth ihrer Gegenstände so ausschweifend hinausgehen, ist indessen die Liebe die einzige, in welcher auch die schwächsten Gemüther etwas angenehmes und anständiges wahrnehmen. Sie kann vielleicht lächerlich seyn, aber in sich selbst hat sie doch nichts verhaftes. Ihre Folgen können traurig und schrecklich seyn, aber ihre Absichten gehen doch selten auf Schaden. Einige von den Leidenschaften, die sie begleiten, sind sehr anständig, ob sie es gleich selbst nur wenig ist. In der Liebe findet sich eine starke Mischung von Menschlichkeit, Edelmut, Güte; Feind, Freundschaft, Hochachtung, Leidenschaften, mit welchen wir aus Ursachen, die nachher sollen erklärt werden, vor allen andern am meisten geneigt sind, zu sympathisiren, so sehr wir  
auch

auch überzeugt sind, daß sie gewissermaßen aus-  
 schweifen. Die Sympathie, die wir gegen die-  
 se empfinden, macht die Leidenschaft, die sie  
 begleiten, weniger unangenehm, und unterstützt sie  
 in unserer Einbildungskraft, ohngeachtet der Kaster,  
 die gemeinlich in ihrem Gefolge sind, ohngeachtet  
 sie in dem einen Geschlechte zu dem äuffersten Ver-  
 derben und Schande führt, und in dem an-  
 dern, wo sie doch am wenigsten nachtheilig zu  
 seyn geglaubt wird, fast allemal Unfähigkeit zur  
 Arbeit, Verkümmniß der Pflicht und Verach-  
 tung der Ehre, ja so gar des guten Namens  
 nach sich zieht. Das ohngeachtet, macht sie  
 der Grad der Empfindlichkeit und Edelmut,  
 der bei ihr vorausgesetzt wird, bei manchen zu  
 einem Gegenstande der Eitelkeit, sie mögten  
 gern fähig scheinen, das zu fühlen, was ihnen  
 nicht rühmlich seyn würde, wenn sie es wirklich  
 gefühlt hätten.

Nur eben der Ursache ist es nothwendig,  
 daß wir von unsern Freunden, von unsern Ge-  
 schäften, von unsern Lebensarten mit einer ge-  
 wissen Zurückhaltung sprechen. Bei allen die-  
 sen Dingen können wir nicht erwarten, daß sie  
 denken, mit welchen wir reden, eben so interes-  
 sant seyn werden als uns. Der Mangel die-  
 ser Zurückhaltung ist Schuld daran, daß die  
 eine Hälfte der Menschen für die andere nur  
 eine schlechte Gesellschaft ist. Der Philosoph  
 schließt

schießt sich nur zu den Philosophen, und das Mitglied einer geschlossenen Gesellschaft nur zu der kleinen Zahl derer, die dazu gehören.

### Drittes Hauptstück.

Von den ungeliebten Leidenschaften.

Es giebt eine andere Classe von Leidenschaften, die, ob sie gleich aus der Einbildungskraft entspringen, doch allemal, ehe wir Theil daran nehmen, oder sie als schädlich und anständig betrachten können, zu einem weit niedrigeren Grad heruntergesetzt werden müssen, als derjenige, wo zu die bloße rohe Natur sie erheben würde. Ich rede von dem Zorn und von der Rachgierde, mit allen ihren verschiedenen Modificationen. Bei solchen Leidenschaften wird unsere Sympathie zwischen der Person, die sie fület, und derjenigen, die ihr Gegenstand ist, geteilet. Die Vortheile beider sind sich gerade entgegen gesetzt. Die Sympathie mit dem, der sie fület, treibt uns an, eben das zu wünschen, was das Mitgefühl mit dem andern uns fürchten heift. Da sie beide Menschen sind, so interessiren wir uns für beide, und unsere Besorgnis wegen dessen, was der eine vielleicht leiden wird, erstickt unsern Groll über das, was der andere gelitten hat. Unsere Sympathie mit demjenigen, der durch eine Beleidigung getrixt worden, er-  
reicht

nicht deswegen lange die Stärke der Leidenschaft nicht, die ihn natürlicher Weise erbizet, nicht allein wegen der allgemeinen Ursachen, die alle sympathischen Leidenschaften schwächer machen, als die unthätlichen, sondern auch wegen der besondern Ursache, die ihr eigenthümlich ist, ich meine die entgegengelegte Sympathie mit einem andern. Ehe also der Zorn anfänglich und ansehnlich werden kann, muß er sehr geschwächt werden, und noch mehr als irgend eine andere Leidenschaft unter dem Punkte herabfallen, zu welchem er sonst natürlicher Weise hinaufsteigen würde.

Der Mensch hat zu gleicher Zeit ein starkes Gefühl von den Beleidigungen, die andern widerfahren. Der Bösewicht in einem Trauerspiel oder in einem Roman, ist eben so sehr der Gegenstand unserer Mitleidenschaft, als der Held der Gegenstand unserer Sympathie und unserer Zuneigung ist. Wir verabscheuen den Jago eben so sehr, als wir den Othello hochschätzen, und die Bestrafung des einen macht uns eben so viel Vergnügen, als das Unglück des andern uns nahe geht. Ob nun aber gleich der Mensch ein so starkes Mitleid mit den Beleidigungen hat, die seinen Feinden widerfahren, so empfindet er sie doch nicht allemal so viel stärker, je mehr der Beleidigte sie zu empfinden scheint. Wehtrüßheit ist außer Mitleid gegen den Beleidigten desto

desto grösser, je grösser die Geduld, die Sanftmut und Menschlichkeit des Beleidigten ist. Das Liebenswürdige seines Characters macht das Gefühl von der Abscheulichkeit der Beleidigung noch heftiger, nur muß es nicht das Ansehen haben, daß es ihm an Muth fehlet, und daß Furchtsamkeit der Grund seines sanften Betragens ist.

Demohngeachtet werden diese Leidenschaften als notwendige Theile in dem Character der menschlichen Natur betrachtet. Ein Mensch, der bei groben Beleidigungen ruhig stille sitzt, und ganz zahm sie verschmerzet, ohne daß er versucht sie abzuwehren oder zu ahnden, wird verächtlich. Wir können seiner Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit nicht beitreten. Wir nennen sein Bezeigen Kleinmut, und werden dadurch nicht weniger aufgebracht, als durch die Frechheit seines Widersachers. Auch der Pöbel geräth in Wuth, wenn er sieht, daß einer Beschimpfungen und üble Begegnungen geduldig hinnimmt. Sie verlangen eine solche Frechheit geahndet, und zwar von dem, der darunter leidet, geahndet zu sehen. Sie schreien ihm ungestüm zu, sich zu wehren, oder sich zu rächen. Erwache sein Unwille endlich, so freuen sie sich herzlich, ihre Sympathie erwache gleichfalls, ihr eigener Unwille gegen seinen Feind wird dadurch lebhafter, sie freuen sich zu sehen, daß er ihn wieder

der angreift, und seine Rache, wenn sie nur nicht zu weit gehet, ist ihnen eben so willkommen, als ob das Unrecht ihnen selbst wiederfahren wäre.

Ob man nun aber gleich erkennet, daß diese Leidenschaften einem jeden, einzeln betrachtet, nützlich sind, weil sie es gefährlich machen, ihn zu beleidigen oder zu beschimpfen, ob gleich der Muzze, den sie dem Staat als Wächter der Gerechtigkeit, und der Gleichheit in der Verwaltung desselben leisten, nicht weniger beiträglich ist, wie wir in der Folge zeigen werden: so ist doch in diesen Leidenschaften selbst etwas widriges, das sie zu einem natürlichen Gegenstande unsers Abscheues macht, wenn wir sie bei andern sehen. Begegnet uns jemand in einer Gesellschaft übel, so dürfen wir unsern Unwillen gegen ihn nicht weiter auslassen, als daß wir ihm bloß zu verstehen geben, daß sein Bezeigen uns verdrießt. Gehen wir weiter, so wird es nicht allein als eine Beleidigung dieser besondern Person, sondern auch als eine Grobheit gegen die ganze Gesellschaft angesehen. Die Achtung gegen sie müßte uns zurückgehalten haben, einer so stürmischen und anstößigen Leidenschaft Raum zu geben. Die entferntesten Wirkungen dieser Leidenschaften sind angenehm, die unmittelbaren zielen bloß auf den Schaden dessen, gegen welchen sie gerichtet sind. Die

Ge

Gegenstände werden aber nicht durch ihre entfernte, sondern durch ihre unmittelbare Wirkungen der Einbildungskraft angenehm oder unangenehm. Ein Gefängnis ist gewis dem Publicum nützlicher als ein Pallast. Wer das erste stiftet, wird gemeinlich von einem weit richtigern Geiste des Patriotismus geleitet, als derjenige, der einen Pallast bauet. Allein, die unmittelbaren Wirkungen eines Gefängnisses, die Einschließung der Missethäter, die darin verwahrt werden, sind unangenehm, und die Einbildungskraft nimt sich entweder nicht die Zeit, die entfernten aufzusuchen, oder sie sieht sie in einer zu grossen Weite, als daß sie sehr davon sollte gerührt werden. Ein Gefängnis wird deswegen allemal ein unangenehmer Gegenstand seyn, und zwar um so viel mehr, je geschickter es zu dem Endzweck ist, zu welchem es aufgerichtet worden. Dagegen wird ein Pallast allemal angenehm seyn, und doch können die entfernten Wirkungen desselben dem Publicum oft sehr nachtheilig werden. Er kann dienen, die Heppigkeit zu befördern, und das Beispiel zu einer ausschweifenden Lebensart zu geben. Weil aber seine unmittelbare Wirkungen, die Bequemlichkeit, das Vergnügen und die Lustigkeit der Leute, die darin leben, alle angenehm sind, und der Einbildungskraft tausend angenehme Ideen beibringen, so bleibt sie ge-

3

mei-

meiniglich dabei besiehn, und gebet selten weiter, seine enstfernteren Folgen aufzusuchen. Abbildungen der Instrumente der Kunst oder des Landbaues, in Gemälden oder in Stuccatur-Arbeit, sind ein gewöhnlicher und angenehmer Zierratn unserer Zimmer und Speise-Saale. Wollten wir sie mit Abbildungen von gleicher Gattung behängen, die uns chirurgische Instrumente, Meißer zur Anatomie und zum Amputiren, Sägen für die Knochen, Werkzeuge zum trepaniren vorstellten, so würde es ungereinnt und anstößig seyn. Chirurgische Instrumente sind aber doch durchgängig feiner poliret, und gemeiniglich, jedes nach seinen Endzwecken weit künstlicher eingerichtet, als die Werkzeuge des Landbaues. Ihre enstfernte Wirkung, nemlich die Gesundheit des Kranken, ist auch angenehm, gleichwol mißfällt uns ihr Anblick durchgehends, weil ihre unmittelbare Wirkung Schmerz und Leiden ist. Werkzeuge des Krieges sind angenehm, ob gleich ihre unmittelbare Wirkung ebenfalls Schmerz und Leiden zu seyn scheint. Dieser Schmerz trift aber unsere Feinde, mit welchen wir keine Sympathie haben. In Absicht auf uns sind sie unmittelbar mit den angenehmen Ideen des Sieges, des Muths und des Ruhms verbunden. Sie sind deswegen unserer Meinung nach, eine der vornehmsten Stülte unsers Schmuckes, und ihre Nachahmung ist



ist eine der schönsten Zierrathen in der Baukunst. Eben so verhält es sich auch mit den Eigenschaften der Seele. Die alten Stoiker waren der Meinung, daß man, da die Welt von der alles beherrschenden Verfassung eines gütigen, mächtigen und weisen Gottes regiert werde, nicht anders denken könnte, als daß jede einzelne Begebenheit einen notwendigen Theil von dem Plan des ganzen ausmache, und die allgemeine Ordnung und Glückseligkeit des Ganzen zu befördern abzwecke, daß folglich die Laster und Thorheiten der Menschen eben so notwendig zu diesem Plan gehörten als ihre Weisheit oder ihre Tugend, und daß sie durch jene ewige Kunst, die das Gute aus dem Bösen hervorbringt, so gelenket würden, daß sie eben so wol auf die Glückseligkeit und Vollkommenheit des grossen Systems der Natur abzwieften. Indessen kann doch keine Speculation, so tief sie auch der Seele eingeprägt worden mag, unsern natürlichen Absichten gegen das Laster vermindern, dessen unmittelbare Wirkungen so verderblich, und dessen entfernte Wirkungen zu weit entlegen sind, daß die Einbildungskraft sie nicht entdecken kann.

Nicht anders verhält es sich mit den Leidenschaften, die wir jetzt betrachten. Ihre unmittelbaren Wirkungen sind so unangenehm, daß, so gerecht auch die Veranlassung dazu

fern mag, doch allemal etwas übrig bleibt, das  
 uns misfällt. Des sind demnach die einzigen  
 Todschaften, deren Aeußerungen, wie ich vor-  
 hin bemerkt, uns nie zur Sympathie geneigt  
 machen oder vorbereiten, herer wir nicht von  
 der Ursache unterrichtet sind, die sie erregt.  
 Die klägliche Stimme des Elendes darf nur  
 in der Ferne gehört werden, so werden wir  
 uns nie überwinden können, gleichgültig gegen  
 den Unglücklichen zu seyn, von welchem sie  
 kommt. So bald sie unser Ohr rührt, so neh-  
 men wir an seinem Schicksale theil, und, wenn  
 sie fortdauert, so nötigt sie uns auch wider  
 unsern Willen, ihm zu Hülfe zu eilen. Auf  
 gleiche Art ermuntert eine aufgeräumte lächelnde  
 Mine auch den Schwermütigen zu der heitern  
 und fröhlichen Laune, die ihn geneigt macht,  
 mit der Freude, die sie ausdrückt, zu sympathi-  
 siren und sie zu theilen, und er sälet sein Herz,  
 das vorher von Gedanken und Sorgen ge-  
 spannt und niedergedrückt war, den Augenblick  
 erweitert und erleichtert. Ganz anders verhält  
 es sich mit den Aeußerungen des Hasses und  
 des Zornes. Die harsche, stürmische und  
 mistonige Stimme des Zorns erfüllet uns,  
 wenn sie von ferne gehört wird, mit Furcht  
 oder Abscheu. Wir eilen nicht zu ihr hin,  
 wie zu einem, der vor Schmerz und Angst  
 schreit. Weiber und Männer von schwachen  
 Nerven

Nerven zittern, und ob sie gleich wissen, daß sie selbst nicht die Gegenstände des Zorns sind, so überfällt sie doch Furcht und Schrecken, weil sie sich selbst in die Stelle desjenigen setzen, der der Gegenstand davon ist. Auch die Kühnern und Unerschrockenern werden unruhig, zwar nicht so sehr, daß sie sich fürchten sollten, aber doch genug, um zornig zu werden. Denn der Zorn ist die Leidenschaft die sie fühlen würden, wenn sie in der Stelle des andern wären. So ist es auch mit dem Hasse. Wlosse Ausdrücke der Feindschaft flößen gegen niemanden Haß ein, als gegen den, der sich ihrer bedient. Beide Leidenschaften sind ihrer Natur nach Gegenstände des Widerwillens. Das unangenehme und stürmische Wesen, womit sie sich ankündigen, erregt nie unsere Sympathie, macht uns nie geschickt sie zu empfinden, aber es zerstört sie oft. Der Kummer hat nicht mehr Kraft, uns für den, bei welchen wir ihn bemerken, einzunehmen, und zu ihm hinzuziehen, als diese Leidenschaften, so lange wir ihre Ursachen nicht wissen, uns von ihm abzu ziehen und zu entfernen. Vermuthlich war es die Absicht der Natur, daß diese rauhern und feindseligen Gemüths-Bewegungen sich nicht so leicht und viel seltner mittheilen sollten.

Wenn die Musik die Stimmen des Kummers oder der Freude nachahmet, so flößet sie uns

uns entweder diese Leidenschaften ein, oder setzen uns doch in die Gemüthsfassung, die uns geneigt macht, sie zu empfinden. Wenn sie hinweger die Stimmen des Zorns nachahmet, so erfüllt sie uns mit Furcht. Freude, Kummer, Liebe und Bewunderung, alle diese Leidenschaften sind ihrer Natur nach musicalisch. Ihre natürlichen Töne sind alle sonst, deutlich und melodisch. Sie drücken sich natürlich in Perioden aus, die sich durch regelmäßige Pausen unterscheiden, und eben deswegen sich zu der regelmäßigen Wiederkehr der übereinstimmenden Töne in einem Stück sehr gut passen. Die Stimme des Zorns und aller Leidenschaften, die mit ihm verwandt sind, ist im Gegentheil harsch und mistönig. Seine Perioden sind auch alle unregelmäßig, zuweilen sehr lang, und zuweilen sehr kurz, und durch keine regelmäßige Pausen abgeteilt. Es kostet daher viel Mühe, eine von diesen Leidenschaften in der Musik nachzuahmen, und die Musik, die sie nachahmet, ist nicht die angenehmste. Ein ganzes Concert kann, ohne einigem Uebelsand in der Nachahmung der gefelligen und angenehmen Leidenschaften bestehen. Dasjenige aber, das gänzlich in Nachahmungen des Hasses und des Zorns bestünde, würde ein seltsames Concert seyn.

Eind

Sind diese Leidenschaften den Zuschauer unangenehm, so sind sie es dem nicht weniger, der sie fühlt. Haß und Zorn sind für die Glückseligkeit eines guten Gemüths ein tödliches Gift. Selbst in dem Gefühl dieser Leidenschaften ist etwas widriges, zerrendes und convulsisches, etwas, das die Brust zerreißt und zerrüttet, und jene sanfte Ruhe, jene stille Zufriedenheit des Gemüths, gänzlich zerstört, die zu der Glückseligkeit so nothwendig ist, und die durch die entgegengesetzten Leidenschaften der Dankbarkeit und Liebe am besten erhalten wird. Edelmüthige und menschliche Seelen bedauern bei der Treulosigkeit und Undankbarkeit derer, mit welchen sie leben, nicht gerade den Verlust der Vortheile, die sie dadurch einbüßen. Denn was sie auch immer verlieren, das können sie gemeinlich zu ihrer Glückseligkeit sehr wol entbehren. Was sie am meisten kränkt, ist die Idee der Treulosigkeit und Undankbarkeit, die man an ihnen bewiesen, und die widrigen und unangenehmen Leidenschaften, die dadurch erregt werden, machen nach ihrer eigenen Meinung den Haupttheil der Beleidigung aus, die sie leiden.

Wie viel gehört nicht dazu, die Befriedigung des Zorns vollkommen angenehm zu machen, und den Zuschauer dahin zu bringen, daß er mit unserer Rache durchaus sympathisirt?

Erstlich muß die Beleidigung von der Art seyn, daß wir uns der Verachtung und beständigen Anfällen würden ausgesetzt sehen, wenn wir sie nicht gewissermassen abhändeten. Kleinere Beleidigungen werden besser übersehen, und nichts ist verächtlicher, als jene hitzige und empfindliche Gemüthsart, die bei jeder Gelegenheit zum Zank Feuer fängt. Wenn wir zornig werden, so sollte unser Zorn mehr aus dem Gefühl entstehen, daß er hier anständig ist, aus dem Gefühl, daß man ihn hier von uns erwartet und fordert, als daher, weil wir selbst die Furien dieser unangenehmen Leidenschaft in uns empfinden. Unter den Leidenschaften, deren die menschliche Seele fähig ist, giebt es keine, über deren Wichtigkeit wir so zweifelhaft seyn müssen, keine, bei welcher wir, ehe wir ihr Raum lassen, unser natürliches Gefühl von Schicklichkeit so forasältig zu rathe ziehen, oder so aufmerksam überlegen müssen, welches die Empfindungen des fühlen und unparteiischen Zuschauers seyn werden. Großmuth, oder die Achtung gegen unsern eigenen Rang und Würde in der Gesellschaft, ist der einzige Bewegungsgrund, der die Aeußerungen dieser unangenehmen Leidenschaften veredeln kann. Dieser Bewegungsgrund muß unserer ganzen Sprache und Betragen den Character geben. Beide müssen frei, offen und edel seyn, männlich ohne Eigensinn,

gesinn, erhaben ohne Troz, nicht allein frei vom Muthwillen und niedrigen Anzügenheiten, sondern auch großmütig, gutherzig und voll von aller anständigen Achtung selbst gegen den, der uns beleidiget hat. Mit einem Worte, aus unsern ganzen Betragen muß es erhellen, ohne daß wir uns zwingen den Schein davon anzunehmen, daß die Leidenschaft unsere Menschlichkeit nicht erstickt hat, und daß wir den Eingebungen des Zorns wieder unsern Willen, aus Noth, grossen und wiederholten Beleidigungen zu Folge nachgeben. Wird der Unwille auf die Art eingeschränkt und regieret, so kann man es ihm auch ansehen, daß er großmütig und edel ist.

### Viertes Hauptstück.

Von den geselligen Leidenschaften.

**D**a eine getheilte Sympathie die Classe der Leidenschaften, deren wir 1<sup>te</sup> erwähnt haben, meistens so niedrig und unangenehm macht, so giebt es auch eine andere Classe von solchen, die jenen entgegengesetzt sind, und denen eine verdoppelte Sympathie fast allemal eine eigenthümliche Anmut und Anständigkeit giebt. Edelmut, Menschlichkeit, Güte, Mitleiden, gegenseitige Freundschaft und Hochachtung, alle

gefellige und gütige Neigungen gefallen, wenn  
 sie aus unserm Wesen und aus unserm Ver-  
 halten, selbst gegen diejenigen, die mit uns in  
 einer besondern Verbindung stehen, hervorleuchten,  
 auch dem gleichgültigen Zuschauer fast bey je-  
 der Gelegenheit. Seine Sympathie mit dem,  
 der diese Leidenschaften empfindet, siehet in ge-  
 nauem Verhältniß mit dem Antheil, den er an  
 demjenigen nimmt, der ihr Gegenstand ist. Als  
 Mensch ist er verbunden, sich für die Glückse-  
 ligkeit des letzten zu interessieren, und das belebt  
 sein Mitgefühl mit den Empfindungen des er-  
 sten, dessen Regungen sich mit eben dem Ge-  
 genstande beschäftigen. Wir haben deswegen  
 allemal den stärksten Hang mit gütigen Rei-  
 gungen zu sympathisiren. Ihr Anblick ist uns  
 von allen Seiten angenehm. Wir nehmen an  
 den Vergnügen, so wol dessen, der sie fület,  
 als desjenigen, der ihr Gegenstand ist, Theil.  
 Denn so wie der Gedanke, daß man der Ge-  
 genstand des Hasses und des Unwillens ist, ei-  
 nem rechtschaffenen Manne weit mehr Krän-  
 kung verursacht als alles Uebel, das er von  
 seinen Feinden zu fürchten hat, so ist auch in  
 dem Bewußtseyn geliebt zu werden, ein Ver-  
 gnügen, das einem Menschen von seinem und  
 zartem Gefühl weit wichtiger ist, als alle Vor-  
 theile, die er von dieser Liebe erwarten kann.  
 Welcher Character ist so abscheulich, als der  
 Character



Character desjenigen, der ein Vergnügen daran findet, unter Freunden den Saamen der Ueelmigkeit auszustreuen, und ihre zärtliche Liebe in tödtlichen Haß zu verwandeln? Worin besteht aber die Häßlichkeit dieses mit recht so verabscheuten Verbrechens? Nicht darin, daß er sie der kleinen Freundschafts-Dienste beraubt, die sie von einander hätten erwarten können, wenn sie Freunde geblieben wären, sondern darin, daß er sie der Freundschaft selbst beraubt, darin, daß er sie um die gegenseitige Zuneigung bringt, aus welcher ihnen so viel Vergnügen zufließt, darin, daß er die Harmonie ihrer Herzen zerstört, und die glückliche Vereinigung, die vordehm unter ihnen herrschte, zerstört. Und daß diese Zuneigung, diese Harmonie, diese Vereinigung zur Glückseligkeit weit wichtiger sind, als alle kleinen Dienste, die daraus natürlich herfließen, das fület nicht allein der zärtliche und gefühlvolle, sondern auch der roheste unter dem Pöbel.

Die Empfindung der Liebe ist an sich selbst schon dem, der sie fület, angenehm. Sie befänstigt und beruhiget das Herz, scheint die Lebensbewegungen zu beedüßigen, und den gesunden Zustand des menschlichen Körpers zu befördern. Durch das Bewußtseyn des Vergnügens und der Dankbarkeit, die sie bei den erregen muß, der ihr Gegenstand ist, wird sie

noch

noch angenehmer gemacht. Ihre gegenseitigen freundschaftlichen Gefinnungen machen sie, einen in dem andern glücklich, und die Sympathie mit diesen Gefinnungen macht sie jedem andern angenehm. Mit welchem Vergnügen sehen wir nicht eine Familie, in welcher unter allen ihren Gliedern gegenseitige Liebe und Hochachtung herrscht, wo Eltern und Kinder als Freunde mit einander umgehen, ohne einen andern Unterschied, als den, der durch die ehrfurchtsvolle Liebe an der einen, und durch ältliche Herablassung an der andern Seite verursacht wird, wo Offenherzigkeit und Zärtlichkeit, gegenseitiger Eherz und gegenseitige Gewogenheit zeugen, daß keine widersprechende Vortheile die Brüder zertrennen, und kein Streit um den Vorzug die Schwestern in Mißthelligkeit setzt, wo alles, was wir sehen, uns die Idee des Friedens, der Munterkeit, der Harmonie und des Vergnügens darbietet. Wie unangenehm ist es uns nicht dagegen, wenn wir in ein Haus kommen, wo Zank und Streit die eine Hälfte der Bewohner gegen die andere aufbringt, wo unter gezwungener Freundlichkeit und verstellten Lächeln argwöhnische Blicke und plötzliche Ausbrüche von Zorn die neidischen und eifersüchtigen Leidenschaften verrathen, wo von sie gegen einander entbrennen, und die bei jeder Gelegenheit bereit sind, durch alle Schranken,

ten, die die Gegenwart der Gesellschaft ihnen  
setzt, durchzubrechen?

Jene liebenswürdige Leidenschaften werden,  
wenn man gleich erkennet, daß sie zu weit ge-  
hen, doch nie mit Widerwillen betrachtet.  
Auch in den Schwachheiten der Freundschaft  
und der Menschlichkeit, ist etwas angenehmes.  
Die zu färtliche Mutter, der zu gütige Vater,  
der zu großmütige und liebeiche Freund kön-  
nen wol wegen ihres sanften und weichen Na-  
turells zuweilen mit einer Art von Mitleiden  
angesehen werden, in welchem aber doch allemal  
eine Mischung von Liebe ist. Allein nie kön-  
nen sie mit Haß und Widerwillen angesehen  
werden, nicht einmal mit Verachtung, ausser  
von den viehischsten und unwürdigsten unter den  
Menschen. Tadeln wir ja das Ausschweifende  
in ihren Reigungen, so geschieht es doch alle-  
mal mit Sympathie, mit Güte und Freund-  
schaft. In dem Character der äussersten Zärt-  
lichkeit ist etwas so hülfloses, daß es unser  
Mitleiden mehr als irgend etwas auffo-  
dert, aber es ist nichts darin, das ihn unan-  
ständig oder unangenehm macht. Wir bedau-  
ren nur, daß er sich nicht für die Welt schickt,  
weil die Welt seiner unwürdig ist, und, weil  
er den, der damit begabt ist, der Treulosigkeit  
und Undankbarkeit der schmeichelnden Falschheit  
und tausend Verdrieslichkeiten und Misvergnü-  
gen

gen aussetzen muß, die er unter allen Menschen am wenigsten verdient, und überhaupt unter allen Menschen am wenigsten zu ertragen fähig ist. Mit Haß und Bitterkeit verhält es sich ganz anders. Ein zu starker Hang zu diesen häßlichen Leidenschaften macht einen Menschen zu dem Gegenstand des allgemeinen Abscheues und Schreckens, und wir denken, daß ein solcher, wie ein wildes Thier, müsse ausgejagt und aus der bürgerlichen Gesellschaft vertrieben werden.

### Fünftes Hauptstück.

Von den selbstischen Leidenschaften. (\*)

Nusser diesen zween entgegengesetzten Classen von Leidenschaften, den geselligen und ungeselligen, giebt es eine andere, die zwischen ihnen das Mittel hält. Sie ist nie so annehm, als zuweilen die eine Classe ist, und nie so verhaßt, als zuweilen die andere ist. Reum und Freude über unser Privat-Glück oder Unglück machen diese dritte Classe von Leidenschaften aus. Diese sind, auch wenn sie übertrieben sind, nie so unangenehm, als übertriebener Zorn, weil keine widersprechende Sympathie uns gegen sie einnehmen kann, und, wenn sie

(\*) selfish passions.

sie ihren Gegenständen auch noch so angemessen  
 sind, so sind sie doch nie so angenehm, als un-  
 partheiische Menschenliebe und rechtmäßiges  
 Wohlwollen, weil keine doppelte Sympathie  
 uns je für dieselben einnehmen kann. Dieser  
 Unterschied ist aber zwischen dem Kummer und  
 der Freude, daß wir gemeinlich am meisten  
 geneigt sind, mit kleinen Freuden und mit groß-  
 sem Kummer zu sympathisiren. Wer durch ei-  
 nen plötzlichen Glücks Wechsel auf einmal zu  
 weit über den Zustand erhoben wird, worin er  
 vorhin gelebt, kann versichert seyn, daß die  
 Glückwünsche auch seiner besten Freunde nicht  
 alle vollkommen aufrichtig sind. Der Anblick  
 eines Menschen, der plötzlich in die Höhe  
 schießt, ist, ohngeachtet er die größten Ver-  
 dienste hat, durchgängig unangenehm. Eine  
 weibliche Empfindung hält uns gemeinlich ab,  
 mit seiner Freude herzlich zu sympathisiren.  
 Wenn er Verstand hat, so merkt er das sehr  
 gut, und läßt sich daher die Freude über sein  
 neues Glück so wenig merken, daß er sich viel-  
 mehr Mühe giebt, sie zu unterdrücken, und je-  
 nes Aufwallen der Lebens-Geister, das seine  
 vortheilhaften Umstände natürlicher Weise er-  
 wecken, nieder zu halten. Er zwingt sich recht,  
 in seiner Kleidung nicht eitel, und in seinem  
 Betragen eben so bescheiden zu seyn, als es sich  
 in seinem vorigen Zustande für ihn schickte.

Er

Er verdoppelt seine Aufmerksamkeit gegen seine alten Freunde, und bemühet sich mehr als jemals demüthig, aufmerksam und gefällig zu seyn. Und dies ist das Bezeigen, das uns in seiner Situation am besten gefällt, weil wir, wie es scheint, erwarten, daß er mehr Sympathie mit unserm Neide und mit unserm Neiderwillen gegen seine Glückseligkeit haben soll, als wir mit seiner Glückseligkeit haben. Und bei aller dieser Vorsicht gelingt es ihm doch selten. Die Aufrichtigkeit seiner Demuth ist uns verdächtig, und er wird es mühe, sich zu zwingen. In einer kurzen Zeit verläßt er derothalben alle seine vorigen Freunde, nur einige der geringsten ausgenommen, die sich vielleicht dazu bequemen, seine Klienten zu werden, und neue erwirbt er sich auch nicht. Der Stolz seiner neuen Bekannten wird eben so sehr dadurch, daß er ihres gleichen geworden, beleidigt, als der Stolz seiner alten Bekannten dadurch, daß er vornehmer als sie geworden, und es gehört die hartnäckigste und anhaltendste Bescheidenheit dazu, diese Kränkung bei beiden wieder gut zu machen. Gemeinlich ermüdet er zu bald, der finstere und argwöhnische Stolz der ersten, und die höhnische Verachtung der andern reizet ihn, jenen nachlässig, diesen troggig zu begegnen, bis der Hochmut ihm zuletzt zur Gewohnheit wird, und er die Achtung aller einbüßt.

küßet. Wenn nun der Haupt- Theil der menschlichen Glückseligkeit in dem Bewußtseyn besteht, daß man geliebt werde, so tragen diese plötzliche Glücks- Wechsel selten viel zu unserer Glückseligkeit bei. Der ist am glücklichsten, der mehr von Stufe zu Stufe zur Größe fortschreitet, den das Publicum zu jedem Schritt seiner Erhebung lange vorher bestimmt, ehe er dazu gelangt, dem sie folglich, wenn sie kommt, keine ausschweifende Freude verursachen, und vernünftiger Weise weder von denen, welche er erreicht, Eifersucht, noch von denen, die er hinter sich läßt, Weid zuziehen kann.

So viel ist indessen gewis, daß die Menschen allemal geneigter sind, mit den kleinern Freuden, die aus viel unwichtigeren Ursachen entstehen, zu sympathisiren. Bei einem großen Glück ist es anständig keine Freude zu verbergen, aber über die kleinen Begebenheiten des menschlichen Lebens, über die Gesellschaft, in welcher wir den vorigen Abend zugebracht, über die Mahlzeit, die uns da vorgesetzt worden, über das, was da gesprochen oder vorgenommen worden, über alle kleinen Vorfälle in der gegenwärtigen Gesellschaft, über alles eitle Nichts, das das Leere des menschlichen Lebens ausfüllt, dürfen wir unser Vergnügen uns so stark und deutlich merken lassen, als wir Lust haben. Nichts ist angenehmer, als eine habituelle Fro-

lichkeit, die sich auf einen vorzüglichen Geschmack an allen kleinen Vergnügungen, die im gewöhnlichen Leben vorkommen, gründet. Mit dieser sympathisiren wir sehr leicht, sie flößt uns eine gleiche Freude ein, und macht, daß jede Kleinigkeit eben die angenehme Verfaß für uns annimmt, worin sie sich dem darbietet, der mit diesem glücklichen Temperament begabt ist. Daher kommt es, daß die Jugend, dieser muntere Frühling des Lebens, unser Herz so leicht gewinnt. Die Regung zur Freude, die in den blühenden Wangen der Schönheit und Jugend zu glühen, und aus ihren Augen zu funkeln scheint, erhebt auch den alten, wenn gleich die Person, bei welcher er sie wahrnimmt, von seinem Geschlecht ist, zu einer freudigern Laune, als ihm gewöhnlich ist. Er vergißt auf eine Zeitlang seine Schwachheiten und überläßt sich den angenehmen Begriffen und Regungen, die ihn so lange fremd gewesen, die aber, wenn die Gegenwart so vieler Glückseligkeit in sein Herz zurück ist, daselbst wieder ihren vorigen Platz einnehmen, gleich einem alten Bekannten, von welchem er wünscht sich nie getrennt zu haben, und den er eben wegen dieser langen Trennung um so viel herzlicher umarmet.

Mit der Traurigkeit verhält es sich ganz anders. Kleine Verdrießlichkeiten erwecken keine

Epin.



Empathie: aber tiefer Kummer erregt die  
 stärkste: Der Mensch, den jeder kleiner Vor-  
 fall des Lebens verdrießlich macht, der schon  
 grämlich wird, wenn der Koch oder Kellermei-  
 ster in dem geringsten Stück ihrer Pflicht ge-  
 fehlet haben, der jedes Versetzen in dem fei-  
 nen Ceremoniel der Höflichkeit sälet, es mag  
 nun gegen ihn selbst oder gegen einen andern  
 begangen seyn, der es übel nimmt, daß sein ver-  
 trauter Freund ihm keinen guten Morgen ge-  
 boten, als er ihm des Vormittags begegnet,  
 oder daß sein Bruder die ganze Zeit über, da  
 er eine Historie erzählt, in sich gedrummet; der  
 auf das schlimme Wetter schilt, wenn er auf  
 dem Lande ist, auf die schlimmen Wege, wenn  
 er auf der Reise ist, auf die schlechte Gesell-  
 schaft und auf die langweiligen öffentlichen Lust-  
 barkeiten, wenn er in der Stadt ist: ein sol-  
 cher Mensch, sage ich, wird, wenn er gleich in  
 vielen Stücken nicht Unrecht hat, doch selten  
 viel Sympathie antreffen. Freude ist eine an-  
 genehme Bewegung, und wir überlassen uns ihr  
 gerne, die Veranlassungen mögen auch noch so  
 klein seyn. Wir sind daher allemal geneigt,  
 mit ihr zu sympathisiren, wenn wir sie bei an-  
 dern sehen, falls wir nicht durch den Neid ge-  
 hindert werden. Traurigkeit aber ist unange-  
 nehm, und auch bei unsern eignen Unlucksfäl-  
 len widersteht ihr die Seele, und sucht vor  
 ihr.

ihr. Wir mögen ihr gerne entweder gar  
 nicht Platz geben, oder sie doch, so bald sie sich  
 eingestellt, wieder verjagen. Unser Wieder-  
 willie gegen die Traurigkeit hindert zwar nicht,  
 daß wir ihr nicht oft in unsern eignen An-  
 gegenheiten bei sehr elenden Kleinigkeiten Raum  
 lassen, er hält uns aber beständig ab mit ihr  
 zu sympathisiren, wenn sie bei andern durch  
 eben so nichtswürdige Ursachen erzeugt werden.  
 Denn unsere sympathischen Leidenschaften sind  
 allemal weniger unabweislich, als unsere ur-  
 springlichen. Ueberdies giebt es in der mensche-  
 lichen Seele eine gewisse Festheit, die nicht al-  
 lein alle Sympathie mit kleinen Verdrißlichen-  
 ten zurückhält, sondern sie auch gewisser massen  
 lustig macht. Daher das Vergnügen, welches  
 wir alle an Spöttereien finden, daher sehen  
 wir es so gern, wenn jemand in o'r Gesells-  
 schaft von alten Zeiten gequält, gequält, und so  
 in die Enge getrieben wird, daß er sich nicht  
 heraus zu helfen weiß. Leute, die nur eine ge-  
 wöhnliche gute Erziehung haben, verhehlen da-  
 her den Verdruß, den ihnen ein kleiner Vorfall  
 macht, und diejenigen, die recht zu leben wissen,  
 sind die ersten, die einen Scherz daraus ma-  
 chen, weil sie wol wissen, daß die Gesellschaft  
 es thun wird, wenn sie es nicht thun. Die  
 Fertigkeit die ein Mensch, der die Welt kan-  
 net, sich erworben hat, jede Sache, die ihn be-  
 trifft,

trifft, so anzusehen, wie andere sie ansehen werden, macht, daß er solche unangenehme Kleinigkeiten unter eben der lächerlichen Gestalt erblickt, worin er weiß, daß sie von ihnen wird betrachtet werden.

Mit großem Unglück haben wir dagegen ein sehr starkes und sehr aufrichtiges Mitleiden. Es ist unnöthig ein Beispiel davon zu geben: Wir meinen auch bei einer erdichteten Vorstellung desselben in einem Trauerspiel. Wenn ihr daher unter einem großen Unglück stehen, wenn ihr durch einen außerordentlichen Zufall in Armut, in Krankheiten, in Schande und Elend gefallen seyd, so könnet ihr euch durchgängig auf die aufrichtigste Sympathie aller eurer Freunde, und, so weit Vortheil und Ehre es erlauben will, auch auf ihren Beistand Rechnung machen, selbst alldenn, wenn ihr euer Unglück durch euer Verschuld zum Theil mit verschuldet. Ist aber euer Unglück nicht von dieser schrecklichen Art, ist euer Elend nur ein wenig gekränkt, seyd ihr bloß von eurer Wastreise betrogen, oder wirket ihr nur von eurem Weibe gebühret, so tummet ihr euch sicher auf die Spötterei aller eurer Bekannten gefaßt machen.

### Dritter Abschnitt.

Von den Wirkungen des Glücks und des Unglücks, auf die Urtheile der Menschen über die Schicklichkeit der Handlungen, und warum es leichter ist, in dem einen Zustande als in dem andern ihren Beifall zu erhalten.

#### Erstes Hauptstück.

Doch unsere Sympathie mit dem Kummer, ob sie gleich geringlich weit lebhafter ist, als unsere Sympathie mit der Freude, doch die Festigkeit der Empfindung, die die Haupt-Forren unedlicher Weise fließt, durchgängig weit weniger erreicht.

Auf die Sympathie mit dem Kummer hat man weit mehr Acht gegeben, als auf die Sympathie mit der Freude, ohneachtet die letztere nicht weniger wirklich ist, als die erste. Das Wort Sympathie in seiner eigentlichen und ursprünglichen Bedeutung bezeichnet unser Mit-Gefühl mit andern Leiden, nicht aber mit ihrer Freude. Noch neuerlich hat ein scharfsinniger und feiner Philosoph es nötig gefunden, durch

durch Gründe zu beweisen, daß wir eine wirkliche Sympathie mit der Freude haben, und daß es ein Principium in der menschlichen Natur ist, daran Theil zu nehmen. Niemand aber hat, glaube ich, es je nötig gefunden, eben das von dem Mitleiden zu beweisen.

Erflich ist unsere Sympathie mit dem Kummer im gewissen Verstande allgemeiner als die mit der Freude. Obgleich der Kummer übermäßig ist, so können wir doch gewissermaßen ein Mitgefühl dabei haben. Was wir in diesem Fall empfinden, das erreicht zwar jene vollkommene Sympathie, jene durchgängige Harmonie und Uebereinstimmung der Empfindungen nicht, die den Beifall ausmacht. Wir weinen und schreien und ächzen nicht mit dem Unglücklichen. Wir bemerken dagegen nur gar zu gut seine Schwäche, und wie ausschweifend seine Leidenschaft ist, und doch fühlen wir oft seinerwegen eine sehr starke Bekümmerniß. Bei der Freude verhält es sich anders. Wenn wir sie mit dem andern nicht vollkommen theilen, und sein ganzes Wesen annehmen, so nehmen wir es gar nicht an, wir empfinden nichts. Der Thor, der mit der unmäßigen und unsinnigen Freude, worin wir ihm nicht folgen können, springet und tanzt, ist der Gegenstand unserer Verachtung und unsers Unwillens.

Ueberdies ist der Schmerz, sowohl der Seele als des Leibes eine weit stehendere Empfindung als das Vergnügen. Und unsere Sympathie mit dem Schmerz, wenn sie gleich bei weitem so lebhaft und heftig nicht ist, als die Empfindung des Leidenden natürlicher Weise seyn muß, ist doch durchgängig eine weit lebhaftere und deutlichere Empfindung, als unsere Sympathie mit der Freude, obgleich diese letztere der natürlichen Lebhaftigkeit der Leidenschaft, woraus sie entsteht, viel näher kommt, wie ich sogleich zeigen will.

Hierzu setze man ferner, daß wir uns oft Mühe geben, unsere Sympathie mit fremden Kummer zu unterdrücken. Wenn wir nicht unter den Augen desjenigen sind, der ihn leidet, so bestreben wir uns, ihn, so viel als wir können, zu schwächen, und in dieser Bemühung geline es uns nicht allemal. Der Widerstand, womit wir ihn bestreiten, und der innere Kampf, womit wir ihm nachgeben, nöthiget uns eine weit genauere Aufmerksamkeit darauf zu wenden. Wir haben aber nie Ursache der Sympathie mit der Freude uns zu widersetzen. Sind wir neidisch über das Glück anderer, so haben wir nicht die geringste Neigung zur Sympathie, und sind wir es nicht, so geben wir ihr ohne Widerwillen gerne Raum. So gar trifft es sich, daß wir, weil wir uns allezeit

zeit unsers eigenen Weibes schämen, oft vorgeben, und zuweilen in der That wünschen, mit anderer Freude zu sympathisiren, da wir doch durch diese unangenehme Empfindung ganz ungeschickt dazu gemacht werden. Wir sagen, daß wir über das Glück unsers Nächsten recht sehr erfreut sind, und vielleicht sind wir im Herzen verdrießlich darüber. Wir fühlen oft Sympathie mit dem Kummer, wenn wir davon frei zu seyn wünschen, und oft vermissen wir die Sympathie mit der Freude, wenn es uns sehr lieb wäre, sie zu haben. Hieraus ergibt sich von selbst die Folge, die einem jeden natürlich befallen wird, daß unsere Neigung, mit dem Kummer zu sympathisiren, sehr stark, dagegen aber mit der Freude, sehr schwach seyn muß.

Ohnachtet dieser Anmerkung, die so richtig scheint, wage ich es doch zu behaupten, daß unser Trieb zur Sympathie mit der Freude weit stärker ist, als die Neigung zur Sympathie mit dem Kummer, und daß unser Mitgefühl mit den angenehmen Gemüthsbewegungen sich der Lebhaftigkeit der Leidenschaft, wovon die Hauptperson gerührt wird, weit mehr nähert, als dasjenige, das sich unserer bei den schmerzhaften bemächtigt.

Wir haben einige Rücksicht gegen einen übermäßigen Kummer, den wir nicht völlig theilen

theilen können. Wir wissen, was für eine erstaunliche Gewalt der Unglückliche sich selbst anthun muß, ehe er seine Regungen zu einer vollkommenen Harmonie und Uebereinstimmung mit den Regungen des Zuschauers bringen kann. Wenn er also fehlet, so sind wir geneigt, ihm zu vergeben. Wegen eine übermäßige Freude haben wir aber keine solche Nachsicht, weil wir uns nicht bewußt sind, daß eine so große Arbeit dazu gehört, sie so zu mäßigen, daß andere völlig daran Theil nehmen können. Der Unglückliche, der unter dem größten Unglück seinen Schmerz gebieten kann, scheint der höchsten Bewunderung würdig. Der aber, der auf dem Gipfel des Glücks, auf gleiche Art seine Freude in Zaum halten kann, scheint kaum einiges Lob zu verdienen. Wir wissen sehr wohl, daß zwischen dem, was die Hauptperson natürlicher Weise fület, und dem, was der Zuschauer mit empfinden kann, in dem einen Fall ein weit größerer Zwischenraum ist, als in dem andern.

Was kann zu der Glückseligkeit eines Menschen, der sich wohl befindet, ohne Schulden ist, und ein reines Gewissen hat, noch hinzugesetzt werden! In solchen Umständen ist aller Zuwachs des Glück in eigenlichem Verstande überflüssig, und wer sich doch darüber heftig freuen kann, der muß eine kindische



dische leichtsinnige Seele haben. Dieser Zustand ist indessen der natürliche und gewöhnliche Zustand des menschlichen Geschlechts. Die meisten Menschen befinden sich darin, so sehr man auch über das gegenwärtige Elend und über das Verderben der Welt klaget. Folglich können die meisten Menschen keine große Schwierigkeit finden, sich in aller der Freude zu erheben, die ein Zuwachs zu diesen glücklichen Zustände in ihrem Freunde erregen kann.

Von diesem Zustande kann indessen viel weggenommen werden, wenn er gleich wenigen Zusatz leidet. Zwischen ihm und dem höchsten Gipfel der menschlichen Glückseligkeit ist der Zwischenraum nur eine Kleinigkeit: Die Entfernung aber zwischen ihm und der niedrigsten Tiefe des Elendes ist ungeheuer groß. Aus dieser Ursache drückt das Unglück das Gemüth des Leidenden weit tiefer unter seinen natürlichen Zustand herunter, als das Glück es über denselben erheben kann. Dem Zuschauer muß es dardahin viel schwerer fallen, seinen Schmerz so vollkommen nachzuempfinden, als es ihm fällt, seiner Freude gleich zu kommen. In dem einen Fall muß er sich viel weiter von seinem natürlichen und gewöhnlichen Gemüths-Zustande entfernen als in dem andern. Das ist die Ursache, warum unsere Sympathie mit dem Schmerz, ob sie gleich eine weit lebhaftere Empfin-

Empfindung ist, als die Sympathie mit der Freude, doch die Heftigkeit und Stärke derjenigen, die die Hauptperson fñlet, viel weniger erreicht.

Mit der Freude zu sympathisiren ist angenehm. Es oft sich kein Leid dagegen setzt, überläßt sich unser Herz mit Vergnügen den stärksten Entzückungen dieser reizenden Empfindung. Mit andern aber zu trauern ist unangenehm, und wir thun es nie anders, als mit innerm Widerstreben. (\*) Wenn wir der Vor-

- (\*) Man hat mir den Einwurf gemacht, daß es mit meinem System nicht decken kann, eine unangenehme Sympathie anzunehmen, da ich die Empfindung des Verfalls, die allzeit angenehm ist, auf die Sympathie grñnde. Ich antwoerte, daß in der Empfindung des Verfalls zwei Dinge wol müßten unterschieden werden, erstlich das sympathetische Gefühl des Zuschauers, und ferner die Regung, die in ihm entsteht, wenn er die vollkommene Uebereinstimmung zwischen diesem sympathetischen Gefühl in ihm selbst und dem ursprünglichen Gefühl in der Hauptperson bemerkt. Diese letzte Regung, die die Empfindung des Verfalls eigentlich ausmacht, ist allemal angenehm. Die erste kann nach der verschiedenen Beschaffenheit der ursprünglichen Leidenschaft, des

Vorstellung eines Trauerspiels zusehen, so sträuben wir uns, so lange wir können, gegen den sympathetischen Kummer, den die Vorstellung in uns erregt, wir geben ihm nicht eher Raum, als bis wir uns seiner nicht mehr erwehren können, und auch alsdenn bemühen wir uns, unsere Betrübniß für der Gesellschaft zu verhehlen. Wenn wir Thränen vergießen, so verbergen wir sie sorgfältig, weil wir fürchten, daß die Zuschauer, die keiner so übermäßigen Zärtlichkeit fähig sind, sie als weibische Schwachheit ansehen mögten. Der Elende, der unser Mitleiden auffodert, ist sich bewußt, mit welchem Widerwillen wir seinen Kummer wahrscheinlich mit ihm theilen, er wagt sich daher nur furchtsam und blöde mit seinem Schmerz hervor, er erstickt sogar die Hälfte davon, und scheuet sich, weil er diese Härtherzigkeit der Menschen kennet, seiner ganzen Betrübniß Lust zu machen. Mit dem Glücklichen, der in Glück und Freude schwimmt, ist es ganz anders.

ren Lüge sie gewissermassen allezeit behalten muß, angenehm oder unangenehm seyn. Zwei Lüste können, jeder für sich und einzeln genommen, raub und widrig seyn. Wenn sie aber völlig einstimmig sind, so kann die Empfindung dieser Harmonie und Uebereinstimmung angenehm seyn.

der. Wenn der Neid uns nicht gegen ihn einnimmt, so erwartet er die vollkommenste Sympathie. Deswegen scheut er sich nicht, laut über sein Glück zu jauchzen, in dem völligen Vertrauen, daß er unser Herz ganz geneigt finden wird, ihm darin beizustimmen.

Warum schämen wir uns mehr in Gesellschaft zu weinen als zu lachen? Wir können oft eben so acerbate Ursachen zu dem einen als zu dem andern haben. Aber wir fühlen es allemal, daß die Zuschauer wahrscheinlich uns mehr in den angenehmen als in den schmerzhaften Empfindungen folgen werden. Sich beklagen, ist allezeit traurig, auch alsdenn, wenn wir von den schrecklichsten Unglücksfällen gedrückt werden. Der Triumph des Sieges aber ist nicht allezeit unangenehm. Die Klugheit würde uns zwar oft rathen, unser Glück mit mehrerer Mäßigung zu tragen, weil die Klugheit uns lehren würde, den Neid zu vermeiden, den selbst dieser Triumph, mehr als sonst irgend etwas zu erregen fähig ist.

Wie herzlich ist das Zujuchzen des Volks, der auf seine Obern gar nicht neidisch werden kann, bei einem Triumph oder öffentlichen Einzuge? Wie still und gemäßigt ist gemeinlich ihr Kummer bei einer Hinrichtung? Unser Schmerz bei einem Leichenbegängniß steigt gewöhnlich nicht höher als bis zu einer gemäßigten

genen Ernsthaftigkeit. Bei einer Kindtaufe oder Hochzeit aber, ist unsere Lustigkeit allezeit herzlich und ohne einiger Verstellung oder Zwang. Bei diesen und allen solchen freudigen Begebenheiten ist unser Vergnügen, obwohl nicht so anhaltend, doch oft eben so lebhaft als das Vergnügen der Hauptpersonen. Wenn wir unsern Freunden herzlich Glück wünschen, welches doch zur Schande der menschlichen Natur nur selten geschieht, so wird ihre Freude ganz eigentlich unsere Freude, wir sind, für den Augenblick eben so glücklich als sie sind, unser Herz schwillt von Entzücken, und fließt von wahrer Freude über, Vergnügen und Munterkeit sunken aus unsern Augen, und beleben jeden Zug unsers Gesichts und jede Gebärde unsers Körpers.

Wenn wir aber im Gegentheil unsern Freunden unser Beileid bezeugen, wie wenig fühlen wir in Vergleichung mit dem, was sie fühlen? Wir setzen uns bei ihnen hin, wir sehen sie an, wir hören ihnen, indem sie uns die Umstände ihres Unglücks erzählen, mit ernsthafter Aufmerksamkeit zu. Unterdeß aber, daß ihre Erzählung alle Augenblicke von den natürlichen Ausbrüchen der Leidenschaft, die oft sie mitten in derselben erfüllen, und ihnen die Lust benehmen will, unterbrochen wird, wie matt, wie leblos sind alsdenn dagegen unsere Empfindungen, wie weit entfernt von der gewaltsamen Hesi-

Hesigkeit der übrigen? Bei allen dem können wir uns doch bewußt seyn, daß ihre Leidenschaft nichts mehr als natürlich ist, und nicht größer ist, als die unsrige bei einer gleichen Gelegenheit seyn würde. Wir können uns so gar innerlich den Mangel der Empfindlichkeit vorrücken, und uns deswegen zu einer künstlichen Sympathie zwingen, die doch, wenn sie auch erzeugt wird, die schwächste und flüchtigste ist, die man denken kann, und gemeinlich verschwindet und auf beständig erlöscht, so bald wir das Zimmer verlassen haben. Es scheint, als ob die Natur, da sie uns mit unserm eignen Kummer beladen, gedacht, daß wir genug daran hätten, und deswegen uns nicht befehlen wollen, an den Leiden anderer weiter einigen Theil zu nehmen, als so viel nöthig war uns zum Bestande und zur Erleichterung aufzumuntern.

Diese stumpfe Empfindlichkeit bei fremden Bekümmernissen ist die Ursache, warum die Großmuth unter schweren Leiden so göttlich anständig scheint. Wer unter einer Menge von kleinen Widerwärtigkeiten sein aufgeräumtes Wesen behaupten kann, dessen Bezeigen ist artig und angenehm. Wer aber die schrecklichsten Unglücksfälle mit gleicher Heiterkeit ertragen kann, der scheint mehr als ein Mensch zu seyn. Wir fühlen, was für Stärke dazu gehört,

geböhret, und wie ungemein viel es kostet, die heftigen Regungen zum Stillschweigen zu bringen, die den Menschen in einer solchen Lage natürlicher Weise zerlähnen und quälen. Wir erschauern, zu finden, daß er sich so völlig in seiner Gewalt hat. Hierzu kommt noch, daß seine Standhaftigkeit vollkommen mit unserer Unempfindlichkeit jutrifft. Er mache bei uns keinen Anspruch auf jenen höhern Grad der Empfindlichkeit, dessen wir uns zu unserer eignen Beschämung und Kränkung nicht fähig finden. Zwischen seinen Empfindungen und den unsrigen ist die vollkommenste Uebereinstimmung, und deswegen finden wir auch in seinem Betragen die vollkommenste Schicklichkeit, einen Anstand, den wir, nach der Erfahrung, die wir von der gewöhnlichen Schwachheit der menschlichen Natur haben, mit Vernunft nicht hatten vermuten können. Wir wundern uns, wir gerathen in Ersauern über die Stärke der Seelen, die eines so edlen und großmüthigen Schwerges fähig ist. Die Empfindung der vollständigen Empathie und des Beifalls, mit Verwundern und Ersauern vermischt und besetzt, macht das aus, was wir eigentlich Verwunderung nennen, wie wir schon mehr als einmal bemerkt haben. Caro, an allen Seiten mit Feinden umgeben, unsfähig ihnen zu widerstehen, zu stolz, sich ihnen zu unterwerfen.

und durch die kühnen Grundsätze seiner Zeit in die Nothwendigkeit versetzt, sich selbst zu entleiben; der aber doch nie vor seinem Unglück erbebt, nie mit der jammernden Stimme des Elendes um jene kläglichen sympathischen Thränen bettelt, die wir allezeit so ungern vergießen, der dagegen sich selbst mit männlicher Herzhaftigkeit weinert, und den Augenblick vorüber, ehe er seinen schrecklichen Entschluß ausführt, noch mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit zur Sicherheit seiner Freunde die nöthigen Befehle erteilt, dieser Cato scheint dem Seneca, jenem grossen Prediger der Unempfindlichkeit, ein Schauspiel, das selbst die Götter mit Verwunderung und Vergnügen anschauen könnten.

Jedes Beispiel einer so heroischen Grösse, das wir im gewöhnlichen Leben antreffen, rührt uns allezeit auf eine ausserordentliche Art. Diejenigen, die auf solche Art wenig für sich selbst zu fühlen scheinen, erregen unsere Wehmuth und unsere Thränen weit mehr, als diejenigen, die alle Schwäche ihres Kammers ausbrechen lassen, und in diesem besondern Fall scheint der sympathetische Kummer des Zuschauers über die ursprüngliche Leidenschaft, die die Hauptperson empfindet, hinauszuweichen. Die Freunde des Socrates weinten alle, als er den Giftbecher trank, da man indessen an ihm nichts



nichts als die ruhigste und heiterste Freudigkeit bemerkte. Bei allen solchen Gelegenheiten giebt sich der Zuschauer keine Mühe, und er hat auch keine Ursache sich Mühe zu geben, seinen sympathetischen Kummer zu bezwingen. Er darf nicht fürchten, daß er ihn zu irgend etwas, das ausschweifend und unschicklich ist, verleiten wird. Ihm gefällt vielmehr die Empfindlichkeit seines eigenen Herzens, und er ist zufrieden mit sich selbst, er billigt sich selbst, indem er ihr Raum läßt. Mit Freuden hängt er daher den schwermüthigsten Betrachtungen nach, die ihm bei dem Unglück seines Freundes, für welchen er vielleicht nie vorher die zärtliche und thränenvolle Leidenschaft der Liebe so stark empfand, natürlicher Weise befallen müssen. So verhält es sich aber nicht mit demjenigen, der hierbei die Hauptperson ist. Dieser muß, so viel er kann, die Augen von dem, was in seinen Umständen schrecklich oder unangenehm ist, abwenden. Er fürchtet, daß eine zu starke und anhaltende Aufmerksamkeit darauf einen so heftigen Eindruck auf ihn machen mögte, daß er sich nicht länger in den Grenzen der Mäßigung erhalten, oder sich die vollkommene Sympathie und den Beifall des Zuschauer erwerben könnte. Er richtet deshalb seine Gedanken bloß auf angenehme Dinge, auf den Beifall und die Bewunderung,

die er durch die heroische Standhaftigkeit seines Betragens verdienen wird. Fühlen, daß er eines so edlen und großmüthigen Schwunges fähig ist, und in dieser schrecklichen Lage so handeln kann, als er zu handeln wünschet, das befeelt und entzückt ihn, das giebt ihm die Stärke, die triumphirende Munterkeit zu behaupten, die sich über den Sieg zu freuen scheint, welchen er auf solche Art über sein Unglück davon trägt.

Derjenige scheint im Gegentheil allezeit gewisser Massen klein und verächtlich, der wegen seiner eigenen Unglücks-Fälle in Kummer und Trostlosigkeit versinkt. Wir können uns selbst nicht dahin bringen, das für ihn zu fühlen, was er für sich selbst fület, und was wir vielleicht in seiner Stelle für uns selbst fühlen würden. Deswegen verachten wir ihn, vielleicht mit Unrecht, wenn eine Empfindung unrecht kann genannt werden, zu welcher wir durch die Natur unwiederstehlich bestimmt sind. Der Gram erscheint uns immer als eine Schwachheit, und kann daher nie in irgend einer Betrachtung angenehm seyn, ausser wenn er mehr aus unsern Empfindungen für andere, als für uns selbst entsteht. Ein Sohn kann bei dem Tode eines gütigen und verdienstvollen Vaters demselben Raum lassen, ohne deswegen sehr tadelhaft zu seyn. Sein Kummer gründet sich vornehmlich

nehmlich auf eine Art von Sympathie mit seinem verstorbenen Vater, und wir sind geneigt, einer so menschlichen Regung beizutreten. Sollte er aber bei irgend einem Unglück, das ihn allein betrifft, eben so viel Schwachheit verraten, so würde er nicht länger bei uns so viel Rücksicht antreffen. Wäre er auch in die äufferste Dürftigkeit und Elend geführt, wäre er den schrecklichsten Gefahren ausgesetzt, würde er so gar zur öffentlichen Hinrichtung hinausgeführt, und er vergösse alsdann auf dem Gerüste nur eine Thräne, so würde er sich in den Augen aller braven und edelmütigen unter den Menschen auf immer beschimpfen. Ihr Mitleiden mit ihm würde zwar sehr stark und sehr auf richtig seyn, da es aber bei weiten zu einer so übermäßigen Kleinmuth nicht hinabstinken würde, so würden sie es ihm auch nicht vergeben können, daß er sich öffentlich vor der Welt so erniedrigen können. Sein Betragen würde in ihnen mehr das Gefühl der Scham als des Mitleidens erregen, und die Schande, die er sich zugezogen, würden sie als den kläglichsten Umstand in seinem Unglück ansehen. Wie sehr beschimpfte es das Andenken des unerschrockenen Herzogs von Byron, der in Schlacht Felde dem Tode so oft getrozt, daß er auf dem Blut-Gerüste weinte, da er den traurigen Zustand, in welchen er gefallen, sah, und sich das

Ansehen und die Herrlichkeit vorstellte, von welcher seine eigene Unbesonnenheit ihn so unglücklicher Weise herabgestürzt?

### Zweites Hauptstück.

Von dem Ursprunge des Ehrenges und von dem Unterschied des Ranges.

Aus der Neigung der Menschen, mehr mit unserer Freude als mit unserm Gram vollständig zu sympathisiren, kann man es erklären, warum wir so gerne mit unsern Reichthümern prahlen und unsere Armut verhehlen. Es wird uns allezeit sauer, unsere elende Umstände der Welt bloß zu stellen, und dabei zu fühlen, daß alle sie sehen, und keiner die Hälfte von dem, was wir leiden, für uns empfindet. Aus dieser Rücksicht auf die Empfindungen der Menschen rührt auch hauptsächlich die Begierde her, womit wir den Reichthümern nachjagen, und der Abscheu, womit wir die Armut vermeiden, denn wozu dienet alle Mühe, Arbeit und Erim in der Welt? Was ist die Absicht des Geizes und der Ehrsucht? Warum strebt man so hitzig nach Vermögen, nach Macht und Vorzug? Um den Bedürfnissen der Natur abzuhelfen? Dazu ist der Lohn, den der geringste Tagelöhner verdienet, hinreichend. Dieser giebt ihm Nahrung und Kleider, versorgt ihn mit einer Wohl-

Wohnung, und erhält seine Familie. Untersuchen wir seine Haushaltung genau, so finden wir, daß er ein großes Theil seines Verdienstes noch für Bequemlichkeiten ausgiebt, die im Grunde betrachtet, nicht so gar nothwendig sind, und daß er bei außerordentlichen Vorfällen noch etwas für die Eitelkeit und für die Pracht zu verwenden übrig hat. Was ist denn die Ursache, warum wir seine Umstände so sehr verabscheuen, und warum diejenigen, die in den höhern Stufen des Lebens erzogen sind, lieber sterben würden, als sich dahin gebracht sehen, auch ohne Arbeit mit ihm von eben der geringen Kost zu leben, unter eben dem niedrigen Dache zu wohnen, und in eben den demüthigen Rock gekleidet zu seyn? Bilden sie sich ein, daß in einem Pallast ihr Magen besser und ihr Schlaf gesunder ist, als in einer Hütte? Das Gegentheil ist so oft bemerkt worden, und, wenn es auch nicht bemerkt wäre, so ist es doch so augenscheinlich, daß es niemanden unbekannt seyn kann. Woher entspringt denn jene Eifersucht, die sich über alle verschiedene Stände der Menschen ausbreitet, und welches sind die Vortheile, die wir durch das große Ziel des menschlichen Lebens, welches man sein Glück machen nennet, erreichen wollen? Gesehen werden, die Augen der Menschen auf sich ziehen, mit Sympathie, Wohlgefallen und Beifall bemerkt werden,

werden, das sind die einzigen Vorteile, die wir davon erwarten können. Nicht die Bequemlichkeit, oder das Veranügen, sondern die Eitelkeit reizet uns. Eitelkeit gründet sich aber allemal auf die Meinung, daß man der Gegenstand der Aufmerksamkeit und des Beifalls ist. Der Reiche thut groß mit seinen Reichthümern, weil er fület, daß sie ihm natürlichen Weise die Aufmerksamkeit der Welt zuziehen, und daß die Menschen geneigt sind alle angenehme Neigungen, die seine vorteilhafte Umstände ihm so leicht einfließen, in gleichem Maße mit ihm zu empfinden. Wenn er daran denkt, so scheint sein Herz aufzuschwellen und sich auszudehnen, und dis macht ihm seinen Reichthum viel wehter und schätzbarer als alle übrigen Vorteile, die er ihn verschaffet. Der Arme schämet sich dagegen seiner Armuth. Er fület, daß sie ihn den Menschen entweder ganz aus den Augen bringt, oder wenn sie ihn ja bemerken, daß sie doch kaum ein Mitleidfühl mit dem Elende und den Beschwerden haben, die er leidet. Beides kränket ihn; denn ob es gleich nicht einerlei ist, übersehen und verachtet werden, so ist es doch unsehbar, daß die Dunkelheit, da sie den Armen im Schatten verbirgt, wohin der Glanz der Ehre und des Lobes nicht fallen kann, die angenehmste Hoffnung dämpfet, und der heftigsten Begierde der menschlichen Natur ihre Befriedigung

friedigung entzieht. Der Arme geht unbeachtet aus und ein, und, mitten in einem grossen Gedränge ist er in eben einer solchen Dunkelheit, als wenn er in seine Stroh-Hütte eingeschlossen wäre. Die niedrigen Sorgen und mühsamen Arbeiten, die den Armen beschäftigen, geben den fröhlichen und muntern, die Zerstreuungen lieben, keine Belustigung. Sie wenden ihre Augen von ihm ab, oder wenn sein äusserstes Elend sie nötigt, sie auf ihn zu richten, so geschieht es blos, um einen so unangenehmen Anblick los zu werden. Die Glücklichen und Stolzen wundern sich über die Unverschämtheit des menschlichen Elendes, das sich untersteht, ihnen vor Augen zu kommen, und lähn genug ist, durch einen so edelhaften und widerlichen Anblick die Heiterkeit ihres Glücks zu stören. Der Reiche, der Angesehene, der Grosse wird hingegen von der ganzen Welt bemerkt. Jeder ist begierig ihn zu sehen, und, wenigstens durch die Sympathie, die Freude und das Entzücken zu empfinden, das seine Umstände ihm natürlicher Weise einflössen. Man bestimmet sich sorgfältig um alle seine Handlungen. Kaum ein Wort, das ihm entfällt, kaum eine Gebärde bleibt gänzlich unbemerkt. In einer grossen Gesellschaft ist er derjenige, auf den aller Augen sich richten, er ist es, auf dessen Wink ihre Leidenschaften

demüthig zu warten scheinen, um die Verzeuung und Nachsicht anzunehmen, die es ihm gefällig fern wird, ihnen zu geben, und wenn sein Vortragen nicht ganz ungereimt ist, so hat er alle Augenblick eine bequeme Gelegenheit, die Menschen zu interessiren, und sich bei allen, die um ihn sind, zum Gegenstande der Aufmerksamkeit und des Mitleids zu machen. Dies ist das einzige, was die Grösse bei allem Zwange, den sie auflagt, und obgleich des Verlustes der Freiheit, womit sie begleitet ist, zu einem Gegenstande des Neides macht, das einzige, was nach der Meinung der Menschen, alle Arbeit, alle ängstliche Sorgen, alle Kränkungen, die man sich muß gefallen lassen, um sie zu erreichen, reichlich ersetzt, ja, was noch weit wichtiger ist, für alle Ruhe, für alle Muße, für alle sorglose Sicherheit, die man auf immer aufopfert, wenn man sie erreicht hat, überflüssig schädlich hält.

Wenn wir den Zustand der Großen in den betrüblichen Farben, womit die Einbildungskraft ihn so gerne mahlet, betrachten, so scheint er die abstracte Idee eines vollkommenen und glücklichen Zustandes zu seyn, eben des Zustandes, den wir in allen unsern wachenden Träumen und müßigen Ehdrämen uns selbst als den letzten Zweck aller unserer Wünsche entwerfen haben. Deswegen fälen wir eine vorzügliche



liche Sympathie mit dem Vergügten derer, die sich darin befinden. Wir begünstigen alle ihre Willkuren; wir befördern alle ihre Wünsche. Schade wäre es, nach unserm Gedanken, wenn irgend etwas eine so angenehme Lage stören und verderben sollte. Wir sähen es gerne, daß sie unsterblich wären, und es scheint uns hart, daß der Tod einer so vollkommenen Glückseligkeit insgesammt ein Ende machen sollte. Es ist grausam in der Natur, denken wir, sie von ihrem erhabenen Posten herunter zu stoßen, und in das niedrige aber geräumige Haus zu vertreiben, welches sie allen ihren Kindern bestimmt hat. Großer König! lebe ewig, ist das Compliment, welches wir ihnen, nach Art der morgenländischen Schmeichelei, gerne machen würden, wenn uns nicht die Erfahrung lehrte, wie thöricht es sei. Jedes Unglück, das sie befallt, jede Beleidigung, die ihnen widerfährt, erweckt bei dem Zuschauer zehnmal mehr Mitleiden und Empfindlichkeit, als er würde gefühlt haben, wenn eben das einem andern zugefallen wäre. Die Unglücksfälle der Könige bieten daher dem Trauerspiel allein bequeme Vorwürfe dar, und in dieser Betrachtung gleichen sie den Unglücksfällen in der Liebe. Diese beiden Situationen sind die vornehmsten, die uns auf der Bühne interessieren, weil die Vorurtheile der Einbildungskraft trotz alle dem, was die Vernunft und

und die Erfahrung dagegen sagen kann, mit derselben den Begriff einer Glückseligkeit verbinden, die alle andere überwiegt. Eine so vollkommene Freude hören, oder gar verlieren, das scheint das Abscheulichste aller Verbrechen. Der Verräther, der sich gegen das Leben seines Monarchen verschwört, sühnet ein größeres Ungeheuer, als irgend ein anderer Mörder. Alles unschuldige Blut, das in den bürgerlichen Kriegen vergossen werden, reizt nicht so sehr zum Unwillen als der Tod Karls des Ersten. Ein Fremdling in der menschlichen Natur, der die Gleichgültigkeit der Menschen bei dem Elende derer, die unter ihnen sind, sieht, und zugleich das Bedauern und den Unwillen, welcher sie bei dem Unglück und bei dem Leiden derer, die über sie sind, fühlen, sollte fast auf die Gedanken kommen, als ob den Vornehmen und Großen der Schmerz weit quälender, und die Verzweiflungen des Todes weit schrecklicher wären, als den niedrigen und geringen.

Auf diese Neigung der Menschen, alle Leidenschaften der reichen und mächtigen mit zu empfinden, gründet sich der Unterschied des Ranges und die Ordnung der Gesellschaft. Unsere Zulasamkeit und Beschäftigung gegen unsere Obren entspringet weit häufiger aus der Bewunderung der Vortheile, die ihr Zustand ihnen giebt, als aus besondern Erwartungen der Wohl.

Wohlthaten, die wir von ihrer Schwogenheit  
 hoffen. Ihre Euseien können sich nur auf  
 wenige erstrecken, ihre Glück-Umstände oder in-  
 teressiren fast einen jeden. Wir sind voller Ei-  
 fer, ihnen die Hand zu bieten, ein System von  
 Glückseligkeit zu vollenden, das der Vollkom-  
 menheit so nahe kommt, wie wünschen ihnen  
 um ihrer selbstwillen zu dienen, ohne einige an-  
 dere Vergeltung zu hoffen, als die Ehre, sie  
 uns zu verbinden. Eben so wenig gründet sich  
 unsere Geselligkeit gegen ihre Neigungen auf  
 die Betrachtung, des Nuzens, den eine solche  
 Unterwürfigkeit hat, und der Ordnung in der  
 Gesellschaft, die dadurch am besten unterhalten  
 wird. Selbst alsdenn, wenn die Ordnung der  
 Gesellschaft es zu erfordern scheint, daß wir uns  
 ihnen widersezen, können wir es doch kaum  
 bei uns dahin bringen. Daß die Könige  
 Diener des Staats sind, daß man ihnen ge-  
 horchen muß, ihnen aber auch widersezen, sie  
 absezen und strafen kann, so wie das allge-  
 meine Verste es erfordert, das ist die Lehre der  
 Vernunft und der Philosophie: aber es ist nicht  
 die Lehre der Natur. Diese würde uns viel-  
 mehr lehren, uns ihnen um ihrer selbstwillen  
 zu unterwerfen, vor ihrem erhabenen Range  
 zu sitzen und zu knien, ihr Köpfe als eine  
 hinreichende Belohnung aller mühsamen Dienste  
 zu betrachten, und ihre Ungnade, wenn gleich  
 klein

kein weiteres Uebel darauf folgen sollte, mehr als die strengste Strafe zu verdienen. Mit ihnen auf einer Art als mit Menschen umzugehen, ihnen bei gewöhnlichen Verhältnissen zu widerstehen, seine Meinungen gegen die ihrigen behaupten, das erfordert so viel Muth, daß es nur wenige giebt, deren Standhaftigkeit eine solche Prüfung aushalten kann, wenn nicht eine genauere Bekanntschaft und ein vertrauterer Umgang ihnen zu Hülfe kommt. Die stärksten Verwundungserreger, die mächtigsten Leidenschaften, Furcht, Haß und Rachgierde haben kaum sich dieser natürlichen Neigung zur Ehrfurcht gegen sie die Wage zu halten, und ihre Aufführung muß entweder mit Recht, oder mit Unrecht alle diese Leidenschaften bis zu der größten Heftigkeit entzündet haben, the der gemeine Haß so weit kann getrieben werden, sich mit Gewalt ihnen zu widersetzen, oder nur zu wünschen, sie abgestoßen und bestraft zu sehen. Nach alledem, wenn das Volk so weit gebracht ist, ist es doch bereit alle Augenblick nachzulassen, und in den gewöhnlichen Zustand der Ehrfurcht zurück zu treten, womit es so lange gewohnt gewesen, sie als seine natürliche Oberherrn zu betrachten. Sie können es nicht aushalten, daß ihrem Willen etwas zu leide geschieht. Das Uebel kommt bald die Stelle, der Rachgierde ein, man vergift alle

Vergangene Beleidigungen, die alten Grundsätze der gehulbigten Treue erwachen, man zület, die gefürzte Macht der alten Herren, mit eben der Heftigkeit, womit man sich ihr widersetzt hatte, wieder herzustellen. Der Tod Carls I. brachte die königliche Familie nach Engelland und auf den Thron zurück. Das Mitleiden mit Jacob II. als er von dem Pöbel ergriffen wurde, da er zu Schiffe entweichen wollte, hätte bald die ganze Revolution gehindert, wenigstens ging sie nachher weit schwerer und langsamer fort.

Scheinen die Großen es nicht zu wissen, für welchen leichten Preis sie sich die öffentliche Bewunderung erwerben können, oder hat es das Ansehen, als ob sie glauben, daß sie dieselbe so wie andere Menschen mit Schweiß oder mit Blut erkaufen müssen? Was sind das für wichtige Geschicklichkeiten, die man einem jungen Edelmann beibringt, damit er die Würde seines Ranges behaupten, und sich selbst des Vorzugs vor seinen Mitbürgern würdig machen möge, wozu die Tugend seiner Vorfahren ihn erhoben hat? Suchet er das durch Verstand, durch Fleiß, durch Gedult, durch Selbst-Verleugnung oder durch irgend eine Tugend? Da man auf alle seine Worte, auf alle seine Bewegungen acht gibt, so gewöhnt er sich zu der Fertigkeit, jeden Umstand der eingeübten Le-

bens.

benkart zu bemerken, und bemühet sich, alle kleinen Pflichten, die man dahin rechnet, mit der genauesten Wohlstandigkeit zu beobachten. Da er weiß, wie sehr er bemerkt wird, und wie geneigt die Menschen sind, alle seine Reigungen zu begünstigen, so handelt er bei der gleichgültigsten Gelegenheit mit der Freiheit und Hoheit, die dieser Gedanke natürlicher Weise einflößt. Sein Wesen, seine Manieren, seine Stellung, sein ganzes Betragen verräth das anständige und erhabene Gefühl von seiner eigenen Wichtigkeit, wozu diejenigen, die zu einem niedrigeren Posten gehören sind, schwerlich gelangen können. Dies sind die Künste, wodurch er es zu bewirken host, daß sich die Menschen desto leichter seinem Ansehen unterwerfen, und ihre Reigungen nach seinem eigenen Gefallen beherrschen lassen. Darin fehlet es ihm auch selten. Diese Künste, von Rang und Vorzug unterstützt, sind bei gewöhnlichen Gelegenheiten zurreichend, die Welt zu regieren. Ludwig XIV. wurde während des größten Theils seiner Regierung nicht allein in Frankreich, sondern auch in ganz Europa als das Muster eines grossen Fürsten angesehen. Durch welche Gaben und Tugenden kam er denn aber in diesen grossen Ruf? Etwa durch die gewissenhafte und unbiegsame Gerechtigkeit aller seiner Unternehmungen, durch die unermessliche Gefahren und

Schwie-

Schwierigkeiten, durch den unermüdeten und  
 standhaften Eifer, womit er sie durchsetzte!  
 Oder durch seine ausgebreitete Einsicht, durch  
 seinen Scharfsinn, durch seine heroische Ta-  
 pferkeit! Nichts von diesen allen. Allein  
 er war der mächtigste Herr in Europa,  
 und hatte folglich den höchsten Rang unter  
 den Königen; ferner, sagt sein Geschichts-  
 Schreiber, übertraf er alle seine Hofleute in  
 der Annehmlichkeit seiner Bildung und in  
 der majestätischen Schönheit seiner Gesichts-  
 züge. „Der edle und affectvolle Ton seiner  
 „Stimme gewann ihm die Herzen aller derer,  
 „die seine Gegenwart in Furcht setzte. Er  
 „hatte einen Gang und eine Art sich zu tra-  
 „gen, die sich allein für ihn und für seinen  
 „Rang schickten, und die bei jedem andern wä-  
 „ren lächerlich gewesen seyn. Die Verwirrung,  
 „worin er alle diejenigen setzte, die mit ihm  
 „redeten, schmeichelte der geheimen Selbstzufrie-  
 „denheit, womit er seine eigene Ueberlegenheit  
 „fühlte. Der alte Officier, der, da er ihn um  
 „eine Gnade bath, stotterte und stammelte,  
 „und, weil er mit seiner Rede nicht fortkom-  
 „men konnte, nur sagte, Eure, ich hoffe, ihre  
 „Majestät werden glauben, daß ich nicht so  
 „vor ihren Feinden zittere; dieser hatte keine  
 „Mühe, das, was er verlangte, zu erhalten.  
 Diese eiteln Vorzüge, von seinem Range, und  
 I ohn

ohne Zweifel auch von einem gewissen Maasse anderer Gaben und Tugenden unterstützt, welche doch nicht viel mehr als mittelmäßig gewesen zu seyn scheinen, haben diesen Fürsten bei seinem Zeit-Alter in die größte Hochachtung gesetzt, und ihm ein grosses Theil der Ehrerbietung zugezogen, die die Nachkommenschaft gegen sein Andenken hat. Mit diesen verglichen, schien zu seiner Zeit, und in seiner Gegenwart keine andere Tugend einiges Verdienst zu haben. Vor ihnen ertühten Wissenschaft, Künste, Tapferkeit und Wohlthätigkeit, sie wurden beschämt und verlohren alle Würde.

Vorzüge und Geschicklichkeiten von solcher Art sind es nicht, wodurch der Mann aus einem niedrigen Stande hoffen darf, sich hervorzuheben. Manierliches Betragen ist so sehr die Tugend der Grossen, daß es andern als ihnen nur sehr wenig Ehre macht. Der Narr, der ihre Sitten nachahmt, und sich durch eine vorzügliche Wohlstandigkeit im gewöhnlichen Leben unterscheiden will, wird für seine Thorheit und Eitelkeit mit einem doppelten Maasse von Verachtung belohnt. Warum sollte der Mensch, auf den niemand es der Mühe werth hält zu achten, so ängstlich sorgfältig seyn, wie er seinen Kopf trägt, oder seine Arme hält, indem er durch ein Zimmer geht! Er beschäftigt sich wahrhaftig mit einer sehr überflüssigen Aufmerksamkeit,



samkeit, und zwar mit einer Aufmerksamkeit, die ein Gefühl von seiner eigenen Wichtigkeit verräth, worin kein anderer Mensch mit ihm einstimmen kann? Die vollkommenste Bescheidenheit und Einfachheit der Sitten, und bei denselben so viel Nachlässigkeit, als mit der Achtung, die man der Gesellschaft schuldig ist, bestehen kann, müßte das Betragen des Privatmannes hauptsächlich characterisiren. Wenn er sich je hervorzuheben hoffet, so muß es durch weit wichtigere Tugenden geschehen. Er muß sich Anhänger erwerben; die den Creaturen der Grossen das Gleichgewicht halten, und er hat keinen andern Schatz sie zu bezahlen, als die Arbeit seines Körpers und die Wirkksamkeit seines Geistes. Diese muß er daher üben. Er muß sich in der Theorie seiner Kunst, seines Gewerbes, eine vorzügliche Einsicht, und in der Ausübung eine vorzügliche Geschicklichkeit erwerben. In der Arbeit muß er unermüdet, im Gefahren entschlossen, und im Unglück standhaft seyn. Diese Gaben muß er durch die Schwierigkeit, Wichtigkeit, und zugleich durch die Klugheit seiner Unternehmungen, und durch den strengen und unablässigen Eifer, womit er sie betreibt, der Welt vor Augen legen. Redlichkeit und Klugheit, Edelmut und Freymüthigkeit müssen sein Betragen bei allen gewöhnlichen Vorfällen bezeichnen, zugleich muß er sich häufig

zu allen Gelegenheiten drängen, in welchen die größten Gaben und Tugenden erfordert werden, mit Anstand zu handeln, wobei aber auch diejenigen den größten Ruhm erwerben können, die sich mit Ehre aus denselben heraus zu ziehen wissen. Mit welcher Ungeduld sehnet sich der Mann voll Eausf und Ruhmbegierde nach einer wichtigen Veränderung, wobei er sich zeigen kann? Jede Begebenheit, die dazu bequem ist, scheint ihm verlangendwürdig. So gar die Ausfichten eines auswärtigen Krieges oder der bürgerlichen Unruhen reizen seine Begierde und machen ihm Verändgen, mit Freude und Entzücken erblickt er mitten unter der Verwüftung und dem Blutvergießen, das sie begleitet, die Wahrscheinlichkeit, daß die erwünschten Gelegenheiten sich darbieten werden, wobei er die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Welt auf sich ziehen kann. Der Vornehme und Große hingegen, dessen ganze Ehre in dem vorzüglichen Anstande seines Betragens bei den gewöhnlichen Vorfällen des Lebens besteht, der mit dem eiteln Ruhm, den er davon erhält, zufrieden ist, und keine Gaben hat, sich einen andern zu erwerben, scheuet und vermeidet alles, was mit Beschwerden oder mit Ungemach verknüpft seyn kann. Auf einem Ball zu figuriren ist sein großer Triumph, und in einem Diebstahlhandel zu fegen, seine größte Heldenthat.

Er

Er hat einen Abscheu gegen alle Staats-Verwirrungen, nicht aus Liebe zu dem menschlichen Geschlecht, denn die Großen sehen nie auf die Veringern als auf ihre Mitgeschöpfe; auch nicht aus Mangel des Muths, denn daran fehlt es ihm selten: sondern, weil er sich bewußt ist, daß er keine von den Tugenden besitzt, die bei solchen Gelegenheiten erfordert werden, und daß die Aufmerksamkeit des Publicums durch anderer ihre wird abgezogen werden. Er hat wol Lust sich einer kleinen Gefahr auszusetzen, oder einen Feldzug mit zu thun, wenn das von ohngefähr Mode ist. Aber bei dem Gedanken an eine Lebens-Art, die ihn zu langen und beständigen Proben der Geduld, des Fleisses, der Tapferkeit und des angestrengten Nachdenkens auffodert, überfällt ihn ein Schauern. Diese Tugenden werden bei Leuten von vornehmer Geburt nur selten angetroffen. In allen Regierungen, auch in Monarchien werden daher die höchsten Bedienungen von denen bekleidet, und die wichtigsten Staatsgeschäfte von denen verwaltet, die in den mittlern und niedrigeren Classen des Lebens erzogen worden, die trotz des eifersüchtigen Reides, und des gehässigen Widerstandes aller derer, die sich geboren glauben, ihre Obern zu seyn, durch ihren eigenen Fleiß und Geschicklichkeit sich in die Höhe geschwungen; vor welchen endlich die Großen selbst,

selbst, nachdem sie sie zuerst mit Verachtung und hernach mit Weide betrachtet, sich mit eben der triechenden Niederträchtigkeit bengen und demüthigen, womit sie wünschen, daß alle übrigen Menschen sich gegen sie erniedrigen sollten.

Der Verlust dieser leichten Herrschaft über die Neigungen der Menschen macht den Verlust der Größe eigentlich so unausprechlich. Als die Familie des Königs von Macedonien vom Pankus Entlus im Triumph aufgeführt wurde, so theilte sie, wie man erzählt, wegen ihres traurigen Schicksals mit dem Sieger die Aufmerksamkeit des römischen Volks. Der Anblick der königlichen Kinder, die ihr zartes Alter gegen ihr Unglück noch unempfindlich machte, rührte die Zuschauer, mitten unter den öffentlichen Freudenbezeugungen und Siegesgeschrei mit dem wehmüthigsten Kummer und Mitleiden. Der König folgte zunächst in dem Aufzuge. Er schien bei der Größe seines Unglücks außer sich, ganz betäubt und verwirrt, aller Empfindung beraubt. Nach ihm kamen seine Freunde und Bediente. So wie sie fortzogen, warfen sie ihre Augen auf ihren gefallenen Herrn, und brachen bei dem Anblick allezeit in Thränen aus, ihr ganzes Verhalten zeigte, daß sie an ihr eigenes Unglück gar nicht dachten, sondern gänzlich mit der vorzüglichen Größe des seinigen beschäftigt waren. Die  
- groß

großmütigen Römer hingegen sahen ihn mit Verachtung und Unwillen an, und hielten den Mann des Mitleidens ganz unwürdig, der eine so kleine Seele hatte, daß er bei einem solchen Schicksal noch länger leben konnte. Und was war denn endlich das große Unglück, das ihn betroffen? Dem größten Theil der Geschichtschreiber zu folge, sollte er den Rest seiner Tage unter dem Schutze eines mächtigen und gütigen Volks zubringen, in einem Stande, der an sich selbst beneidenswürdig scheinen konnte, in einem Stande des Ueberflusses, der Ruhe, der Muße und Sicherheit, den er selbst durch seine eigene Thorheit weiter nicht verlieren konnte. Aber er sollte künftig nicht mehr mit dem bewundernden Pöbel von Narren, Schmeichlern und Anbetern umgeben seyn, die vorhin gewohnt waren, auf alle seine Bewegungen demüthig zu achten. Er sollte nicht länger von der Menge angestarrt werden, nicht länger es in seiner Gewalt haben, sich zum Gegenstande ihrer Ehrfurcht, ihrer Dankbarkeit, ihrer Liebe, ihrer Bewunderung zu machen. Die Leidenschaften der Völker sollten sich nicht länger nach allen seinen Neigungen bequemen. Dies war das so unerträgliche Unglück, das den König aller Empfindung beraubte, bei welchen seine Freunde ihr eigenes Unglück vergaßen, und das der römischen Großmuth so entsetzlich schien, daß

es ihnen kaum beareiflich war, wie man eine so kleine Seele haben könnte, es zu überleben.

„Die Liebe, sagt Rochefoucault, wech-  
selt gemeinlich mit dem Ehrgeize ab, der  
„Ehrgeiz aber fast niemals mit der Liebe.  
Diese Leidenschaft, wenn sie einmal von dem  
Herzen völlig Besitz genommen, duldet weder  
einen Rival noch einen Nachfolger. Denen, die an  
den Besitz, oder nur zu der Hoffnung der öf-  
fentlichen Bewunderung gewöhnt sind, schmecken  
keine andere Vergnügungen mehr, sie haben für  
sie keinen Reiz. Unter allen gesunkenen Staats-  
Männern, die zu ihrer eigenen Ruhe sich be-  
flissen, ihren Ehrgeiz zu überwinden, und jene  
Ehrenstellen, zu denen sie weiter nicht gelangen  
konnten, zu verachten, wie wenigen ist ihre  
Bemühung gelungen? Sie haben fast alle ihre  
Zeit in der trügerischen und unschmackhaftesten  
Gleichgültigkeit zugebracht, verdrießlich über ihre  
eigene Unwichtigkeit, unfähig, an den Beschäf-  
tungen des Privat-Lebens Geschmack zu finden, ohne  
Zufriedenheit, ausser wenn sie von ihrer vorigen  
Größe erzählten, ohne Vergnügen, ausser wenn  
sie einen eiteln Entwurf ausführen wollten, sie  
wieder zu erlangen. Seid ihr im Ernst ent-  
schlossen eure Freiheit gegen die glänzende Scla-  
verei des Hofes nie zu vertauschen, sondern  
frei, sicher und unabhängig zu leben? Ich wil  
euch einen Weg zeigen, in diesem tugendhaften  
Ent-

Entschluß zu beharren, und vielleicht giebt es keinen andern. Kommt nie an den Ort, von welchem so wenige haben zurückkehren können. Wagt euch nie in den Eitel des Ehrgeizes, seyet euch nie in Vergleichung mit den Herren der Erde, die schon vor euch sich der Aufmerksamkeit der halben Welt bemächtigt haben.

So wichtig scheint es in den Einbildungen der Menschen zu seyn, die allgemeine Sympathie und Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. So ist die Oberstelle, dieser grosse und vielbedeutende Gegenstand, der die Weiber der Alder, Männer entzweiet, der Entweck von der Hälfte Arbeiten des menschlichen Lebens, die Ursache alles Verbens und Verdummels, alles Raubes und aller Ungerechtigkeit, die Geiz und Ehrfucht in die Welt eingefüret haben. Verständige Leute, sagt man zwar, machen sich aus der Oberstelle nichts, das heist, sie machen sich nichts daraus, an dem Tische oben an zu sitzen, und es ist ihnen gleichgültig, wer durch diese nichtige Kleinigkeit, die der geringste andere Vorzug überwiegen kann, der Gesellschaft als der Vornehmste bezeichnet wird. Kein Mensch aber verachtet Rang, Vorzug, Unterscheidung, wenn er nicht über den gewöhnlichen Maaß, Stab der menschlichen Natur entweder sehr weit erhoben, oder tief unter denselben herabgesunken ist, wenn er nicht entweder durch

Wahrheit und gründliche Philosophie lebendig überzeugt ist, daß es wenig auf sich hat, so lange er durch seine anständige Aufführung den Beifall mit Recht verdient, daß er so wenig bemerkt als gelobt wird: oder zu dem Begriff seiner eigenen Unwürdigkeit so gewöhnt, und in träger und thöriater Gleichgültigkeit so versunken ist, daß er die Begierde nach Vorzug verliert, und so gar fast den Wunsch derselben vergessen hat.

### Drittes Hauptstück.

Von der römischen Philosophie.

Untersuchen wir auf diese Art den Grund, worauf die verschiedenen Stufen der Achtung beruhen, welche die Menschen gegen die verschiedene Stände des Lebens zu hegen geneigt sind, so werden wir finden, daß der übermäßige Vorzug, welchen sie gemeiniglich dem einen vor den andern geben, größtentheils ganz und gar keinen Grund hat. Wenn die Geschicklichkeit mit Anstand zu handeln, und uns selbst den Beifall der Menschen zu verdienen, wie wir geneigt zu haben glauben, das ist, was den einen Stand vor dem andern hauptsächlich empfiehlt, so kam sie in dem einen nicht weniger als in dem andern erreicht werden. Die edelste Anständigkeit des Betragens kann



kann im Unglück so wol als im Glück behauptet werden, und ob es gleich im Unglück etwas schwerer ist, so ist es auch eben begreiflich, so viel bewundernswürdiger. Gefahren und Widerwärtigkeiten sind nicht allein die beste Schule der Helden, sie sind auch der einzige bequeme Schauplatz, worauf sich die Tugend zu ihrem Vortheile zeigen, und den völligen Beifall der Welt sich zuziehen kann. Der Mann, dessen ganzes Leben ein ebener und ununterbrochener Lauf von Glück gewesen, der nie einer Gefahr trotz geboten, nie mit einer Schwierigkeit zu kämpfen, nie ein Verden zu besiegen gehabt, kann nur einen niedrigeren Grad von Bewunderung erregen. Wenn Poeten und Romanen-Dichter eine Reihe von Begebenheiten erfinden, die den Characteren, für welche sie uns besonders einnehmen wollen, den größten Glanz erteilen sollen, so sind sie alle von einer ganz andern Gattung. Es sind reißende und plötzliche Glücks-Wechsel, Situationen, die diejenigen welche sich darin befinden, am ersten in Raserei und Verwirrung oder in Verzweiflung stürzen können: in welchen aber ihre Helden doch mit so vieler Anständigkeit, oder wenigstens mit so viel Muth und unerschrockener Entschlossenheit handeln, daß sie uns nichts desto weniger unsere Hochachtung abnöthigen. Ist nicht die unglückliche Grossmutter

nes

nes Cato, Brutus und Leonidas eben so wol der Gegenstand unserer Bewunderung, als die Grossmuth des glücklichen Cäsars oder Alexanders? Müste sie nicht daher für einen erhabenen Geist eben so wol der Gegenstand des Neides seyn? Wenn der Glanz, der die Sitae der glücklichen Eroberer begleitet, blendend erscheint, so kommt es daher, weil sie die Vortheile beider Situationen mit einander vereinigen, den Glanz des Glücks mit der hohen Bewunderung, die durch überwundene Gefahren und durch Schwierigkeiten, die mit unerschrockener Tapferkeit bekämpft werden, erregt wird.

Hierauf gründete sich der Lehrsatz der stoischen Weltweisen, daß einem weisen Manne alle verschiedene Stände des Lebens gleich sind. Die Natur, sagten sie, hat uns so gebildet, daß wir einige Dinge wählen, andere verwerfen müssen. Unsere Grundbegierden treiben uns Gesundheit, Stärke, Ruhe und Vollkommenheit in allen Eigenschaften der Seele, nicht weniger alles was die Erlangung dieser Güter befördert, oder ihren Besitz sichern kann, nemlich Reichthümer, Macht, Ansehen eifrig zu suchen: eben dieses ursprüngliche Principium lehret uns das Gegentheil zu vermeiden. Indem uns aber die Natur lehret, jene ersten Gegenstände der ursprünglichen Neigung oder Abneigung zu wählen oder zu verwerfen, vorzuziehen oder nach;

nachzusetzen, so lehret sie uns gleichfalls, dabei eine gewisse Ordnung, Schicklichkeit und Anstand zu beobachten, welches für unsere Glückseligkeit und Vollkommenheit weit wichtiger ist, als selbst die Erlangung dieser Dinge. Die Gegenstände unserer Grund-Neigungen und Abneigungen müssen hauptsächlich deswegen gesucht oder vermieden werden, weil die Anständigkeit und Schicklichkeit eine solche Ausführung erfordert. Darin, daß wir unsere Handlungen diesen gemäß einrichten, besteht die Glückseligkeit und die Ehre der menschlichen Natur. Darin, daß wir von den Regeln, die sie uns vorschreiben, abweichen, besteht ihr größtes Elend und ihr vollkommenstes Verderben. Der äußere Schein dieser Ordnung und Schicklichkeit wird freilich in einigen Umständen viel leichter beobachtet als in andern. Indessen ist es doch einem Narren, dessen Leidenschaftern keiner regelmäßigen Herrschaft unterworfen sind, in einer jeden Situation gleich unmöglich, mit wirklichem Anstande und Schicklichkeit zu handeln. Der unverständige Haufe mag ihn immerhin bewundern, seine Eitelkeit mag immerhin durch ihr thöriges Lob zu so etwas, das der Selbstbilligung ähnlich sieht, aufschwellen, dennoch muß er, wenn er seine Augen auf das, was in keiner eigenen Brust vorgehet, richtet, sich insgeheim bewußt seyn, wie ungereimt und wie klein

Klein ! die Triebfedern seiner Handlungen sind, innerlich muß er erröthen und zittern, wenn er die Verachtung sich vorstellt, welche er, wie er wol weiß, verdienet, und womit die Menschen ihn auch gewis nicht verschonen werden, wenn sie seine Aufführung in eben dem Lichte sehen, worin er sie in seinem eigenen Herzen betrachten muß.

Dem Weisen hingegen, dessen Leidenschaft den herrschenden Principien seiner Natur, der Vernunft und der Liebe zur Ordnung unterwürfig sind, ist es unter allen Umständen gleich, sich so zu betragen, daß er Bewunderung verdienet. Ist er im Glück, so dankt er dem Jupiter, daß er ihn in solche Umstände gesetzt, worin er ohne Mühe sich selbst beherrschen kann und nur wenig Versuchung findet, unrecht zu handeln. Ist er im Unglück, so danket er gleichfalls dem Regierer dieses Schauspiels des menschlichen Lebens, daß er ihm einen tapfern Kämpfer entgegengesetzt, über welchen der Sieg rühmlicher und eben so gewis ist, obgleich der Kampf wahrscheinlich weit heftiger seyn wird. Wie kann das Unglück einige Schande machen, das uns ohne unsere Schuld befallt, und worin wir uns mit vollkommener Unschuldigkeit betragen? Ein Uebel kann es daher nicht seyn, sondern es ist vielmehr das größte Gut und der größte Vortheil. Ein rechtschaffener

ner Mann freuet sich über die Gefahren, in welchen ihn nicht seine Unbesonnenheit, sondern das Schicksal verwickelt hat. Sie geben ihm eine bequeme Gelegenheit, seine heldenmüthige Unerbrottenheit zu beweisen, deren Uebung das erhabene Vergnügen giebt, welches aus dem Bewußtseyn fließt, mit vorzüglicher Anständigkeit gehandelt, und Bewunderung verdienet zu haben. Wer alle Künste der Fechtschule in seiner Gewalt hat, dem ist es nicht zuwider, seine Kräfte und Geschicklichkeit mit dem Stärksten zu messen, und derjenige, der alle seine Leidenenschaften in seiner Gewalt hat, scheuet gleichfalls keinen Zustand, worin der Oberauffeher der Welt es gut findet, ihn zu versetzen. Die Güte dieses göttlichen Wesens hat ihn mit Tugenden ausgerüstet, die ihn über jede Situation erheben. Ist es Vergnügen, so hat er Mäßigkeit, es einzuschränken, ist es Schmerz, so hat er Standhaftigkeit, ihn zu ertragen, ist es Gefahr oder Tod, so hat er Großmuth beides zu verachten. Er beschweret sich nie über die Tugenden der Vorsehung, und er klagt nicht über Unordnungen in der Welt, wenn er selbst von der Ordnung abweicht. Er betrachtet sich nicht mit den Augen der Selbst-Liebe, als ein Ganzes, das von jedem andern Theile der Natur getrennet und abgesondert ist, und das allein und für sich, um sein Selbstwillen der

der Gegenstand einer besondern Fürsorge des allgemeinen Beherrschers seyn muß. Er betrachtet sich selbst in dem Lichte, worin er denkt, daß der groſſe Genius der menschlichen Natur und der Welt ihn ansieht. Er macht, wenn ich so reden darf, die Besinnungen dieses göttlichen Wesens zu seinen Besinnungen und betrachtet sich selbst als einen Atom, als einen unendlich kleinen Theil eines unermesslichen und unendlichen Systems, welches dem höchsten Wesen des Ganzen gemäß verwaltet und regieret werden muß. Ueberzeugt von der Weisheit, die alle Begebenheiten des menschlichen Lebens regieret, nimt er jedes Loos, das ihm zufällt, mit Freuden an, in der festen Versicherung, daß es eben das Loos ist, welches er sich selbst würde gewünscht haben, wenn er alle Verbindungen und Verwickelungen der verschiedenen Theile des Ganzen kannte. Ist es das Leben, so ist ihm das Leben angenehm: Ist es der Tod, so geht er, weil die Natur seine Gegenwart auf Erden weiter nicht nöthig hat, willig dahin, wohin er bestimmt ist. Ich nehme, sagte ein stoischer Weltweise, mit Vergnügen und Freude jedes Schicksal an, das mich treffen mag, Reichtum oder Armut, Vergnügen oder Schmerz, Gesundheit oder Krankheit, alles ist gleich, und ich werde nie die Götter anfechten, meine Bestimmung nur im geringsten zu ändern.

ändern. Dürfte ich sie ausser dem was ihre Güte mir schon geschenkt hat, noch um etwas bitten, so wäre es dies, mich das Schicksal, das sie mir zugebracht haben, zum vor- aus wissen zu lassen, damit ich mich freiwillig in diese Situation versetzen, und dadurch zeigen könnte, mit welcher Freudigkeit ich mich ihrem Willen unterwerfe. Wenn ich zur See gehe, sagt Epictet, so wähle ich das beste Schif und den besten Steuermann, ich warte auf das schönste Wetter, so weit meine Umstände und meine Pflicht es versatten wollen. Klugheit und Liebe zur Ordnung, diese Grundsätze, die mir Gott zur Einrichtung meines Verhaltens gegeben hat, fordern das von mir; Aber mehr fordern sie nicht. Und wenn denn nichts desto weniger ein Sturm entsteht, dem weder die Stärke des Schiffs, noch die Klugheit des Steuer-Mannes wahrscheinlich widerstehen werden, so bin ich wegen der Folgen ganz unbekümmert. Alles, was ich zu thun habe, ist schon geschehen. Die Regierer meiner Handlungen beschlen mir nichts kläglich zu thun, ängstlich und erschrocken zu seyn, oder zu verzweifeln. Ob wir im Meere umkommen, oder im Hafen anlanden sollen, dafür muß Jupiter sorgen, ich nicht. Ich überlasse das gänzlich seiner Bestimmung, und  
 & beun-

beunruhige mich keinesweges mit den Gedanken, wie seine Entscheidung ausfallen werde, sondern nehme das, was kommt, mit Gleichgültigkeit und Sicherheit an.

Dies war die Philosophie der Stoiker, eine Philosophie, die die erhabensten Lehren der Großmuth erteilt, die beste Schule der Helden und Patrioten ist, und gegen deren Lehrsätze größtentheils nur die einzige Einwendung gemacht werden kann, die ihr sehr rühmlich ist, daß sie nemlich dem Menschen eine Vollkommenheit zum Ziel setzt, die die Schranken seiner Natur weit übersteigt. Ich will mich nicht dabei aufhalten, das zu untersuchen, sondern zur Befstätigung dessen, was ich vorherhin gesagt, nur das einzige bemerken, daß die schrecklichsten Unglücksfälle nicht allezeit die schwersten zu ertragen sind. Oft ist es weit kränkender, sich bei kleinen Widerwärtigkeiten öffentlich sehen zu lassen, als bei grossen Leiden. Die ersten erregen keine Sympathie. Die andern aber erwecken doch ein sehr lebhaftes Mitleiden, wenn es gleich nicht so stark ist, daß es der Angst des Leidenden nahe käme. In diesem letzten Fall sind die Empfindungen der Zuschauer den Empfindungen des Unglücklichen viel weniger ungleich, und ihr unvoll-



unvollkommenes Mitgefühl leidet ihm einigen  
 Weisand sein Elend zu ertragen. Einem Edel-  
 mann würde es weit empfindlicher seyn, in ei-  
 ner munteren Gesellschaft mit Roth und Lam-  
 pen, als mit Blut und Wunden bedeckt zu  
 erscheinen. Die letzte Situation würde ihr  
 Mitleiden reizen, die andere würde ihr Ge-  
 lächer erwecken. Der Richter, der einen Mif-  
 sethäter an den Pranger zu stellen befiehlt, be-  
 schimpft ihn weit mehr, als wenn er ihn ver-  
 urtheilt hätte, enthauptet zu werden. Der  
 grosse Prinz, der vor wenig Jahren einen Ge-  
 neral an der Spitze seiner Armee mit dem  
 Stofse schlug, fügte ihm einen Schimpf zu,  
 der unauslöschlich war. Die Strafe wäre  
 weit geringer gewesen, wenn er ihn durch den  
 Leib geschossen. Nach den Gesetzen der Ehre  
 sind Stockschläge schimpflich. Ein Schlag mit  
 dem Degen ist es nicht. Die Ursache davon  
 braucht man nicht weit zu suchen. Jene ge-  
 ringere Straffen, an einem Edelmann vollzo-  
 gen, dem die Ehre über alles gilt, werden von  
 allen geistlichen und edelmüthigen Völkern als  
 die schrecklichsten unter allen betrachtet. Per-  
 sonen von solchem Range werden daher durch-  
 gängig bei ihnen damit verschonet, und das  
 Gesetz, das ihnen in manchen Fällen das Leben  
 nimmt, hat doch fast in allen Richtungen gegen  
 ihre

ihre Ehre. Einem Mann von Stande den Staupenschlag zu geben, oder ihn an den Pranger zu stellen, sein Verbrechen sei auch so groß es wolle, ist eine barbarische Willkür, deren keine Europäische Regierung, die Russische ausgenommen, fähig ist.

Ein rechtschaffener Mann wird nicht verächtlich, wenn er auf das Blut-Gerüste geführt wird, aber er wird es, wenn er an den Pranger gestellt wird. Ein Betragen in der einen Situation kann ihm allgemeine Hochachtung und Bewunderung zuwenden; aber sein Betragen in der andern kann ihn verachtungswürdig machen. In dem ersten Fall unterstützt ihn die Sympathie der Zuschauer, und erspart ihm den Schimpf, das Bewußtsein, daß sein Unglück von ihm selbst allein gefügt wird, ein Gedanke, der unter allen der unerträglichste ist. In den andern Fall findet gar keine Sympathie statt, oder, wenn sie ja statt findet, so wird sie doch nicht durch seinen Schmerz erregt, denn der bedeutet gar nichts, sondern dadurch, daß er es sich bewußt sein muß, wie wenig Sympathie sein Schmerz erwecken wird. Man hat Mitleiden mit seiner Schande, nicht mit seinem Kummer. Diejenigen die ihn bedauern, erdösen seine Wunden und

und lassen den Kays hängen. Er hat es gleichfalls, und silet sich, obgleich nicht durch das Verbrechen, doch durch die Strafe, ausschließlich beschimpft. Derjenige hingegen, der mit Entschlossenheit den Tod leidet, wird nachtheilich Weise mit den aufgerichteten Augen der Hochachtung und Bewunderung angesehen, und er nimt eben die unerschrockene und kühne Mine an, und wenn ihm sein Verbrechen nicht die Achtung anderer entzieht, so wird seine Strafe für ihm gewis nicht entgehen. Es kommt ihm gar nicht in die Gedanken, daß seine Situation der Gegenstand der Betrachtung oder Verhottung bei irgend jemanden ist, und er kann mit völligem Anstande nicht allein die Mine der ruhigsten Heiterkeit, sondern auch des Triumphs und der Freude annehmen.

„Große Gefahren, sagt der Cardinal „von Ney, haben ihre Reizungen, weil sie, „auch bei einem unglücklichen Erfolge Ehre „bringen. Mittelmäßige Gefahren aber sind „ganz schrecklich, weil der Verlust der Ehre „allemaal auf den Mangel eines glücklichen „Auschlages folget.“ Seine Maxime beruhet auf eben den Grund, worauf die Aamerkung, die wir so eben in Anführung der Straffen gemacht haben, beruhet.

R 1

Die

---

Die menschliche Natur ist über Schmerz, Armut, Gefahr und Tod erhaben, und sie braucht nicht einmal ihre äußerste Kräfte, sie zu verachten. Aber kein Kind der Verspottung und dem Schicksal ausgesetzt sehen, in Triumph aufgeführt werden, verächtlich mit Fingern gewiesen werden, das ist eine Situation, wenn ihr der Muth am ersten entfällt. Wie der Betrachtung der Menschen verglichen, sind alle andern Uebel leicht zu ertragen.

---

Zwei-

## Zweiter Theil.

Von Verdienst und Schuld,  
oder von, den Gegenständen der  
Belohnung und der  
Strafe,

besteht aus drei Abschnitten.

### Erster Abschnitt.

Von dem Gefühl des Verdienstes und  
der Schuld.

### Einleitung.

**W**ir kommen zu einer neuen Classe von Eigenschaften, die den Handlungen und den Verhalten der Menschen zugeschrieben werden; die von ihrer Schicklichkeit oder Unschicklichkeit, von ihrer Anständigkeit und Unanständigkeit verschieden, und der Gegenstand einer besondern Art von Billigung oder Mißbilligung sind. Man nennet sie Verdienst

dienst und Schuld, Eigenschaften, vermöge deren sie Belohnung und Strafe verdienen.

Wir haben schon bemerkt, daß die Empfindung oder Neigung des Herzens, weraus jede Handlung entspringt, und nach welcher diese entweder tugendhaft oder lasterhaft genannt wird, von zwei verschiedenen Seiten, oder in zwei verschiedenen Verhältnissen kann betrachtet werden, einmal in Verhältniß mit der Ursache oder den Gegenständen, die sie erregt, und ferner in Verhältniß mit dem Endzweck den sie sich vorsetzt, und mit der Wirkung, die sie hervorzubringen abjuelet; daß von der Uebereinstimmung oder Nicht-Uebereinstimmung, von der Proportion oder Disproportion, welche die Neigung mit der Ursache oder mit dem Gegenstände der sie erregt, zu haben scheint, ihre Schicklichkeit oder Unschicklichkeit, ihre Anständigkeit oder Unanständigkeit abhängt: und endlich, daß von ihren wohlthätigen oder schädlichen Wirkungen das Verdienst oder die Schuld, das belohnungs- oder strafwürdige der Handlung, wozu sie Gelegenheit giebt, abhängt. Worin nun das Gefühl von der Schicklichkeit oder Unschicklichkeit der Handlungen besteht, das ist in dem vorigen Theil schon erklärt. Ist gehen wir weiter, zu untersuchen, worin das Gefühl von ihrem Verdienst, oder von ihrer Schuld besteht.

Erstes

## Erstes Hauptstück.

Daß alles, was wir für einen geschickten Gegenstand der Dankbarkeit halten, Belohnung, und gleichfalls alles, was wir für einen geschickten Gegenstand des Zorns halten, auch Strafe zu verdienen scheint.

Aus dem obigen folgt deutlich, daß uns eine jede Handlung belohnungswürdig scheinen muß, bei welcher wir die Empfindung für recht und billig erkennen, die uns gerade und unmittelbar antreibt zu belohnen, oder andern Gutes zu thun, und daß auf gleiche Art die Handlung uns strafwürdig scheinen muß, bei welcher wir die Empfindung für recht und billig erkennen, die uns gerade und unmittelbar antreibt, zu strafen oder andern Uebels zuzufügen.

Die Empfindung, die uns unmittelbar und gerade zu antreibt, zu belohnen, ist Dankbarkeit; diejenige, die uns unmittelbar und gerade zu antreibt zu strafen, ist Zorn oder Rachgierde.

Uns muß demnach die Handlung belohnungswürdig scheinen, bei welcher wir die Dankbarkeit für recht und billig erkennen, diejenige muß uns an der andern Seite strafwürdig scheinen, bei welcher wir Zorn und Rachgierde für recht und billig erkennen.

Belohnen heißt vergelten, wieder bezahlen, für empfangenes Gute Gutes wieder geben.

§ 5

Straf-

Estraffen heißt auch vergelten, wieder bezahlen, obgleich auf eine ganz andere Art, es heißt für erlittenes Uebel Uebels wieder zufügen.

Es giebt noch ausser Dankbarkeit und Nachgiebigkeit einige andere Leidenschaften, bei welchen uns das Glück oder das Elend nicht gleichgültig bleibt: aber es giebt keine, die uns so gerade zu reizen, die Werkzeuge von dem einen oder von dem andern zu seyn. Liebe und Achtung, die aus alter Bekanntschaft und habituellem Wohlgefallen erwachsen, reizen uns nothwendig, an dem Glück desjenigen, der der Gegenstand von so angenehmen Regungen ist, ein Vergnügen zu finden, und folglich auch gern zur Beförderung desselben die Hand zu bieten. Unsere Liebe ist indessen völlig zufrieden, wenn auch dieses Glück ohne unsern Beistand von andern bewirkt wird. Alles was diese Leidenschaft verlangt, ist, den Geliebten glücklich zu sehen, ohne sich darum zu bekümmern, wer der Urheber seines Wohlstandes ist. Die Dankbarkeit aber ist damit nicht zufrieden. Wenn derjenige, dem wir viele Verbindlichkeiten schuldig sind, ohne unserm Beistand glücklich gemacht wird, so gefällt das wohl unserer Liebe, aber unsere Dankbarkeit befriediget es nicht. Diese wird nicht eher ruhig, als wenn wir ihn belonet, wenn wir selbst das Werkzeug gewesen sind, sein Glück zu befördern. Bis dahin füh-

len



len wir uns mit einer Schuld beladen, die keine vorigen Dienste uns aufgelegt haben.

Auf gleiche Art werden Haß und Bitterkeiten, die auf ein habituelles Mißfallen erwachsen, uns zwar oft reizen, ein boshaftes Vergnügen an dem Unglück dessen zu finden, dessen Aufführung und Gemüthsart eine so unangenehme Leidenschaft erregen. Wenn indessen Zorn oder Rachgierde nicht mit im Spiel ist, wenn weder wir noch unsere Freunde eine persönliche Beleidigung von ihm erlitten haben, so werden diese Leidenschaften, ob sie uns gleich gegen alle Sympathie verhärtet, und uns zu weilen geneigt machen, uns über das Unglück anderer zu freuen, doch niemals uns so weit führen, daß wir das Werkzeug dazu zu seyn wünschen. Und wenn wir auch gleich keine Strafe dafür zu fürchten haben, daß wir einen Theil daran gehabt, so werden wir doch allezeit lieber sehen, daß er durch andere, als durch uns darin gestürzt wird. Vielleicht würde es einem Menschen, der von einem heftigen Haß beherrscht wird, angenehm seyn zu hören, daß jemand, den er verabscheuet, durch einen Zufall ums Leben gekommen. Wenn er aber noch den geringsten Funken von Gerechtigkeit hat, die er bei dieser Leidenschaft, die sonst der Tugend nicht sehr günstig ist, doch noch haben kann, so würde es ihn doch äußerst

frän-

kränken, wenn er, auch ohne die Absicht zu haben, zu diesem Unglück Gelegenheit gegeben. Noch vielmehr würde ihm der Gedanke, freiwillig dazu beizutragen, über alle Maasse anstößig seyn. Er würde auch die Vorstellung eines so abscheulichen Vorhabens mit Schrecken verwerfen, und wenn er von sich denken könnte, daß er eines so schwarzen Verbrechens fähig wäre, so würde er anfangen sich selbst in dem verhassten Lichte zu betrachten, worin er sonst die Person, die der Gegenstand seines Widerwillens ist, angesehen. Mit der Rachgierde verhält es sich ganz anders. Wenn auch derjenige, der uns ein großes Unrecht zugefüget, der zum Exempel unsern Bruder oder unsern Vater ermordet, nachher an einem Fieber stirbt, oder wegen eines andern Verbrechens öffentlich hingerichtet würde, so könnte das wol unsern Haß besänftigen: aber unsern Zorn würde es nicht befriedigen. Dieser wird uns stets reizen, nicht allein seine Bestrafung zu wünschen, sondern auch, daß er durch uns, und zwar wegen des besondern Unrechts, das er uns zugefüget, bestraft werde. Er kann nicht befriedigt werden, es sey denn, daß der Beleidiger nicht nur leiden, sondern auch eigentlich wegen der Beleidigung leiden muß, die wir von ihm erduldet haben. Er muß so weit gebracht werden, daß es ihn reuet und betrübet

so

so gehandelt zu haben, damit andere durch die Furcht einer gleichen Strafe mögen abgeschreckt werden, sich einer gleichen Beleidigung schuldig zu machen. Die natürliche Befriedigung dieser Leidenschaft gehet, ihrem eigenen Geständnisse nach, dahin, alle politische Endzwecke der Strafen zu erreichen, den Verbrecher zu bessern, und andere zu warnen.

Dankbarkeit und Rachgierde sind daher die Empfindungen, die uns vor allen andern unmittelbar und gerade zu reizen, zu strafen und zu belohnen. Derjenige muß uns folglich der Belohnung würdig scheinen, bei dem wir die Empfindung der Dankbarkeit für billig und schicklich erkennen, der aber strafwürdig, bei dem wir in Ansehung der Rachgierde so urtheilen.

## Zweites Hauptstück.

Von den schicklichen Gegenständen der Dankbarkeit  
und Rachgierde.

Wenn wir sagen, daß jemand der schickliche und gebilligte Gegenstand entweder der Dankbarkeit oder der Rachgierde ist, so verstehen wir darunter nichts anders, als daß er der Gegenstand der Dankbarkeit und der Rachgierde ist, die uns von Natur schicklich scheint und gebilliget wird.

Diese

Diese aber scheinen, so wie alle andere Leidenschaften der menschlichen Natur schicklich, und werden gebilliget, wenn das Herz eines jeden unpartheiischen Zuschauers völlig mit ihnen sympathisiret, wenn auch der Gleichgültige mit seiner Empfindung ihnen beitrith und sie eben so fühlt.

Der scheint folglich belohnenswürdig, der einer gewissen Person oder Personen der natürliche Gegenstand einer Dankbarkeit ist, die jedes menschliche Herz geneigt ist, mitzuempfinden, und eben dadurch zu billigen. Und der scheint an der andern Seite strafwürdig, der auf eben die Art einer gewissen Person oder Personen der natürliche Gegenstand einer Rachgierde ist, die das Herz eines jeden vernünftigen Menschen sich willig zu der seinigen macht, und womit es sympathisiret. Uns muß gewis die Handlung Belohnung zu verdienen scheinen, die jeder, der davon höret, wünschen würde, zu belohnen, und sich folglich freuet, belonet zu sehen, und eben so gewis muß die Handlung Strafe zu verdienen scheinen, worüber jeder, der sie erfährt, unwillig ist, und welche er daher mit Vergnügen bestraft siehet.

I. Da wir an der Freude unserer Bekannten Theil nehmen, wenn es ihnen wohl geht, so vereinigen wir uns auch mit ihnen in dem Wohlgefallen und Vergnügen, womit sie natür-

natürlicher Weise alles betrachten, was die Ursache ihres Glücks ist. Wir theilen mit ihnen die Liebe und Zuneigung, welche sie dagegen empfinden, und fangen auch an, es zu lieben. Es würde uns ihrenhalben leid thun, wenn es zerstöret, oder wenn es nur in eine zu grosse Entfernung von ihnen gesetzt würde, als daß ihre Vorsorge und ihr Schutz es erreichen kann, ob sie gleich durch diese Abwesenheit nichts verlieren, als das Vergnügen es zu sehen. Das äussert sich besonders in dem Fall, wenn es ein Mensch ist, der das gesegnete Werkzeug der Glückseligkeit seiner Brüder gewesen. Wenn wir sehen, daß einer den andern beistehet, ihn beschützt und aufrichtet, so dienet unsere Sympathie mit der Freude desjenigen, der die Wohlthat erhält, blos dazu unser Mitgefühl mit seiner Dankbarkeit gegen den, der sie erteilet, zu beleben. Sehen wir auf den, der die Ursache seines Vergnügens ist, mit den Augen, womit wir denken, daß er selbst ihn ansehen muß, so scheint sein Wohlthäter im einnehmendesten und reizendesten Lichte vor uns zu stehen. Wir theilen daher sehr gerne mit ihm die dankbare Zuneigung, die er gegen den, welchem er so sehr verbunden ist, empfindet, folglich billigen wir auch die Vergeltungen, womit er die ihm geleisteten Dienste zu belohnen geneigt ist. Da wir der Zuneigung,

wor-

woraus diese Vergeltungen herrühren, vollkommen beitreten, so müssen sie uns nothwendig auf alle Art schicklich und ihrem Gegenstande angemessen scheinen.

II. Da wir auf die nemliche Art den Kummer unserer Mitgeschöpfe, wenn sie im Leiden sind, mit ihnen theilen, so theilen wir gleichfalls mit ihnen ihren Abscheu und Unwillen gegen alles, was dazu Gelegenheit gegeben. Unser Herz, das ihre Betrübniß annimmt, und sich zu eigen macht, wird gleicher Weise mit dem Geiste beseelt, durch welchen sie angepornet werden, die Ursache davon zu vertreiben oder zu vernichten. Das unthätige und blos leidentliche Mitgefühl, womit wir sie in ihren Leiden begleiten, bahnet sehr leicht der lebhaftern und thätigern Empfindung den Weg, womit wir ihnen in der Besehung beitreten, die sie anwenden, entweder ihre Leiden wegzuschaffen, oder ihrem Abscheu gegen alles, was dazu Gelegenheit gegeben, genug zu thun. So verhält es sich besonders in dem Fall, wenn es ein Mensch ist, der sie verursacht. Sehen wir, daß der eine von dem andern gedrückt oder beleidiget wird, so scheint unsere Sympathie mit dem Unglück des Leidenden blos dazu zu dienen, unser Mitgefühl mit seiner Rachgierde gegen den Beleidiger zu beleben. Wir freuen uns, wenn er seinen Feind wieder angreift und  
sind

sind voll Begierde und Eifer ihm beizuflehen, wenn er sich zur wehre setzt, oder gar sich rächet, nur muß die Rache nicht zu weit gehen. Sölte der Beleidigte in dem Streit das Leben einbüßen, so sympathisiren wir nicht allein mit dem wirklichen Unwillen seiner Freunde und Verwandten, sondern auch mit dem eingebildeten Unwillen, den wir in Gedanken den Todten leihen, der nicht länger fähig ist, diese oder eine andere menschliche Empfindung zu fühlen. Weil wir uns aber in seinen Platz stellen, weil wir uns so zu reden, in seinen Eörper versetzen, und in der Einbildung gewissermaßen den verunstalteten und zerstückelten Leichnam des erschlagenen wieder beleben, indem wir das, was ihm begegnet ist, uns vorstellen, als ob es uns selbst begegnet wäre, so fühlen wir in diesem und in manchen andern Fällen eine Regung, welche derjenige, den die Sache hauptsächlich angehet, nicht fühlen kann, und die wir doch durch eine betrüglische Sympathie mit ihm fühlen. Die sympathetischen Thränen, die wir wegen des unermesslichen und unersetzlichen Verlustes vergießen, den er unsern Gedanken nach erlitten hat, scheinen nur ein geringes Theil der Pflicht zu seyn, die wir ihm zu bezahlen haben. Die Beleidigung, die ihm widerfahren, verlangt, denken wir, einen Haupttheil unserer Aufmerksamkeit. Wir

fühlen allen Unwillen, den er unserer Vorstellung nach fühlen mußte, und auch fühlen würde, wenn in seinem kalten und leblosen Körper noch ein Bewußtsein dessen, was auf der Erde vorgehet, übrig wäre. Sein Blut, denken wir, schreiet laut um Rache. Selbst die Nische des Todten dünkt uns von dem Gedanken, daß die Verleumdungen, die er erlitten, ungerochen geblieben, beunruhiget zu werden. Die grauenvollen Erscheinungen und Gesichter, die unserer Vorstellung nach den Mörder auf seinem Bette quälen, die Geister, die der Aberglaube aus ihren Gräbern aufsteigen läßt, um gegen diejenigen, die ihren Tod vor der Zeit beschleuniget, Rache zu fordern, nehmen alle ihren Ursprung aus dieser Sympathie mit dem eingebildeten Unwillen, den man dem erschlagenen andichtet. Und auf die Art hat die Natur, wenigstens in Ansehung dieses schrecklichsten unter allen Verbrechen, vorgängig vor allen Betrachtungen über den Nutzen der Strafe, dem menschlichen Herzen mit dem stärksten und unauslöschlichsten Zügen eine unmittelbare und instinctmäßige Billigung der heiligen und notwendigen Gesetze der Wiedervergeltung einge-  
gedrückt.

Drit-



### Drittes Hauptstück.

Daß man mit der Dankbarkeit dessen, der eine Wohlthat erhält, wenig Sympathie hat, wenn man das Bezeigen dessen, der sie erteilt, nicht billigt, und daß man keine Art von Sympathie mit dem Unwillen dessen hat, der Schaden leidet, wenn man die Bewegungsgründe dessen, der Schaden thut, nicht mißbilligt.

Man vergesse hiebei nicht, zu bemerken, daß so wohlthätig an der einen, und so schädlich an der andern Seite auch die Handlungen und Absichten dessen, der eine Wirkung hervorbringt, dem, auf welchen, wenn ich so reden darf, gewirkt wird, seyn mögen, wir doch in dem ersten Fall, wenn wir in den Bewegungs-Gründen der handelnden Person keine Schicklichkeit wahrnehmen, wenn wir den Neigungen, die einen Einfluß auf sein Bezeigen hatten, nicht beitreten können, auch mit der Dankbarkeit dessen, der eine Wohlthat erhält, wenig Sympathie haben können, so wie wir in dem andern Fall mit dem Unwillen dessen, der Schaden leidet, eben so wenig Sympathie haben können, wenn wir in den Bewegungs-Gründen der handelnden Person keine Unschicklichkeit wahrnehmen, sondern die Neigungen, die einen Einfluß auf sein Bezeigen hatten, vielmehr so beschaffen sind, daß wir ihnen noch

wenig

wendig beitreten müssen. Dort scheint wenig Dankbarkeit schon hinreichend, und hier scheint jede Art von Unwillen ungerecht. Die eine Handlung dünkt uns wenig Belohnung, die andere wenig Strafe zu verdienen.

I. Ich sage zuerst, daß wir allemal, wenn wir mit den Neigungen der handelnden Person nicht sympathisiren können, und in den Bewegungs-Gründen, die einen Einfluß auf ihre Begegnen hatten, keine Schicklichkeit finden, auch keinen Trieb fühlen, uns mit der Dankbarkeit dessen, dem ihre Handlungen zu gute kommen, zu vereinigen. Eine sehr kleine Vergeltung scheint alles zu seyn, was man der thörichtesten und verschwenderischen Freigebigkeit schuldig ist, die die größten Wohlthaten aus kindischen Bewegungs-Gründen erteilet, und an einen Menschen ein grosses Vermögen verschenkt, blos deswegen weil er etwa eben den Namen und Zunamen hat, den der Geber trägt. Solche Gutthaten scheinen gar keine Vergeltung, die ihrer Grösse gemäß ist, zu verlangen. Unsere Verachtung gegen die Thorheit der handelnden Person hindert uns die Dankbarkeit desjenigen, dem sie geleistet sind, völlig mitzuempfinden. Sein Wohlthäter scheint uns derselben unwürdig. Da wir fühlen, wenn wir uns in den Platz dessen stellen, der die Wohlthat empfängt, daß wir gegen einen solchen Wohlthäter keine

keine grosse Achtung haben könnten, so sprechen wir jenen gerne von einem grossen Theil der demüthigen Verehrung frei, welche wir gegen einen römischen Character für Pflicht halten würden, und, wenn er nur seinem schwachen Freund allezeit mit Güte und Freundlichkeit begegnet, so entschuldigen wir ihn sehr leicht, wenn er es an manchen Beweisen der Aufmerksamkeit und Ehre fehlen läßt, die wir für einen würdigen Gönner verlangen würden. Daher kommt es, daß die Fürsten, die mit der grössten Verschwendung, Vermögen, Macht und Ehrenstellen auf ihre Lieblinge gehäuft, selten den Grad der Zuneigung gegen ihre Personen sich erworben haben, womit man denen, die mit ihren Gunst-Bezeugungen sparsamer umgegangen, sehr oft zugethan gewesen. Die gut-herzige, aber unverständige Verschwendung Jacobs des Ersten scheint ihm keine besondere Anhänger gemacht zu haben, es hat vielmehr das Ansehen, daß er, ohngeachtet seiner unschädlichen und geselligen Gemüths-Art, ohne Freund gelebt hat, und gestorben ist. Sein Sohn, der weit sparsamer war, und mehr Unterscheid machte, fand dagegen ohngeachtet aller Kälte und mürrischen Ernsthaftigkeit seines gewöhnlichen Betragens den ganzen Adel, und alle Grösse in Engelland bereit, in seiner Sache Leben und Güter aufzuopfern.

II. Ferner sage ich, daß, so groß auch der zueufügte Schade seyn mag, wir doch mit dem zornigen Unwillen dessen, der ihn erlitten, keine Art von Sympathie haben können, wenn das Bezeigen der handelnden Person von solchen Bewegungs-Gründen und Trieben herzurühren scheint, die wir nicht umhin können zu billigen und völlig gut zu heißen. Sehen wir daß zwei Leute sich zanken, so können wir, so bald wir uns auf die Seite des einen schlagen, und wir seinen Unwillen mit ihm empfinden, unmöglich den Unwillen des andern mit ihm theilen. Unsere Sympathie mit demjenigen, dessen Bewegungs-Gründe wir gut heißen, und von welchem wir folglich denken, daß er Recht hat, muß uns nothwendig gegen alles Mitgefühl mit dem andern verhärten, von welchem wir nicht anders denken können, als daß er Unrecht hat. Was also auch dieser letzte mag gelitten haben, so lange es nur nicht mehr ist, als was wir selbst würden gewünscht haben, daß er leiden sollte, nicht mehr, als was unser eigener sympathetischer Unwille uns würde angetrieben haben, ihm zuzufügen, so kann es uns weder misfallen, noch böse machen. Wenn ein unmenschlicher Mörder zu Gericht geführt wird, so können wir wol einiges Mitleiden mit seinem elenden Zustande haben, aber mit seinem Unwillen, wenn er ja so thörigt  
seyn

seyn sollte, gegen seinen Kläger oder Richter ihn merken zu lassen, können wir kein Mitgefühl haben. Der Erfolg, auf den ihr gerechter Unwille gegen einen so gottlosen Bösewicht natürlicher Weise abzielt, gereicht ihm zwar zu dem äußersten Unglück und Verderben. Es ist aber unmöglich, daß uns diese Absicht an einer Empfindung mißfallen sollte, die wir, wenn wir uns selbst in den Fall setzen, nicht umhin können gleichfalls zu fühlen.

### Viertes Hauptstück.

Wiederholung der vorhergehenden Capittel.

I. Es ist also ausgemacht, daß wir mit der Dankbarkeit eines Menschen gegen den andern nicht gänzlich und herzlich sympathisiren, bloß deswegen, weil dieser die Ursache von dem Glück des ersten gewesen, wenn er es nicht zugleich aus solchen Bewegungs-Gründen erwiesenen denen wir vollkommen beifallen können. Unser Herz muß den Grundsätzen der handelnden Person beipflichten, es muß alle die Gesinnungen, die auf ihr einigen Einfluß hatten, an sich nehmen, ehe es der Dankbarkeit dessen, dem ihre Handlungen wohlthätig gewesen, völlig beitreten und damit sympathisiren kann. Können wir in dem Bezeigen des Wohlthäters keine Ethiklichkeit finden, so mögen die Wir-

tungen davon noch so heilsam und nützlich gewesen seyn, uns scheint es doch nicht, daß es auf eine verhältnismäßige Belohnung Anspruch machen, oder sie mit recht fordern könne.

Wenn aber der wohlthätige Zweck der Handlung mit der Schicklichkeit des Bewegungs-Grundes, woraus sie entspringt, verbunden ist, wenn wir mit den Bewegungs-Gründen der handelnden Person völlig sympathisiren und ihnen beistimmen, so belebt und erhöht die Liebe, die wir um sein selbstwillen gegen ihn empfinden, unser Mit-Gefühl mit der Dankbarkeit derer, die ihr Glück seinem guten Verhalten zu danken haben. Seine Handlungen scheinen alsdann eine verhältnismäßige Vergeltung zu verlangen, und, wenn ich so reden darf, laut zu fordern. Dann treten wir vollkommen mit unserm Herzen der Dankbarkeit bei, die zu einer solchen Vergeltung antreibt. Dann scheint der Wohlthäter ein schicklicher Gegenstand der Belohnung zu seyn, wenn wir mit der Empfindung, die den andern reizet, ihm wieder Gutes zu thun, völlig sympathisiren, und ihr Beifall geben. Willigen wir die Neigung, aus welcher eine Handlung herrührt, nehmen wir mit dem Herzen Theil daran; so müssen wir nothwendig die Handlung selbst billigen, und die Person, auf welche sie gerichtet ist, als einen schicklichen und ehrwürdigen Gegenstand derselben ansehen.

II. Auf gleiche Art können wir mit dem Zorn und Unwillen des einen gegen den andern, überall nicht sympathisiren, bloß weil dieser andere Ursache von dem Unglück des ersten gewesen, wenn er es nicht zugleich aus solchen Bewegungs-Gründen gewesen, denen unser Herz nicht bestimmen kann. Ehe wir den Zorn der leidenden Person mit empfinden können, müssen wir die Bewegungs-Gründe desjenigen, der ihn gekränkt, mißbilligen, und sülen, daß unser Herz aller Sympathie mit den Neigungen, die einen Einfluß auf sein Bezeigen hatten, entsaget. Können wir in diesen nichts unschickliches finden, so mag der abgezielte Erfolg der Handlung, wozu sie die Triebfeder gewesen, denen, gegen welche sie gerichtet war, noch so verderblich gewesen seyn, uns scheinet sie doch keine Strafe zu verdienen, oder der schickliche Gegenstand des Unwillens zu seyn.

Wenn aber zu dem schädlichen Zweck der Handlung sich die Unschicklichkeit der Neigung gesellet, woraus sie herrüret, wenn unser Herz alles Mitleid mit den Bewegungs-Gründen der handelnden Person verabscheuet und verwirft, dann sülen wir eine herzliche und völlige Sympathie mit dem Zorn und Unwillen dessen, der davon leidet. Solche Handlungen scheinen eine verhältnismäßige Bestrafung zu verdienen, und, wenn ich so reden darf, laut zu fordern.

Wir empfinden völlig den Unwillen mit, der zu ihrer Befriedigung anreizet, und eben dadurch billigen wir ihn. Der Beleidigte scheint alsdenn nothwendig der schuldliche Gegenstand der Bestrafung zu seyn; wenn wir auf die Art gänzlich mit der Empfindung sympathisiren, die zum Bestrafen reizet, und eben dadurch sie billigen. Auch in diesem Fall können wir die Bewegung, aus welcher eine Handlung herrührt, nicht billigen, und mit empfinden, ohne zugleich die Handlung selbst zu billigen, und die Person, auf welche sie geht, als ihren eigentlichen und schuldlichen Gegenstand zu betrachten.

### Fünftes Hauptstück.

Entwickelung des Gefühls von Verdienst und Schuld.

1. Wie also unser Gefühl von der Schicklichkeit des Verhaltens aus der Sympathie mit den Neigungen und Bewegungs-Gründen der handelnden Person, welche ich künftig die directe oder unmittelbare Sympathie nennen will, entspringet, so entspringt unser Gefühl von dem verdienstlichen darin aus der Sympathie mit der Dankbarkeit desjenigen, auf welchen, wenn ich so reden darf gewürkt ward. Diese will ich in der Folge die indirecte oder mittelbare Sympathie nennen.

Da



Da wir mit unserer Empfindung der Dankbarkeit diejenigen, der eine Wohlthat empfangt, nicht gänzlich bestimmen können; wenn wir nicht vorher die Bewegungs-Gründe des Wohlthäters billigen, so scheint aus dieser Ursache das Gefühl von Verdienst eine zusammengefasste Empfindung zu seyn, und aus zwei verschiedenen Regungen zu erwachsen: aus einer directen Sympathie mit den Empfindungen der handelnden Person, und aus einer indirecten Sympathie mit der Dankbarkeit derer, denen ihre Handlungen wohlthätig und nützlich sind.

Wir können bei manchen verschiedenen Gelegenheiten diese zwei verschiedenen Regungen, die sich in unserm Gefühl von dem verdienstlichen eines besondern Characters oder einer Handlung vereinigen und verbinden, deutlich unterscheiden. Wenn wir in der Geschichte von wichtigen Handlungen lesen, die aus einer anständigen und wohlthätigen Quelle der Seelen entspringen, wie sehr werden wir für Absichten und Entwürfe von der Art eingenommen? Wie sehr fühlen wir uns von der erhabenen Grösse, die sie ausführet, begeistert? Wie kräftig ist unser Wunsch, daß sie gelingen mögen, und wie groß ist unser Unmut, wenn sie misslingen? In der Einbildung werden wir eben die Person, deren Handlungen uns vorgestellt werden, wir versehen uns mit der Phantasie in die Scene dieser

dieser entfernten und vergessenen Begebenheiten, wir spielen in Gedanken die Person eines Scipio, Timoleon oder Aristides. So weit sind unsere Empfindungen auf die directe oder unmittelbare Sympathie mit dem, der die Handlung verrichtet, gegründet. Die indirecte, oder mittelbare Sympathie mit denen, welchen solche Handlungen wohlthätig sind, wird nicht weniger merklich geföhlet. Wenn wir uns selbst in ihren Platz stellen, mit welchen warmen und herzlichem Mithgefühl theilen wir nicht ihre Dankbarkeit gegen diejenigen, von denen sie so wesentliche Dienste erhalten! Wir umarmen so zu reden, ihren Wohlthäter mit ihnen. Unser Herz empföhlet sehr gerne mit ihnen die höchsten Entzückungen ihrer dankbaren Liebe. Keine Verehrungen, keine Belohnungen sind, denken wir, für sie zu groß, daß sie sie ihm nicht geben sollten. Wenn sie seine Dienste mit so anständigen Vergeltungen erwidern, so geben wir ihnen herzlichsten Beifall, wir stimmen ihnen von Grund der Seele bei: das ist uns hingegen über alle Maasse anstößig, wenn wir sehen, daß sie nur wenig Gefühl von der Gütigkeit haben, die ihnen erzeigt worden. Mit einem Worte, unser ganzes Gefühl von dem verdienstlichen und belohnenswürdigen solcher Handlungen, von der Schicklichkeit und Anständigkeit sie zu erwidern, und dem, der sie verrichtet, an

an seiner Seite Freude zu machen, entspringet aus den sympathetischen Regungen der Dankbarkeit und Liebe gegen den Mann, der mit so anständiger und edler Wohlthätigkeit handeln konnte, Regungen, von welchen wir uns sogleich hingereissen fühlen, wenn wir uns in die Stelle anderer setzen, die bei seiner gütigen Handlung hauptsächlich interessiert sind.

II. Da unser Gefühl von der Unschuldlichkeit des Verzeihens, aus dem Mangel der Sympathie oder aus einer directen Antipathie gegen die Bewegungs-Gründe und Regungen der handelnden Person entspringet, so entsteht auf eben die Art das Gefühl von ihrer Schuld und Strafbarkeit aus dem, was ich hier auch eine indirecte Sympathie mit dem Unwillen und Jura des Lebenden nennen will.

Da wir auf keine Art den Unwillen des Lebenden mit ihm empfinden können, wenn unser Herz nicht zuvor die Bewegungs-Gründe der handelnden Person mißbilliget, und allem Mißgefühl mit denselben entsaget, so scheint aus dieser Ursache das Gefühl von Schuld eben so wol wie das Gefühl von Verdacht eine zusammengelegte Empfindung zu seyn, und aus zwei verschiedenen Regungen zu erwachsen: aus einer directen Antipathie gegen die Empfindungen der handelnden Person und aus einer indirecten Sympathie mit dem Unwillen und Jura des Lebenden.

Nach

Noch hier können wir in manchen verschiedenen Hüten die beiden verschiedenen Begonnen, die sich verhalten, unser Gefühl von der Schuld eines besondern Charactere oder Handlung animiren, deutlich unterscheiden. Wenn wir in der Geschichte von einem Nero oder Tiberius lesen, so empfindet sich unser ganzes Herz gegen die abscheulichen Empfindungen, die einen Einfluß auf ihr Verhalten hatten, es entspringt mit Schrecken und mit Grausen allem Mitleid mit solchen verführten Bewegungs-Gründen. So weit sind unsere Empfindungen auf die directe Antipathie gegen die Gesinnungen der handdelnden Person gegründet. Die directe Sympathie mit dem Unwillen und Zorn derer, denen sie nachtheilig sind, wird noch merklicher gefühlt. Wenn wir uns in die Stelle derer setzen, die von diesen Gesinnungen das menschlichen Geschickes unentdeckt, unvorsichtiger oder verrathen werden, welches heftigen Unwillen fühlen wir nicht gegen diese gewaltthätigen und unheimlichen Tyrannen der Erde? Unsere Sympathie mit dem unvermeidlichen Elende der Unschuldigen, die über sie stehen, ist nicht milder und lebhafter als unser Mitleid mit ihrem gerechten und natürlichen Unwillen. Die erste Empfindung erhöht nur die letztere, und die Vorstellung ihres Unglücks dienet bloß unsern Zorn gegen diejenigen, die es verursachen, zu erhöhen.

den und zu entflammen. Wenn wir an die Angst der Leidenden denken, so ergreifen wir desto hitziger ihre Partei gegen ihre Unterdrücker, wir machen um so viel eifriger alle Entwürfe der Rache gleichsam mit ihnen, es ist uns nicht anders zu Mute, als ob wir alle Augenblick auf solche Uebertreter aller Befehle der Gesellschaft mit den Strafen losbrechen, von denen unser sympathetischer Unwille uns sagt, daß ihre Verbrechen sie völlig verdienen. Unser Gefühl von der schrecklichen Abscheulichkeit eines solchen Verhaltens, das Vergnügen, welches wir empfinden, so bald wir hören, daß es nach Verdienst gestraft worden, der Unmut, der uns überfällt, wenn es der gebührenden Vergeltung entrinnet, mit einem Worte, unser ganzes Gefühl und Empfindung von der Schuld und Strafbarkeit desselben, von der Schicklichkeit und Anständigkeit, dem, der sich so schuldig gemacht, wieder Uebels zuzufügen, und ihm an seiner Seite auch Schmerz und Angst zu verursachen, entspringet aus dem sympathetischen Gefühl, welches in den Herzen des Zuschauers ganz natürlich aufleuchtet, wenn er sich völlig in den Platz des Leidenden stellt.

Ich muß, ehe ich schlicke, mich noch bei denen rechtfertigen, die, wenn sie sehen, daß ich unser natürliches Gefühl von der Strafbarkeit der Handlungen einer gewissen Sympathie mit dem

dem Zorn und mit der Rachgier des Leidenden zuschreibe, vielleicht denken mögen, daß ich dadurch dieses Gefühl zu sehr herabsetze. Zorn und Rachgier werden gemeiniglich als eine so verhaßte Leidenschaft betrachtet, daß viele es für ganz unmöglich halten werden, daß ein so idyllisches Principium, als das Gefühl von der Strafbarkeit des Lasters ist, auf irgend eine Art darauf gegründet seyn könnte. Das werden sie vielleicht williger einräumen, daß unser Gefühl von dem Verdienst guter Handlungen auf eine Sympathie mit der Dankbarkeit derer, denen sie nützlich sind, gegründet ist, weil die Dankbarkeit, so wie die übrigen gefelligen Leidenschaften, als ein rühmliches Principium angesehen wird, das dem Werth dessen, was darauf gebauet ist, nichts entziehen kann. Es ist aber doch augenscheinlich, daß Dankbarkeit und Zorn in jeder Absicht einander entgegenstehen, und daß folglich, wenn unser Gefühl von der Sympathie mit der einen entspringet, unser Gefühl von der Schuld und Strafbarkeit fast unsehbar aus dem andern entstehen muß.

Man bedenke ferner, daß Zorn und Rachgier, ob sie gleich in der Maasse, worin wir sie gemeiniglich sehen, vielleicht die verhaßteste von allen Leidenschaften sind, doch nicht gemißbilliget werden, wenn sie sich auf eine schickliche Art und mit solcher Mäßigung äußern, daß sie

ste den sympathetischen Unwillen des Zuschauers  
 nicht übersteigen. Wenn wir fühlen, daß wir bei  
 einem Verhalten das die Ursache des Zorns ist,  
 eben so aufgebracht werden, als derjenige, der  
 davon leidet, wenn die Empfindlichkeit desselben  
 auf keine Art weiter gehet, als unsere eigene,  
 wenn kein Wort, keine Mine ihm entwischt,  
 die eine heftigere Bewegung verräth, als dieje-  
 nige, welche wir selbst in uns wahrnehmen,  
 wenn er nie von seinem Unwillen verleitet  
 wird, eine härtere Rache zu suchen, als der  
 wir selbst mit Freuden zusehen könnten, und  
 wozu wir ihm so gar behülflich zu seyn wünsch-  
 ten, so ist es unmöglich, daß wir seine Empfin-  
 dungen nicht völlig billigen sollten. Unsere ei-  
 gene Regung muß in diesem Fall, die seinige  
 in unsern Augen rechtfertigen. Und da die Er-  
 farung uns lehret, wie sehr der größte Theil der  
 Menschen dieser Mäßigung unfähig ist, wie  
 schwer es hält, den gewaltsamen und ungebän-  
 digten Trieb des Zorns in gebührenden Schran-  
 ken zu halten, so können wir nicht umhin, eine  
 vorzügliche Hochachtung und Bewunderung ge-  
 gen den zu empfinden, der so viel Gewalt über  
 sich selbst hat, daß er eine Leidenschaft beherr-  
 schen kann, die sich sonst am wenigsten beherr-  
 schen läßt. Wenn aber der Unwille weiter ge-  
 het, wenn er, wie gemeinlich geschieht, bis zu  
 einem Grade steigt, wohin unser Mitgefühl nicht  
 folgen

folgen kann, so ist es uns natürlich und nothwendig, ihn zu misbilligen. Wir misbilligen ihn noch weit mehr als wir bei einem gleichen Uebermaß der meisten andern Leidenschaften thun würden, die ihren Ursprung aus der Einbildungskraft nehmen. Und dieser zu heftige Unwille, anstatt uns mit sich hinzureißen, wird selbst der Gegenstand unsers Unwillens und unsers Zorns. Wir treten dem entgegenstehenden Unwillen desjenigen bei, der der Gegenstand dieser ungerechten Leidenschaft, und in Gefahr ist, davon zu leiden. Die Rachgier, welche nichts als ein übertriebener Zorn ist, scheint folglich die häßlichste unter allen Leidenschaften zu seyn, und wird von jedem mit Schrecken und Abscheu betrachtet. Und da diese Leidenschaft, so wie sie sich gemeinlich unter den Menschen zeigt, gegen einmal, daß sie gemäßiget ist, hundertmal ausschweift, so sind wir geneigt, sie überhaupt als verhaßt und abscheulich anzusehen, weil sie es in ihren gewöhnlichen Erscheinungen ist. Die Natur scheint indessen, auch in dem gegenwärtigen verdorbenen Zustande des menschlichen Geschlechts, nicht so ungütig mit uns umgegangen zu seyn, daß sie uns ein Principium eingeprägt, das völlig in einer jeden Absicht böse ist, und das, in keinem Grad und in keiner Richtung, so des Lobes und des Beifalls würdig werden kann. Wir finden bei manchen



manchen Gelegenheiten, daß diese Leidenschaft, die gemeinlich zu stark ist, gleichfalls zu schwach seyn kann. Wir beschwerten uns zuweilen, daß dieser oder jener zu wenig Mitleid und zu wenig Gefühl von den Verleumdungen hat, die ihm zugesüget werden, und wir sind eben so geneigt, ihn wegen des Mangels dieser Leidenschaft zu verachten, als einen andern wegen seiner übermäßigen Hefigkeit zu hassen.

Die Verfasser unserer göttlichen Bücher würden gewis nicht so oft und so stark von dem Zorn und Eifer Gottes geredet haben, wenn sie einen jeden Grad dieser Leidenschaften auch bei einem so schwachen und unvollkommenen Geschöpf als der Mensch ist, als böse und lasterhaft betrachtet hätten.

Man bedenke endlich, daß die gegenwärtige Untersuchung nicht die Frage betrifft, was Recht ist, sondern nur die Sache selbst, das Factum angehet. Wir wollen ~~ist~~ nicht ausmachen, nach welchen Principien ein vollkommenes Wesen die Bestrafung böser Handlungen billigen würde, sondern nach welchen Principien ein so schwaches und unvollkommenes Geschöpf als der Mensch ist, sie wirklich und in der That billiget. Die Principien, deren ich eben erwähnet, haben augenscheinlich einen sehr starken Einfluß auf seine Empfindungen, und es scheinet sehr weis zu seyn, daß er so gebüdet ist.

W 2

Selbst

Selbst das Daseyn der Gesellschaft fodert es, daß unverdiente und ungetreute Bosheit durch schickliche Straffen in Zaum gehalten werde, und daß es folglich als eine schickliche und löbliche Handlung betrachtet werde, diese Straffen zu vollziehen. Ob nun gleich der Mensch ein natürliches Verlangen nach der Erhaltung und Wohlfahrt der Gesellschaft hat, so hat doch der Urheber der Natur es seiner Vorsehung nicht überlassen, es erst ausfindig zu machen, daß eine gehörige Vollstreckung der Straffen ein bequemes Mittel ist, diesen Endzweck zu erreichen, sondern er hat ihm ein unmittelbares und instinctartiges Wohlgefallen an einer solchen Bestrafung eingeprägt, die am geschicktesten ist, ihn zu erreichen. Die Haushaltung der Natur ist in diesem Stück eben dieselbe, die sie bei manchen andern Gelegenheiten ist. In Hinsicht aller der Endzwecke, die wegen ihrer besondern Wichtigkeit, als die Lieblings-Endzwecke der Natur, wenn ich so reden darf, können betrachtet werden, hat sie durchgängig auf eben die Art dem Menschen nicht allein eine Begierde nach dem Endzweck, den sie sich vorgesetzt, eingeplant, sondern auch eine Begierde nach den Mitteln, wodurch derselbe am besten kann erreicht werden, sie treibt ihn diese Mittel um ihrer selbst willen, ohne sich ihrer Richtung auf diesen oder jenen Zweck bewußt zu seyn,

seyn, zu begehren. So sind Selbst-Erhaltung und die Fortpflanzung der Art die grossen Endzwecke, welche die Natur bei der Bildung aller Thiere sich vorgesetzt zu haben scheint. Dem Menschen ist eine Begierde nach diesen Endzwecken und eine Verabscheuung des Gegentheils, eine Liebe zum Leben, und eine Furcht für der Zerstörung, eine Begierde nach der Fortdauer und Beständigkeit der Art, und ein Widerwille gegen den Gedanken, daß sie völlig verlöschen sollte, eingeprägt. Ob wir nun aber gleich mit einer sehr starken Begierde nach diesen Endzwecken begabt sind, so ist es doch der langsamen und unzuverlässigen Entscheidung unserer Vernunft nicht anvertraut worden, die geschickten Mittel sie zu bewirken, ausfindig zu machen. Die Natur leitet uns zu den größten Theil derselben durch ursprüngliche und unmittelbare Instincte. Hunger, Durst, die Leidenschaft, die die beiden Geschlechter verknüpft, die Liebe des Vergnügens, der Abscheu gegen den Schmerz, treiben uns an uns dieser Mittel um ihrer selbst willen zu bedienen, ohne daran zu denken, daß sie auf die wohlthätigen Endzwecke abzielen, die der grosse Beherrscher der Natur dadurch hervorbringen wollen.

Ehe ich schliesse, muß ich noch einen Unterschied zwischen der Billigung, die die Glückseligkeit und derjenigen, die das Verdienst oder

die Wohlthätigkeit betrifft, anführen. Ehe wir die Empfindungen eines andern als schicklich und ihren Gegenständen angemessen billigen, müssen wir nicht allein auf eben die Art, wie er, gerührt seyn, sondern wir müssen auch diese Harmonie und Uebereinstimmung der Empfindung zwischen ihm und uns wahrnehmen. Wenn ich, z. E. von einem Unglück höre, das meinen Freund betroffen hat, so kann ich wol genau den Grad der Bekümmerniß darüber empfinden, welchem er Raum giebt. Ehe ich aber nicht erfahre, wie er sich dabei beträgt, ehe ich nicht die Harmonie zwischen seinen Regungen und den meinigen wahrnehme, kann man nicht sagen, daß ich die Empfindungen billige, die auf sein Betragen einen Einfluß haben. Die Billigung, die auf die Schicklichkeit geht, erfordert also nicht allein, daß wir mit der Person, welche handelt, völlig sympathisiren, sondern auch, daß wir diese vollkommene Uebereinstimmung zwischen ihren Empfindungen und den unsrigen wahrnehmen. Wenn ich aber von einer Wohlthat höre, die einem andern erzeigt ist, so mag derjenige, der sie erhalten hat, so viel oder so wenig gerührt seyn, als er will, so bald ich füle, daß die Dankbarkeit in meinem Herzen erwacht, wenn ich mir einbilde, als ob die Wohlthat mir erzeigt wäre, so muß ich auch das Verhalten des Wohlthäters billigen,

billigen, und es als verdienstlich und belohnenswürdig betrachten. Ob derjenige, der die Wohlthat erhalten, Dankbarkeit dagegen empfindet oder nicht, das kann unmöglich unsere Empfindungen in Absicht auf das Verdienst dessen, der sie erteilt hat, verändern. Hier wird demnach keine wirkliche Uebereinstimmung der Empfindungen erfordert. Es ist genug, daß sie übereinstimmen würden, wenn er dankbar wäre: unser Gefühl vom Verdienst ist so gar oft auf eine von den betrügerlichen Sympathien gegründet, durch welche wir, wenn wir uns in den Fall eines andern versetzen, oft auf eine Art gerührt werden, nach welcher die Person, die hauptsächlich dabei interessiert ist, nicht fähig ist gerührt zu werden. Zwischen der Misbilligung, die sich auf die Schuld, und derjenigen, die sich auf die Unschicklichkeit bezieht, ist eben der Unterschied.

## Zweiter Abschnitt.

### Von Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit.

#### Erstes Hauptstück.

Vergleichung dieser beiden Tugenden.

**H**andlungen von einer wohlthätigen Natur,  
die aus schicklichen Bewegungs-Gründen  
herrühren.

herrühren, scheinen allein Belohnung zu verdienen, weil diese allein die gebilligten Gegenstände der Dankbarkeit sind, oder die sympathetische Dankbarkeit des Zuschauers erwecken.

Handlungen von einer schädlichen Natur, die aus unschicklichen Bewegungen, Gründen herrühren, scheinen allein Strafe zu verdienen, weil diese allein die gebilligten Gegenstände des Zorns sind, oder den sympathetischen Zorn des Zuschauers erwecken.

Wohlthätigkeit ist allemal frei, sie kann nie mit Gewalt erzwungen werden, der bloße Mangel derselben macht nie straffällig, weil der bloße Mangel der Wohlthätigkeit nie ein reelles positives Uebel stiftet. Er kann uns um die Vorteile bringen, die wir vernünftiger Weise hätten erwarten können, und deswegen mit Recht Mißfallen und Mißbilligung erwecken: aber einen Unwillen, den andre mit empfinden werden, kann er nicht hervorbringen. Wer seinem Wohlthäter nicht aushilft, da er es kann, und der Wohlthäter seinen Beistand nötig hat, macht sich unstreitig der schwärzesten Undankbarkeit schuldig. Das Herz eines jeden unparteiischen Zuschauers entsagt allem Mitleid mit der Eigennützigkeit seiner Bewegungen, Gründe, und sein Verhalten wird mit gutem Grunde aufs höchste gemißbilliget. Allein er that doch niemanden einen positiven Schaden,

er thut nur nicht das Gute, welches er der Schicklichkeit gemäß hätte thun sollen. Er ist der Gegenstand des Hasses, einer Leidenschaft, die durch die Unschicklichkeit der Empfindungen und des Verhaltens natürlicher Weise erweckt wird, nicht aber des Unwillens, einer Leidenschaft, die eigentlich nur durch solche Handlungen erregt wird, die dahin gehen irgend jemanden einen reellen und positiven Schaden zu thun. Der Mangel der Dankbarkeit kann also an ihm nicht gestraft werden. Ihn mit Gewalt zu zwingen, das zu thun, was er nach der Dankbarkeit hätte thun sollen, und was ihm den Beifall eines jeden unpartheiischen Zuschauers würde erworben haben, das würde, so möglich, noch unschicklicher seyn, als daß er unterlassen es zu thun. Sein Wohlthäter würde sich selbst beschimpfen, wenn er es versuchte ihn zur Dankbarkeit mit Gewalt zu nötigen, und einen dritten, wenn er nicht über einen von beiden zu beschlen hätte, würde es gar nicht anstehen, dazu die Hand zu bieten. Von allen Pflichten der Wohlthätigkeit kommen indessen diejenigen, die die Dankbarkeit uns auflegt und empfiehlt, denen am nächsten, die man eine vollkommene Verbindlichkeit nennen. Was wir aus Freundschaft, aus Edelmut, aus Liebe thun sollten, und mit allgemeinem Beifall thun würden, das ist noch freier, und kann noch

viel weniger als die Pflichten der Dankbarkeit mit Gewalt erzwungen werden. Wir reden von der Schuld der Dankbarkeit, nicht aber von der Schuld der Liebe, oder Edelmut, nicht einmal von der Schuld der Freundschaft, wenn Freundschaft bloße Achtung ist, und keine Dankbarkeit für geleistete Dienste in dieselbe verwebt und eingeflochten ist.

Unwille und Zorn scheint uns von der Natur zur Vertheidigung, und bloß zur Vertheidigung gegeben zu seyn. Er ist die Wache der Gerechtigkeit und die Sicherheit der Unschuld. Er reizet uns den Schaden abzuwehren, den man uns zuzufügen sucht, und den zu vergelten, den man uns zugefüget hat, damit der Beleidiger sich sein Unrecht reuen, und andere durch die Furcht einer gleichen Strafe sich mögen abschrecken lassen, sich einer gleichen Beleidigung schuldig zu machen. Für diese Endzwecke muß er auch allein aufgespart werden, und, wenn er sich zu einem andern Endzwecke äussert, so kann der Zuschauer ihm nicht beitreten. Blosser Mangel der wohlthätigen Tugenden kann uns aber wohl um die Vorteile bringen, die wir mit recht hätten erwarten können, allein einen solchen Schaden gegen den wir Ursache hätten uns zu vertheidigen, thut er uns nicht, und er sucht ihn auch nicht zu thun.



Es giebt indessen eine andre Tugend, deren Beobachtung der Freiheit unsers eigenen Willens nicht überlassen ist, die mit Gewalt kann erzwungen werden, und deren Beleidigung dem Zorn und folglich, der Strafe aussetzt. Diese Tugend ist die Gerechtigkeit. Ihre Beleidigung ist Unrecht, sie thut diesem oder jenen einzelnen Personen reellen und positiven Schaden, aus Bewegungs-Gründen, die natürlicher Weise gemüthlich werden. Sie ist also ein schicklicher Gegenstand des Zorns und der Strafe, die die natürliche Folge des Zorns ist. Da alle Menschen die Gewalt, die man braucht, den Schaden zu rächen, den die Ungerechtigkeit gestiftet, natürlicher Weise billigen und ihr beistimmen, so geben sie noch vielmehr derjenigen ihren Beifall und Beistimmung, die man anwendet, dem Unrecht zuvor zu kommen und es abzuwehren, und dem Beleidiger davon abzuschrecken. Derjenige, der eine Ungerechtigkeit im Sinne hat, weiß das sehr gut, er fühlt, daß Zwang und Gewalt mit der vollkommensten Schicklichkeit so wol von dem, den er zu beleidigen im Begriff sieht, als auch von andern, kann gebraucht werden, entweder die Ausführung seines Verbrechens zu hindern, oder doch ihn zu strafen, wenn er es ausgeführt hat. Hieraus gründet sich der merkwürdige Unterschied zwischen der Gerechtigkeit und dem andern

andern geselligen Tugenden, den neulich ein Schriftsteller von einem grossen und originalen Genie besonders eingeschärft hat, daß wir nemlich uns weit genauer und strenger verbunden fühlen, der Gerechtigkeit, als der Freundschaft, der Edelmut, und der Liebe gemäß zu handeln, daß die Ausübung dieser letzten Tugenden gewissermassen unserer eigenen Willkür überlassen zu seyn scheint, daß wir aber zu der Beobachtung der Gerechtigkeit uns durch einen geheimen Zwang der Natur verbunden, verpflichtet, und gefesselt fühlen, das heisst, wir fühlen, daß der Zwang mit der vollkommensten Schicklichkeit und mit Beistimmung aller Menschen kann gebraucht werden, uns zu der Beobachtung der einen anzuhalten, nicht aber den Vorschriften der andern zu folgen.

Wir müssen indessen allemal das, was blos tadelhaft oder der schickliche Gegenstand der Misbilligung ist, sorgfältig von dem unterscheiden, was man mit Gewalt entweder bestrafen oder hindern kann. Das scheint tadelhaft, was den gewöhnlichen Grad der schicklichen Wohlthätigkeit, die man nach der Erfahrung von jeden erwarten kann, nicht erreicht. Das scheint im Gegentheil lobwürdig, was ihn übersteigt. Der gewöhnliche Grad selbst scheint weder tadelhaft noch lobwürdig. Ein Vater, ein Sohn, ein Bruder, der sich gegen seinen Sohn,

Sohn, Vater, und Bruder weder besser noch schlimmer bezeigt, als der größte Theil der Menschen gemeiniglich thut, scheint weder Lob noch Tadel zu verdienen. Derjenige aber, dessen Güte außerordentlich und unerwartet, aber doch schicklich und den Gegenständen angemessen ist, oder dessen Lieblosigkeit eben so außerordentlich und unerwartet, als unschicklich und ungebührend ist, scheint in dem einen Fall lobenswürdig, in dem andern aber tadelhaft.

Auch der gewöhnlichste Grad der Güte und Wohlthätigkeit kann indessen unter Leuten die sich gleich sind, durch keine Zwangs-Mittel begetrieben werden. Unter solchen kann jeder im Stande der Natur, und vorgängig vor der Einsetzung des bürgerlichen Regiments sich das Recht anmassen, sowol sich selbst gegen Beschädigungen zu schützen, als auch diejenigen, die ihm zugefüget sind, durch einen gewissen Grad von Bestrafung zu rächen. Jeder wohlgefinnte Zuschauer billiget nicht allein sein Verhalten, wenn er das thut, sondern er theilet auch seine Empfindungen mit ihm so sehr, daß er willig ist, ihm beizustehen. Wenn ein Mensch den andern anfaßt, beraubt, oder gar versucht ihn zu ermorden, so kommt die ganze Nachbarschaft in Lärm, jeder glaubt, daß er Recht daran thut, wenn er eilet, entweder den, der beleidiget ist, zu rächen, oder den, der in Gefahr ist

belei-

beleidiget zu werden, zu vertheidigen. Wenn aber ein Vater in dem gewöhnlichen Grad der väterlichen Zuneigung gegen einen Sohn steht, wenn der Sohn es an der kindlichen Ehrerhaltung gegen seinen Vater, die dieser mit Recht erwarten konnte, ermangeln läßt, wenn Brüder nicht den gewöhnlichen Grad der brüderlichen Neigung gegen einander haben, wenn ein Mensch sein Herz gegen das Mitleiden verschließt, und sich weigert, das Elend seiner Mitgeschöpfe zu erleichtern, da er es doch ohne alle Beschwerde thun konnte: in allen diesen Fällen tadelt zwar jeder das Verhalten, niemand aber läßt es sich einfallen, daß diejenigen, die vielleicht Grund hatten, mehrere Liebe zu erwarten, auch ein Recht haben sollten, sie mit Gewalt zu erzwingen. Derjenige, der darunter leidet, kann nicht mehr thun, als sich beklagen, und der Zuschauer darf sich auf keine andere Art als durch rathen und zureden darin mischen. Bei allen solchen Gelegenheiten würde man es für den höchsten Grad der Unbilligkeit und des Stolzes halten, wenn Leute, die sich gleich sind, es sich herausnehmen wollten, Gewalt gegen einander zu brauchen.

Ein Befehlshaber kann aber zuweisen mit allgemeiner Billigung diejenigen, die unter seiner Vorherrschaft stehen, durch Zwang anhalten, sich in diesem Stück gegen einander mit einem

einem gewissen Grad der Schicklichkeit zu verhalten. Die Gesetze aller gesitteten Völker verpflichten die Eltern, ihre Kinder, und die Kinder, ihre Eltern im bedürftenden Fall zu ernähren, sie legen den Menschen manche andere Pflichten der Wohlthätigkeit auf. Der bürgerlichen Obrigkeit ist die Macht anvertrauet, nicht allein den öffentlichen Frieden durch Befehle, die der Ungerechtigkeit wehren, zu erhalten, sondern auch durch die Einführung guter Sitten, und durch Verordnungen, die alle Art von Lastern und unschicklichem Verhalten einschränken, die Wohlfart des gemeinen Wesens zu besorgen, sie kann daher Regeln vorschreiben, die nicht allein gegenseitigen Beleidigungen unter Mitbürgern steuern, sondern auch bis auf einen gewissen Grad gegenseitige Dienstleistungen gebieten. Wenn der Oberherr etwas befiehlt, das an sich blos gleichgültig ist, und was vor seinen Befehlen ohne einigen Tadel hätte unterlassen werden können, so wird es nicht allein tadelhaft sondern auch strafbar, ihm ungehorsam zu seyn. Wenn er demnach etwas befiehlt, das nicht einmal vor einem solchen Befehl ohne dem hätte unterlassen werden können, ohne sich den größten Vorwurf zuzuziehen, so ist es sicherlich noch weit strafbarer, wenn man es an dem Gehorsam fehlen läßt. Indessen ist doch unter allen Pflichten eines

Gesetz:

Gesetzgeber die vielleicht diejenige, wobei die größte Bescheidenheit und Vorsicht erfordert wird, um sie mit Schicklichkeit und Genauigkeit zu beobachten. Sie ganz hintanzusetzen, würde das gemeine Wesen manchen groben Unordnungen und ärgerlichen Ausschweifungen aussetzen: sie zu weit treiben, würde alle Freiheit, Sicherheit und Gerechtigkeit zerstören.

Obgleich der bloße Mangel der Wohlthätigkeit unter denen, die sich gleich sind, keine Bestrafung zu verdienen scheint, so scheinen doch die starken Aeußerungen dieser Tugend der höchsten Belohnung werth zu seyn. Da sie die größten Vorteile hervorbringen, so sind sie auch die natürlichen und gebilligten Gegenstände der lebhaftesten Dankbarkeit. Die Beobachtung der Regeln der Gerechtigkeit scheint dagegen gar keine Belohnung zu verdienen, obgleich ihre Uebertretung der Strafe aussetzt. Unstreitig ist die Ausübung der Gerechtigkeit schicklich und anständig, und sie verdienet aus dieser Ursache alles Lob, das der Schicklichkeit gebühret. Da sie aber kein wirkliches positives Gut hervorbringt, so kann sie nur auf eine sehr geringe Dankbarkeit Anspruch machen. Bloße Gerechtigkeit ist in den meisten Fällen nur eine verneinende Tugend, und hält uns bloß ab, unserm Nächsten zu schaden. Wer sich lediglich darauf einschränket, sich weder an der Person noch

noch an dem Vermögen, noch an dem guten Namen anderer zu vergrreifen, der hat gewis nur ein sehr kleines positives Verdienst. Er erfüllt indessen alle Regeln der Tugend, die man eigentlich Gerechtigkeit nennt, und thut alles, wozu andere, die ihm nichts zu befehlen haben, ihn mit Gewalt anhalten, und widerlegen sie ihn strafen können, wenn er es unterläßt. Wir können oft alle Pflichten der Gerechtigkeit erfüllen, wenn wir still sitzen und gar nichts thun.

Wie wir andern begegnen, soll uns wider begegnet werden, das Gesetz der Wiedervergeltung scheint das grosse Gesetz zu seyn, welches uns die Natur selbst eingeprägt hat. Wohlthätigkeit und Großmuth halten wir gegen den Wohlthätigen und Großmütigen für schuldige Pflicht. Diejenigen aber, die ihre Herzen nie den sanften Gefühlen der Menschlichkeit eröffnen, denen sollte unserer Meinung nach die Zuneigung aller ihrer Mitgeschöpfe verschlossen seyn, sie sollten mitten in der Gesellschaft, wie in einer grossen Wüste leben, wo kein Mensch sich um sie bekümmert und nach ihnen fragt. Den Uebertreter der Gesetze der Gerechtigkeit verurtheilen wir, das Uebel wieder zu fühlen, wodurch er andre gekränkt hat, und, da keine Rücksicht auf die Leiden seiner Brüder fähig ist ihn zurück zu halten, so sollte er durch die Furcht selbst zu leiden

leiden, von weitem Ungerechtigkeiten aberschre-  
ket werden. Wer nichts weiter als unschädlich  
ist, wer bloß die Gesetze der Gerechtigkeit ge-  
gen andere beobachtet, wer sich nur enthält,  
seinem Nächsten zu beleidigen, der kann nichts  
mehr fordern, als daß andere sich an ihrer  
Seite auch enthalten, ihm zu schaden, und daß  
dieselben Gesetze in Rücksicht auf ihn heilig  
beobachtet werden.

### Zweites Hauptstück.

Von dem Gefühl der Gerechtigkeit, von Gewissensbissen  
und von dem Gewünschten des Verdienstes.

Außer dem gerechten Unwillen über das Böse,  
das wir von einem andern erlitten haben,  
können wir, ihm zu schaden, und ihm übel  
zu thun, keinen schädlichen Grund, keinen An-  
trieb haben, worin wir hoffen dürfen, daß an-  
dere Menschen uns beistimmen werden. Die  
Glückseligkeit des Nächsten zu fördern, bloß des-  
wegen, weil er der unsrigen im Wege steht,  
ihm das, was ihm wirklich nützlich, zu neh-  
men, bloß deswegen, weil wir es eben so gut,  
oder noch besser brauchen können, dem natür-  
lichen Vorzug, den jeder Mensch seinem Glück  
vor dem Glück anderer giebt, auf die Art  
aufzulösen derselben nachzugehen, das ist ein  
Verhalten, das kein unparteiischer Zuschauer



in seinem Herzen billigen kann. Jeder Mensch ist unstreitig von der Natur zuerß und hauptsächlich seiner eigenen Vorsorge empfohen, und da er geschickter ist, für sich selbst als für sonst jemand zu sorgen, so ist diese Einrichtung recht und schicklich. Jeder Mensch nimt daher einen weit stärkern Anteil an dem, was ihn selbst unmittelbar angethet, als an dem, was irgend jemand ausßer ihm betrifft, und das geht so weit, daß vielleicht die Nachricht von dem Absterben eines andern, mit dem wir in keiner besondern Verbindung gestanden, uns weniger beunruhiget, uns weniger die Wahrsheit verdirbt, und den Schlaf störet, als ein sehr unbedeutender Verdruß, der uns selbst betroffen hat. Wenn es uns aber gleich frei steht, von dem Untergang unsers Nächsten weniger gerührt zu werden, als von einem kleinen wicdrigen Vorfall, der uns zugeslossen, so steht es doch niemanden frei, ihn uns Verderben zu führen, dieses kleine Unglück abzuwehren, nicht einmal, um seinen eigenen Untergang zu verhindern. Wir müssen hier, so wie in allen andern Fällen, uns nicht so sehr in dem Lichte betrachten, worin wir uns selbst natürlicher Weise erscheinen, als vielmehr in dem Lichte, worin andere natürlicher Weise uns sehen. Jeder Mensch mag nach dem Sprichwort in seinen eigenen Augen sich selbst die ganze Welt sehn:

seyn: in den Augen anderer ist er doch nur ein sehr unbedeutender Theil derselben. Seine eigene Glückseligkeit mag ihm weit wichtiger seyn, als die Glückseligkeit der ganzen Welt um ihn, andern gilt sie doch nichts mehr, als die Glückseligkeit eines jeden, der ein Mensch ist. So wahr es also auch seyn mag, daß jeder in seinem eignen Herzen sich natürlicher Weise allen andern vorziehet, so ist er doch nicht so läßn, ihnen dersch vor die Augen zu treten, und es frei zu gestehen, daß er nach diesem Grundsatz handelt. Er fñlet, daß sie in diesem Vorzuge ihm nicht bestimmen können, und daß derselbe, so natürlich er ihm auch seyn mag, ihnen allemal übermäßig und ausschweifend vorkommen muß. Wenn er sich selbst in dem Lichte betrachtet, worin er weiß, daß andere ihn betrachten werden, so sieht er daß er in ihren Augen nur einer von der großen Menge, und in keinem Stücke besser ist, als irgend ein anderer in derselben. Will er nun so handeln, daß der unparteiische Zuschauer dem Triebfedern und Gründen seines Verhaltens bestimmen kann, und das ist doch der erste seiner Wünsche, so muß er in diesem, so wie in allen andern Fällen den Eitel seiner Eigenliebe demüthigen, und sie bis auf den Grad erniedrigen, wohin andere ihm nachkommen können. Sie werden ihr so viel zu gute halten,

halten, daß sie es ihm verstaten, wegen seiner eignen Wohlthat weit ernstlicher bekümmert zu seyn, als wegen der Wohlthat eines andern, und ihr mit weit ernstlicherm und anhaltenderm Eifer nachzujagen. So weit werden sie, wenn sie sich in seinen Platz stellen, bereit seyn, mit ihrer Empfehlung ihm zu folgen. In dem Wettlauf nach Reichthümern, Ehrenstellen und Würden werden sie ihm erlauben so geschwind zu laufen als er kann, und alle Muskeln und Nerven anzustrengen, seinen Nebenbuhlern vorzueilen. So bald er es sich aber einfallen läßt, einem von ihnen ein Bein unterzuschlagen, oder ihn umzuknien, so ist die Wacht der Zuschauer auf einmal zum Ende. Das heißt, wahrlich und betrüglisch spielen, und das können sie nicht verstaten. Dieser Mensch ist ihnen in jeder Absicht eben so gut, als er, sie fühlen nichts von der Selbst-Liebe, womit er sich dem andern so weit vorziehet, und können dem Grunde, aus welchem er ihnen Schaden thut, nicht bestimmen. Daher sind sie bereit mit dem natürlichen Unwillen des Beleidigten zu sympathisiren, und der Beleidigte wird der Gegenstand ihres Hasses und ihres Hohns. Er weiß auch, daß er das wird, und fühet, daß diese Empfindungen nicht stumm werden, von allen Seiten her gegen ihn aufzutreiben.

Es wie der Umrath des Verleumdigen um so viel höher steht, je größer und unerfetzlicher der Schade ist, der ihm zugefügt worden, so hoch gleichfalls so viel der sympathetische Umrath des Zuhörers, als das Gefühl der Schuld in dem Verleumdeter. Der Tod ist das erste Uebel, das ein Mensch von dem andern leiden kann, und er erweckt bei denen, die mit dem Erklärenen in einer unumschreibbaren Verbindung stehen, den höchsten Grad des Zorns. Der Mord ist also in den Augen sowol desjenigen, der ihn begangen, als auch anderer Menschen das allschändlichste unter allen Verbrechen, die bloß einzelne Personen betreffen. Demjenigen verahnt werden, was wir schon wirklich beschyn, ist ein noch größeres Uebel als um denselben gebracht werden, was wir noch erwarten. Folglich hat der Eingriff in, das Eigenthum, Diebstahl und Raub, die uns das schmer, was wir schon haben, größere Verbrechen, als die Verletzung eines Vergleiches, wodurch wir bloß das verlieren, was wir erst hoffen. Die heiligen Gesetze der Gerechtigkeit, deren Uebertretung am leichtesten zur Rache und Strafe ansetzt, hat also diejenigen, die das Leben und die Person des Nächsten beschyn, noch härter bestraft diejenigen, die sein Eigenthum und seine Ehre beschyn, darauf folgen endlich diejenigen, die das, was man

man seine persönliche Rechte nennt, oder das, worauf er kraft eines Vergleiches Anspruch machen kann, beschützen.

Der Uebertreter der heiligen Befehle der Gerechtigkeit kann nie an die Empfindungen denken, die die Menschen in Ansehung seiner haben müssen, ohne alle Beängstigungen der Scham, des Schreckens und der Bestürzung zu fühlen. Wenn seine Leidenschaft befriediget ist, und kühle Nachgedanken über sein voriges Betragen sich einfinden, so kann er keinen von den Motiven, die ihn dazu vermochten, weiter beitreten. Er sieht sie izt in der abscheulichen Gestalt, worin andere Menschen sie allemal sehen. Durch die Sympathie mit dem Haß und mit dem Abscheu, den andere Menschen gegen ihn empfinden müssen, wird er gewissermaßen der Gegenstand seines eigenen Hasses und Abscheues. Der Zustand, worin er den versteht, der durch seine Ungerechtigkeit leiden müssen, erweckt sein wehmüthiges Mitleiden, der Gedanke daran ist ihm schmerzlich und tränkend, er bedauert die unglücklichen Wirkungen seines eigenen Verhaltens, zu gleicher Zeit fühlt er, daß sie ihn mit Recht zum Gegenstande des Zorns und des Unwillens der Menschen, und was eine natürliche Folge davon ist, ihrer Rache und Strafe gemacht haben. Dieser Gedanke schwärmet, wie ein Gespenst, um ihn

ihn herum, und füllte ihn mit Grausen und Entsetzen. Er unterließ sich nicht länger den Menschen ins Gesicht zu sehen, und stellte sich vor, daß er aus dem Herzen aller, so zu reden, gänzlich verwiesen und verschlossen ist. In diesem so schrecklichen und äussersten Elende kann er von der Sympathie keinen Trost hoffen. Die Erinnerung an seine Verbrechen hat die Herzen aller seiner Neben-Menschen gegen alles Mitgefühl mit ihm verschlossen. Das was er am meisten fürchtet, das sind gerade die Empfindungen, die andere in Ansehung seiner haben. Alles was um ihn ist, scheint ihm feindselig gegen ihn zu seyn, er würde sich freuen, wenn er in eine unbewohnte Wüste fliehen könnte, in eine Einöde, wo er weder das Gesicht einer menschlichen Creatur weiter sähe, noch in ihren Mienen die Verdammung seiner Verbrechen weiter lesen dürfte. Aber die Einsamkeit ist noch schrecklicher als die Gesellschaft. Seine eigene Gedanken können ihm nichts vorstellen, als was schwarz, finster und unglücklich ist, die schwermüthigsten Abhandlungen eines unermesslichen Elendes und Verderbens. Das Graucvolle der Einsamkeit jagt ihn wieder in die Gesellschaft zurück, und er kommt von neuem in die Gegenwart der Menschen, erschaut, daß er sich vor ihnen mag sehen lassen, mit Scham beladen, und von Furcht gequält, in den Gesichtern

sichtern eben der Richter, von denen er weiß, daß sie ihn schon einmütig verdammet haben, Trost zu suchen, und sie um einen kleinen Bestand demüthig anzusehen. Das ist die Natur der Empfindung, die man sehr bequeme Gewissens-Bisse nennt, die schrecklichste unter allen Empfindungen, die dem Menschen je ins Herz kommen können. Sie besteht aus der Scham über die gefühlte Unschicklichkeit des vorigen Verhaltens, aus dem Kummer wegen der Wirkungen desselben, aus dem Mitleiden mit denen, die dadurch unglücklich werden, und aus dem Schrecken und Furcht für der Strafe, die aus dem Bewußtseyn entspringet, daß man den rechtmäßigen Unwillen aller vernünftigen Geschöpfe gereizt und auf sich geladen.

Das entgegengesetzte Verhalten fließt auch natürlicher Weise entgegengesetzte Empfindungen ein. Derjenige, der nicht aus kindischen Grillen, sondern aus schicklichen Bewegungs-Gründen eine großmüthige Handlung verrichtet, fület, wenn er vor sich auf diejenigen sieht, denen er gedienet hat, daß er der natürliche Gegenstand ihrer Liebe und Dankbarkeit, und durch die Sympathie mit ihnen auch der Hochachtung und des Beifalls aller sei. Siehet er zurück auf den Bewegungs-Grund, aus welchem er handelte, und betrachtet er ihn in dem Lichte, worin der unparteiische Zuschauer ihn ansehen

W 9

wird,

wird, so fährt er noch fort demselben beizustimmen, und durch die Sympathie mit dem Beifall dieses angenommenen unparteiischen Richters sich selbst Beifall zu geben. In beiden Gesichtspuncten scheint ihm sein Betragen auf allen Seiten liebenswürdig, und seine Seele wird, so oft sie daran denkt, mit Munterkeit, Heiterkeit und sanfter Ruhe erfüllt. Er steht mit allen Menschen in Freundschaft und Harmonie, und sieht auf seine Mitgeschöpfe mit Vertrauen und liebevoller Zufriedenheit, sicher, daß er sich ihrer günstigen Regungen würdig gemacht habe. In der Verbindung aller dieser Empfindungen besteht das Bewußtseyn des Verdienstes, oder daß man der Belohnung werth sei.

### Drittes Hauptstück.

Von dem Nutzen dieser Einrichtung unserer Natur.

So wurde der Mensch, der nur in Gesellschaft bestehen kann, von der Natur zu dem Zustande, für welchen er gemacht war, gebildet und ausgerüstet. Alle Mitglieder der menschlichen Gesellschaft haben von einander Hülfe und Beistand nötig, sie sind gleichfalls gegenfeitigen Beleidigungen ausgesetzt. Wo der nötige Beistand aus Liebe, aus Dankbarkeit,

und



aus Freundschaft und Achtung geleistet und vergolten wird, da blüht die Gesellschaft und ist glücklich. Alle ihre verschiedene Mitglieder sind durch die sanften Bande der Liebe und Zuneigung vereinigt, und werden gleichsam zu einem gemeinschaftlichen Mittelpunct gegenseitiger Freundschafts-Dienste hingezogen.

Wenn aber gleich der nöthige Verstand aus so edeln und uneigennützigen Motiven nicht geleistet würde, wenn unter den verschiedenen Mitgliedern der Gesellschaft keine gegenseitige Liebe und Zuneigung herrschte, so würde die Gesellschaft zwar weniger glücklich und angenehm seyn: sie würde aber doch nicht nothwendig zerstört werden. Die Gesellschaft kann unter verschiedenen Menschen, wie unter verschiedenen Kaufleuten, bloß durch ein Gefühl von ihrer Nutzbarkeit auch ohne gegenseitige Liebe und Zuneigung bestehen, und wenn gleich keiner in derselben dem andern einige Verbindlichkeit schuldig, oder durch Dankbarkeit verpflichtet wäre, so könnte sie doch durch einen lobenswürdigen Handel mit Liebediensten, die nach einem verglichenen Preise geschätzt würden, aufrecht erhalten werden.

Dann aber kann keine Gesellschaft bestehen, wenn ihre Mitglieder stets bereit sind sich einander zu schaden und zu beleidigen. Den Augenblick, da die Beleidigung anfängt, geminnt

winnt auch gegenseitige Erbitterung und Feindschaft Platz, alle Bande der Gesellschaft werden zerissen, und die verschiedenen Glieder, woraus sie bestand, werden durch die Hefigkeit und durch den Widerspruch ihrer streitenden Neigungen gleichsam zerstückt und zerstreuet. Wenn untern Räubern und Mördern eine Gesellschaft statt finden soll, so müssen sie nach einer sehr gemeinen Bemerkung, sich wenigstens des Raubens und Mordens unter einander enthalten, Wohlthätigkeit ist also zu dem Daseyn der Gesellschaft weniger wesentlich als Gerechtigkeit. Ohne Wohlthätigkeit kann die Gesellschaft, obgleich nicht in dem angenehmsten Zustande, noch fort dauern. Wo aber Ungerechtigkeit überhand nimet, da muß sie völlig untergehen.

Detwegen ermuntert uns zwar die Natur zu Werken der Wohlthätigkeit durch das gefällige und schmeichelnde Bewußtseyn verbienter Belohnung; sie hat es aber nicht nötig gefunden, die Beobachtung derselben durch die Ehrenfleh einer verdienten Strafe, im Fall sie versäumt wird, einzuschärfen und zu erzwingen. Sie ist eine Verzierung, die das Gebäude verschönert, nicht der Grund, der es trägt, es war daher zureichend sie dem Menschen zu empfehlen, aber auf keine Weise nothwendig, sie ihm aufzudringen. Die Gerechtigkeit im Gegentheil ist die Haupt-Stütze, worauf das ganze

ganze Gebäude ruhet. So bald diese weggenommen wird, so muß das große, das unermessliche Gebäude der menschlichen Gesellschaft, welches aufzuführen und zu erhalten die vorzüglichste, und, wenn ich so reden darf, die lieblichste Sorge der Natur gewesen zu seyn scheint, den Augenblick sinken und in Etzeln zerfallen. Um also die Beobachtung der Gerechtigkeit einzuschärfen, hat die Natur dem menschlichen Herzen das Gefühl von Schuld, jene schreckliche Erwartungen der verdienten Strafen, die auf die Uebertretung derselben folgen, eingepflanzt, als die großen Schutz-Wehren und Wächter der menschlichen Gesellschaft, um den Schwachen zu beschützen, den Gewaltthätigen in Zaum zu halten und den Schuldigen zu züchtigen. Die Menschen, ob sie gleich von Natur sympathetisch sind, fühlen so wenig für andere, mit denen sie keine besondere Verbindung haben, in Vergleichung mit dem, was sie für sich selbst fühlen: das Elend desjenigen, der nichts weiter als ihr Mitgeschöpf ist, ist ihnen so gar gegen einen kleinen Vortheil, den sie für sich erhaschen können, von so geringer Wichtigkeit: sie haben es so sehr in ihrer Gewalt ihm zu schaden, und können so manche Versuchungen haben, es zu thun, daß, wenn dieses Gefühl, dieser Grund-Trieb nicht in ihren eigenen Herzen zu seiner Vertheidigung aufstände und sie

sie abschreckte, sich an dem Unschuldigen zu vergreifen, sie jederzeit, gleich wilden Thieren, fertig stehen würden, ihn anzufallen; ein Mensch würde in eine Gesellschaft von Menschen nicht anders als in eine Löwen-Höle treten.

In jedem Theil der Welt bemerken wir, daß die Mittel nach den Endzwecken, die sie hervorbringen sollen, mit der feinsten Kunst eingerichtet sind. Wir bewundern in dem Mechanismus einer Lanze oder eines thierischen Körpers, wie vorzüglich alles darauf abzielt, die beiden grossen Endzwecke der Natur zu befördern, die Erhaltung des einzelnen Wesens und die Fortpflanzung des Geschlechts. Allein wir unterscheiden doch in diesen so wol als in allen andern Dingen von der Art die Wirkende und die End-Ursache ihrer mannigfaltigen Bewegung und Organisation. Die Verdauung der Speisen, der Umlauf des Blutes, und die Absonderung der Säfte, die daraus abgeschieden werden, sind Wirkungen, die alle zu den grossen Endzwecken des thierischen Lebens unentbehrlich sind. Wir versuchen aber niemals ihren Grund aus diesen Endzwecken, als aus ihren wirkenden Ursachen zu erklären, und wir lassen es uns nicht einfallen, daß das Blut, wenn es circuliret, und der Magen, wenn er verdauet, dabei die Absicht hat, die Endzwecke der Circulation und der Verdauung zu befördern.

bern. Die Räder einer Uhr sind alle mit wunderbarer Kunst so eingerichtet, die Absicht, wozu sie dienen sollte, die Bezeichnung der Stunden, zu erreichen. Alle ihre mannigfaltige Bewegungen stimmen auf die vortrefflichste Art zusammen, diese Wirkung hervorzubringen. Hätten sie die Begierde oder die Absicht, sie hervorzubringen, so könnten sie es nicht besser anfangen. Kein Mensch aber denkt doch daran, ihnen selbst eine solche Begierde oder Absicht beizumessen, wir schreiben sie vielmehr dem Uhrmacher zu, und wir wissen, daß sie durch eine Feder in Bewegung gesetzt werden, die eben so wenig als sie, den Vorsatz hat, das zu bewirken, was sie bewirkt. So genau unterscheiden wir, wenn wir von den Wirkungen der Körper Grund abgeben wollen, allemal die wirkende und die End-Ursache, wenn wir aber die Wirkungen der Seele erklären wollen, so fallen wir gar zu leicht in den Fehler, beides mit einander zu verwirren. Wenn wir durch natürliche Triebe und Instincte gleichsam dahin gezogen werden, die Endzwecke zu befördern, die eine verfeinerte und erleuchtete Vernunft uns empfehlen würde, so sind wir sehr geneigt, die Empfindungen und Handlungen, wodurch wir diese Endzwecke befördern, dieser Vernunft als ihrer wirkenden Ursache zuzuschreiben, und uns einzubilden, daß das die Weisheit des

M.

Menschen ist, was in der That und Wahrheit die Weisheit Gottes ist. Auf einem flüchtigen Blick, den wir obenhin auf diese Sache werfen, scheint diese Ursache zureichend, die Wirkungen, die ihr zugeschrieben werden, hervorzubringen, und das System der menschlichen Natur scheint weit einfacher und schöner, wenn auf die Art alle ihre Wirkungen bloß aus einem Principium hergeleitet werden.

Da die Gesellschaft nicht bestehen kann, wenn die Befehle der Gerechtigkeit nicht wenigstens erträglich beobachtet werden, da kein geselliger Umgang und Gewerbe statt finden kann, wenn die Menschen nicht durchgängig von gegenseitigen Beleidigungen sich enthalten, so hat man sich vorgestellt, daß die Betrachtung dieses großen Nutzens der Grund wäre, warum man es billigt, daß die Befehle der Gerechtigkeit durch die Bestrafung ihrer Uebertreter, eingeschärft würden. Der Mensch, sagt man, hat eine natürliche Liebe zur Gesellschaft, er wünscht, daß die Vereinigung unter den Menschen erhalten werde, und zwar um ihrer selbst willen, auch wenn er für sich nicht den mindesten Vortheil davon hätte. Der wohlgeordnete und blühende Zustand der Gesellschaft ist ihm angenehm, er findet ein Vergnügen an diesem reizenden Anblick. Dagegen verabscheuet er ihre Unordnung und Verwirrung, und alles was

was dahin zielt, ist ihm verhaßt. Dabei weiß er auch, daß sein eigener Wohlstand mit dem Wohlstande der Gesellschaft genau verbunden ist, und daß von ihrer Erhaltung, sein Glück, ja vielleicht die Erhaltung seines Daseyns abhängt. Aus beiden Ursachen hat er einen Abscheu gegen alles, was auf ihre Zerstörung abzielt, und ist bereit jedes Mittel zu gebrauchen, das einen so verhaßten und schrecklichen Erfolg hindern kann. Dieser ist aber bei der Ungerechtigkeit unvermeidlich, daher setzt jeder Schein der Ungerechtigkeit ihn in Unruhe, und er eilet, den Fortgang eines Uebels, wenn ich so reden darf, zu verslopfen, das, wenn ihm Zeit gelassen würde sich zu verbreiten, den geschwinden Untergang alles dessen, was ihm lieb ist, nach sich ziehen würde. Kann er es durch gelinde und sanfte Mittel nicht aufhalten, so muß er es mit Zwang und Gewalt zurück schlagen, und, es koste was es wolle, seinen weitem Fortgang hindern. Daher kommt es, sagt man ferner, daß er es gut heiße, daß die Gesetze der Gerechtigkeit auch durch Lebensstraffen an denen, die dagegen verbrochen, eingeschärft werden. Der Störer der öffentlichen Ruhe wird dadurch aus der Welt geschafft, und andere werden durch sein trauriges Schicksal abgeschreckt, seinem Beispiel zu folgen.

So pflegt man gemeinlich zu antworten, wenn gefragt wird, warum der Mensch an der Bestrafung der Ungerechtigkeit ein Wohlgefallen findet. Versteht man nichts mehr darunter, als dieses, daß wir die Ueberlegung, wie nothwendig diese Bestrafung ist, die Ordnung der Gesellschaft zu erhalten, sehr oft nötig haben, unser natürliches Gefühl von der Schicklichkeit und Anständigkeit zu bestärken, so ist in so fern an dieser Erklärung nichts auszusetzen, sondern wir müssen sie für gegründet und unstreitig erkennen. Wenn es mit dem Verbrecher so weit gekommen ist, daß er nun die gerechte Vergeltung leiden soll, die der natürliche Unwille der Menschen seinen Verbrechen zuerkennt, wenn der Trotz seiner frechen Ungerechtigkeit durch das Schrecken der nahen Strafe nun gebrochen und gedemüthigt ist, wenn er dann aufhört ein Gegenstand der Furcht zu seyn, so wird er für großmüthige Menschen Freunde ein Gegenstand des Mitleidens. Ihre Erbitterung über die Leiden, die andre von ihm erduldet haben, verlißt bei dem Gedanken an das, was er nun selbst leiden soll. Sie werden geneigt, ihm zu vergeben, ihn zu begnadigen, und ihm die Straffen zu erlassen, die sie in allen ihren kühnsten Stunden als eine Vergeltung betrachteten, die seinen Verbrechen gebüret. Hier ist es also Zeit, die

Vor-



Vorstellung von dem allgemeinen Besten der Gesellschaft zu Hülfe zu rufen. Hier müssen sie durch die Vorschriften einer Menschen-Liebe, die edeler und ausgebreiteter ist, dem Antriebe dieser schwachen und einseitigen Liebe widerstehen. Sie müssen bedenken, daß Gnade gegen den Schuldigen Grausamkeit gegen den Unschuldigen ist, und den Regungen des Mitleids gegen einen einzelnen Menschen das allgemeinere Mitleiden mit dem ganzen Geschlechte entgegen stellen.

Zuweilen finden sich auch Gelegenheiten, in welchen wir die Betrachtung, wie nöthig die allgemeinen Gesetze der Gerechtigkeit zur Fortdauer der Gesellschaft sind, brauchen, um die Schicklichkeit, sie zu beobachten, zu vertheidigen. Wir hören oft, daß junge und liederliche Leute die heiligsten Vorschriften der Moralität lächerlich machen, und sich nicht scheuen, oft aus Nachlässigkeit, noch öfterer aus Eitelkeit die abscheulichsten Grundsätze öffentlich an den Tag zu legen. Unser Unwille erwacht, wir brennen vor Eifer sie zu widerlegen, und ihre ruchlosen Grundsätze in ihrer Blöße darzustellen. Ob nun aber gleich ihre innere Häßlichkeit und Abscheulichkeit uns ursprünglich gegen sie entflammt, so wollen wir doch nicht gern die als die einzige Ursache, warum wir sie verdammen, anführen, oder gestehen, daß wir sie bloß deswegen

wegen verwerfen, weil wir selbst sie hassen und verfluchen. Dieser Grund, denken wir, würde nicht sehr bündig scheinen. Warum sollte er es aber nicht seyn, wenn wir sie deswegen hassen und verfluchen, weil sie die natürlichen und schicklichen Gegenstände des Hasses und des Abscheues sind. Wenn wir indessen gefragt werden, warum wir nicht so oder so handeln sollten, so scheint die Frage selbst schon vorauszusetzen, daß diese Art zu handeln, denen, die die Frage aufwerfen, nicht schon um ihrer selbst willen der natürliche und schickliche Gegenstand dieser Empfindungen zu seyn scheint. Wir müssen ihnen also zeigen, daß sie es um sonst einer Ursache willen seyn muß. Daher sehen wir uns gemeiniglich nach andern Beweisen um, und die erste Betrachtung, die uns begegnet, ist die Unordnung und die Verwirrung der Gesellschaft, die nicht ausbleiben könnte, wenn solche Grundsätze und Handlungen sich durchgängig verbreiteten. Wir ermangeln daher selten, auf diesen Beweis vorzüglich zu dringen.

Ob es aber gleich gemeiniglich nicht viel Scharf sinn erfordert, zu sehen, wie sehr alle ruchlosen Maximen darauf abzielen, die Wohlfahrt der Gesellschaft zu zerstören, so ist es doch selten diese Betrachtung, die uns zuerst gegen sie aufbringt. Alle Menschen, auch die Einfältigsten und Blödesten, verabscheuen Betrug,

teug, Treulosigkeit und Ungerechtigkeit, und es macht ihnen Vergnügen, wenn sie gestraft werden. Wenige haben aber über die Nothwendigkeit der Gerechtigkeit zur Fortdauer der Gesellschaft nachgedacht, so handgreiflich und einleuchtend diese Nothwendigkeit auch seyn mag.

Daß keine Hinsicht auf die Erhaltung der Gesellschaft der ursprüngliche Grund ist, warum wir die Ungerechtigkeiten, die gegen einzelne Mitglieder des Staats begangen werden, bestrafen zu sehen wünschen, das erhellet aus vielen sehr leichten Betrachtungen. Der Anteil, den wir an dem Glück und an dem Wohlergehen dieses oder jenen Menschen nehmen, entspringet in gewöhnlichen Fällen sehr selten aus dem, den wir an dem Glück und Wohlergehen der Gesellschaft nehmen. Der Untergang und der Verlust dieses oder jenen Menschen setzt uns eben so wenig in Bekümmerniß deswegen, weil er ein Mitglied und Theil der Gesellschaft ist, und weil wir wegen des Unterganges der Gesellschaft besorgt sind, als uns der Verlust einer einzigen Guinee schmerzt, weil sie ein Theil von tausend Guineen ist, und wir wegen des Verlustes der ganzen Summe besorgt sind. In keinen von beiden Fällen entspringt unser Besorgniß für einzelne Theile, aus unserer Besorgniß für das Ganze: sondern in beiden ist die Besorgniß für das

das Ganze, aus den besondern Besorgnissen zusammengesetzt, die wir für die verschiedene einzelne Theile haben, woraus es besteht. Wenn uns eine kleine Summe unrechtmäßiger Weise genommen wird, so suchen wir wegen dieser Ungerechtigkeit nicht so sehr deswegen Genugthuung, weil uns die Erhaltung des ganzen Vermögens an Herzen liegt, als weil wir die besondere Summe, die wir verlohren haben, nicht missen wollen: eben so verlangen wir, auch wenn ein einzelner Mensch beleidiget oder umgebracht wird, die Bestrafung des ihm zugefügten Unrechts nicht so sehr aus Vorsorge für das allgemeine Beste der Gesellschaft, als selbst um desjenigen willen, der beleidiget worden. Hierbei muß man indessen nicht unbeachtet lassen, daß dieses Theilnehmen an ihm gar keinen Grad von den feinern Empfindungen in sich schließt, die gemeiniglich Liebe, Hochachtung, Zärtlichkeit genennet werden, durch welche wir unsere besondere Freunde und Bekannte unterscheiden, sondern daß nichts mehr dazu erfordert wird, als das allgemeine Mitleid, welches wir mit jedem Menschen haben, bloß weil er unser Mitgeschöpf ist. Wir nehmen so gar an dem Unwillen einer verhassten Person theil, wenn sie von denen beleidiget ist, welchen sie keine Ursache dazu gegeben. Unser Misfallen an seinen gewöhnlichen Character und

und Verhalten hindert in diesem Fall unser Mitgefühl mit seinem natürlichen Unwillen nicht völlig, wiewol wir gestehen, daß bei denen, die nicht entweder sehr rechtschaffen, oder die nicht gewohnt sind ihre natürlichen Empfindungen durch allgemeine Regeln zu verbessern und zu ordnen, ein solches Mißfallen dieses Mitgefühl gar leicht erfüllen kann.

Es ist wahr, daß wir bei einigen Gelegenheiten bloß in Absicht auf das gemeine Beste der Gesellschaft, das unserer Meinung nach nicht anders gesichert werden kann, Straffen und Bestrafungen billigen. Von der Art sind alle die, welche an den Uebertretern dessen, was man bürgerliche Polizei, oder Kriegszucht nennt, vollzogen werden. Diese Vergeltungen schaden keiner besondern Person unmittelbar oder gerade zu, aber man steht in den Gedanken, daß ihre entferntere Folgen entweder einen beträchtlichen Schaden, oder eine große Unordnung in der Gesellschaft gewis nach sich ziehen, oder doch nach sich ziehen können. Eine Wache zum Exempel, die auf ihrem Posten einschläft, ist nach den Kriegs-Gesetzen des Todes schuldig, weil eine solche Nachlässigkeit leicht die ganze Armee in Gefahr sezen kann. Diese Strenge kann bei vielen Gelegenheiten nothwendig, und eben daher auch gerecht und schicklich scheinen. Wenn die Erhaltung dieses

oder jenen Menschen mit der Sicherheit des Ganzen nicht bestehen kann, so ist nichts gerechter, als daß viele einem vorgezogen werden. So nötig diese Straffe aber auch seyn mag, so scheint sie doch allemal außerordentlich streng. Das Verbrechen selbst scheint seiner Natur nach so klein, und die Straffe so groß, daß es unserm Herzen viel Mühe kostet, sich damit zu versöhnen. Man gesteht gerne ein, daß eine solche Nachlässigkeit sehr tadelhaft ist, allein man fühlt doch bei der Vorstellung derselben keinen solchen Unwillen, der uns reizen könnte, eine so schreckliche Rache deswegen zu nehmen. Ein Menschen-Freund muß mit Fleiß seine Gedanken sammeln, muß sich alle Mühe geben, muß alle Festigkeit und Standhaftigkeit der Seele zu Hülfe rufen, ehe er es bei sich so weit bringen kann, entweder selbst eine solche Straffe zu verhängen, oder sie gut zu heißen, wenn sie von andern verhängt worden. Auf die Art betrachtet er aber die gerechte Bestrafung eines undankbaren Bösewichts nicht, der seinen Wohlthäter oder seinen Vater ermordet. Sein Herz wallt vielmehr von Eifer, und auch von Freude bey der gerechten Vergeltung, die so abscheulichen Verbrechen zu gebühren scheint, er würde in Zorn und Wuth gerathen, wenn sie derselben durch irgend einen Zufall entwischen sollten. Selbst die Verschiedertheit

denheit der Empfindungen, die diese verschiedene Straffen bei dem Zuschauer erregen, ist ein Beweis, daß die Billigung der einen und der andern bei weitem nicht auf einerlei Gründen beruhet. Die Schildwache betrachtet er als ein unglückliches Opfer, das der Sicherheit der Menge muß geopfert werden, das er aber noch immer gerne retten möchte, wenn es sich nur thun ließe, ohne das Beste so vieler dadurch in Gefahr zu setzen. Sollte der Mörder aber der Bestrafung entgehen, so würde ihm das höchst empfindlich und verdrießlich seyn, und er würde Gott zur Nahe in einer andern Welt gegen ein Verbrechen auffodern, das die Ungerechtigkeit der Menschen auf Erden gehörig zu ahnden unterlassen hätte.

Hiebei komme ich auf eine Betrachtung, woraus wir noch mehr sehen können, wie wenig es uns in die Gedanken kommt, daß die Ungerechtigkeit in diesem Leben bloß wegen der Ordnung der Gesellschaft, die nicht anders erhalten werden kann, müsse gestraft werden. Daran fehlt so viel, daß die Natur vielmehr uns anweist zu hoffen, und die Religion uns berechtigt, zuverlässig zu erwarten, daß sie auch in einem künftigen Leben wird bestraft werden. Unser Gefühl von ihrer Strafwürdigkeit verfolgt sie, wenn ich so reden darf, noch jenseits des Grabes, obgleich das Beispiel der

D e

Be.

Bestrafung, die da vollzogen wird, nicht mehr dienen kann, die übrigen Menschen, die sie nicht sehen, und nichts davon erfahren, abzusprechen, sich hier gleicher Verbrechen schuldig zu machen. Wir denken indessen, daß die Gerechtigkeit Gottes es fodert, die Gewaltthätigkeiten an Wittwen und Waisen, die hier so oft ungestrast gedrukt werden, künftig zu rächen.

Daß die Gottheit die Tugend liebt und das Laster haßt, wie ein Wohlthäter die Reichtümer liebt, und die Armut haßt, nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen der Tugenden, die sie hervorbringen, daß er jene bloß darum liebt, weil sie das Glück der Gesellschaft befördert, welches er nach seiner Güte ernstlich verlangt: und daß er dieses bloß darum haßt, weil es das Elend der Menschen verursacht, welches eben diese Güte ihm zu einem Gegenstande des Widerwillens macht, das ist nicht die Lehre der bloßen einfältigen Natur, sondern einer künstlichen Verfeinerung der Vernunft und Philosophie. Denn unsere einfältigen natürlichen Empfindungen stören alle uns dahin, zu glauben, daß der Gottheit, so wie uns, die Tugend und das Laster, um ihrer selbst willen, und ohne weitere Hinsichten die natürlichen und schicklichen Gegenstände, die eine der Liebe und der Belohnung, die andere des Hasses und der Straffe scheinen müssen. Daß die Götter



Götter weder jähren noch schaden, war freilich der allgemeine Grundsatz aller verschiedenen Secten der alten Philosophie. Und wenn sie durch den Zorn jene wüthende und heftige Leidenschaft verstanden, die das menschliche Herz so oft jerricht und jerrüttet; wenn sie durch Schaden nichts anders sagen wollten, als aus Muthwillen, und ohne Rücksicht auf Gerechtigkeit und Schicklichkeit Schaden thun, so ist eine solche Schwachheit allerdings der göttlichen Vollkommenheit höchst unwürdig. Wenn sie aber das damit meinten, daß der Gottheit das Laster nicht um sein selbst willen der Gegenstand des Widerwillens und des Abscheues zu seyn scheint, daß sie nicht um sein selbst willen es schicklich und recht findet, es zu straffen, so ist das ein Grundsatz, der einigen sehr natürlichen Empfindungen gerade zu widersprechen scheint. Wenn wir unsere angeborenen Gefühle zu rathe ziehen, so sind wir sehr geneigt zu fürchten, daß vor dem Richter-Stuhl des heiligen Gottes das Laster noch weit mehr der Straffe, als die Schwachheit und Unvollkommenheit der menschlichen Tugend je der Belohnung würdig scheinen wird. Der Mensch, der vor einem Wesen von unendlicher Vollkommenheit sich darstellen soll, kann auf sein eigenes Verdienst oder auf die unvollkommene Schicklichkeit seines Verhaltens nur wenig Vertrauen setzen.

seyen. Gegen seine Mitgeschöpfe mag er sich auch mit Recht, damit groß machen, er mag oft Ursache haben, von seinem eigenen Character und Verhalten hohe Gedanken zu fassen, wenn er sie mit der weit größern Unvollkommenheit, die sie bei andern haben, vergleicht. Zöll er aber vor seinem unendlichen Schöpfer erscheinen, so steht die Sache ganz anders. Hier fürchtet er, daß seine Niedrigkeit und Schwachheit einem so großen und heiligen Wesen der geringsten Achtung oder Belohnung kaum würdig scheinen wird. Das kann er sich aber leicht vorstellen, wie sehr ihn die unzählbaren Uebertretungen seiner Pflicht, deren er schuldig gewesen ist, zum eigentlichen Gegenstande des Abscheues und der Straffe machen, und er kann keine Ursache sehen, warum der göttliche Zorn nicht ohne alle Einschränkung auf ein so unwürdiges Insect, als er in den Augen Gottes seyn muß, losbrechen sollte. Will er sich noch Hoffnung zur Glückseligkeit machen, so sieht er wol ein, daß er sie nicht von der Gerechtigkeit Gottes fordern kann, sondern von seiner Gnade demüthig erbitten muß. Dasse, Verflümmerniß, Demüthigung, Reue über seine vorigen Vergehungen, scheinen ihm daher die Empfindungen zu seyn, die sich vor ihm schilten, und die einzigen Mittel, die ihm übrig gelassen sind, den gerechten Zorn zu besänftigen, den

den er so sehr gereizt hat. Selbst in der Kraft dieser Mittel setzt er ein Mißtrauen, und er fürchtet auch immer, daß vielleicht die Weisheit Gottes nicht so wie die Schwachheit der Menschen, durch das klügliche Winkeln und Ziehen des Verbrechers vermocht werden kann, das Koster zu verschonen. Außer dem was er selbst im Stande ist zu thun, muß, denkt er, eine andere Vermittelung, ein andres Opfer, eine andere Versöhnung für ihn ausfindig gemacht werden, ehe die Reinsigkeit der göttlichen Gerechtigkeit mit seinen mannigfaltigen Uebertretungen kann versöhnt werden. Mit diesen ursprünglichen Gedanken der Natur treffen die Lehren der Offenbarung sehr gut überein, die uns nicht allein zeigen, wie wenig wir uns auf die Unvollkommenheit unserer Natur verlassen können, sondern uns auch zugleich lehren, daß die kräftigste Vermittelung veranlaßt, und die fürchterlichste Beugungshung für unsere mannigfaltige Uebertretungen und Ungerechtigkeiten geboten ist.

Drit-

### Dritter Abschnitt.

Von dem Einflusse des Glücks auf die  
Empfindungen der Menschen in Ansehung  
des Verdienstes und der Schuld  
der Handlungen.

#### Einleitung.

**W**as für Lob oder Tadel einer Handlung  
auch zusammen kann: das muß sich  
entweder auf die Absicht oder Reizung des  
Herzens beziehen, woraus sie herrühret, oder auf  
die äußerliche Bewegung des Körpers, wozu  
diese Reizung Schicklichkeit giebt, oder endlich  
auf die guten oder bösen Folgen, die wirklich  
aus der That heraus entspringen. Diese  
drei verschiedne Dinge enthalten die ganze Be-  
schaffenheit und Umstände der Handlung, und  
sie müssen der Grund einer jeden Eigenschaft  
seyn, die man ihr zuschreiben kann.

Das die beiden letzten unter diesen dreien  
Umständen der Grund gar keines Lobes oder  
Tadels seyn können, ist überflüssig deutlich. Das  
Gegenteil davon ist mir von jemanden behauptet  
worden. Die Bewegung des Körpers ist oft  
bei

bei den unschuldichsten und bei den sträflichsten Handlungen eine und eben dieselbe. Der, der einen Vogel schießt, und der der einen Menschen erschießt, bewegen sich äußerlich auf eine gleiche Art, beide ziehen den Drüller einer Flinten los. Die Folgen, die wirklich und in der That aus einer Handlung von ohngefähr entstehen, sind zum Lobe oder zum Tadel, wo möglich, noch gleichgültiger, als selbst die äußerliche Bewegung des Körpers. Da sie nicht von dem, der die Handlung verrichtet, sondern vom Schicksal abhängen, so können sie den Grund zu keiner Empfindung seyn, die sich auf seinen Character und auf sein Verhalten beziehen.

Die einzigen Folgen, für welche er hasten, oder durch welche er entweder Beifall oder Tadel verdienen kann, sind diejenigen, die er auf eine oder andere Art sich vorgesetzt, oder höchstens diejenigen, die in der Absicht, die ihn zur Handlung bewogte, eine gute oder schlimme Beschaffenheit verrathen. Auf die Absicht und Gesinnung des Herzens, auf die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit, auf die Glücklichkeit oder Unglücklichkeit der Absicht muß sich demnach alles Lob und aller Tadel, alles Wohlgefallen und alles Mißfallen von jeder Art, das irgend einer Handlung mit Recht ertheilt werden kann, endlich und zuletzt beziehen.

Dieser

Dieser Grundsatz, wenn er auf solche Art in abstracten und allgemeinen Ausdrücken vorgetragen wird, wird von jedem gern und willig zugestanden. Seine augenscheinliche Richtigkeit wird von allen einmütig erkannt, und man höret unter den Menschen keine widersprechende Stimme. Jeder gesteht, daß so verschieden auch die zufälligen, die ungesuchten und unvorhergesehenen Folgen der Handlungen seyn mögen, das Verdienst oder die Schuld derselben beständig einerlei bleibet, wenn nur übrigen die Absichten und Gesinnungen, woraus sie entspringen, an der einen Seite gleich schicklich und wohlthätig, oder an der andern gleich unschicklich und schädlich sind, und daß der, welcher sie verrichtet, allemal in gleichem Maas der angemessene Gegenstand der Dankbarkeit oder des Unwillens ist.

So gut wir aber auch von der Wahrheit dieses billigen Grundsatzes überzeugt zu seyn scheinen mögen, wenn wir ihn, so wie hier, nur überhaupt uns vorstellen, so kommen wir doch nicht so bald zu besondern Fällen, da wir so gleich wahrnehmen, daß die wirklichen Folgen, die aus einer Handlung ohne Absicht des Urhebers entspringen, einen grossen Einfluß auf unsere Urtheile von ihrem Verdienst oder von ihrer Schuld haben, und unser Gefühl von beiden fast allemal entweder erhöhen oder verrin-

gern,

gern. Vielleicht giebt es kaum ein einziges Beispiel, in welchen es sich bei genauerer Prüfung nicht finden sollte, daß unsere Empfindungen und Urtheile nicht gänzlich nach dieser Regel sich richten, die doch nach einem einmüthigen Besändniß sie ganz und allein regieren sollte.

Diese Unregelmäßigkeit des Gefühls, die jeder empfindet, die kaum einer recht bemerkt, und die niemand gern gestehen will, unternehme ich mich jetzt zu erklären. Zu dem Ende will ich erstlich die Ursache untersuchen, die dazu Gelegenheit giebt, oder den Mechanismus, wodurch die Natur sie hervorbringt, ferner den Umfang ihres Einflusses, endlich die Absicht, wozu sie dienet, oder den Endzweck, den der Urheber der Natur vermuthlich dadurch erreichen wollen.

### Erstes Hauptstück.

Von den Ursachen, warum das Glück auf unsere Empfindungen und Urtheile einen so großen Einfluß hat.

Die Ursachen des Schmerzens und des Vergnügens, sie mögen seyn welche sie wollen, oder wirken, wie sie wollen, scheinen bei allen Thieren unmittelbar, die beiden Leidenschaften, p Dank,

Dankbarkeit und Unwillen zu erwecken. Diese werden von leblosen so wol als von lebendigen Gegenständen erregt. Wir werden auf einen Augenblick so gar auf einen Stein böse, an den wir uns stoßen. Ein Kind schlägt ihn, ein Hund bellet ihn an, ein cholerischer Mann sucht auf ihn. Das geringste Nachdenken verbessert zwar diese Empfindung, und wir werden sehr bald gewahr, daß das, was kein Verschuldetes hat, auch ein sehr unschädlicher Gegenstand der Rache ist. Wenn aber doch der Schade sehr groß ist, so wird uns der Gegenstand, der ihn verursachte, auf ewig zuwider, und wir finden ein Vergnügen daran ihn zu verbrennen oder aus dem Wege zu räumen. Auf die Art sind wir geneigt mit dem Werkzeuge umzugehen, das zufällig den Tod eines Freundes verursacht, und wir würden uns oft einer Art von Unmenschlichkeit schuldig halten, wenn wir es ver säumten, diese ungereimte Rache daran aus zuüben.

Eben so empfinden wir eine Art von Dankbarkeit gegen die leblosen Dinge, die uns die Ursachen eines grossen oder öftern Vergnügens gewesen sind. Der Schiffer, der mit dem Vret, auf welchen er so eben dem Schiffsbruch entronnen, sich gleich Feuer machte, so bald er ans Ufer gekommen, würde einer unnatürlichen Handlung schuldig scheinen. Unserer



Erwartung noch hätte er es lieber mit Corg-  
fale und Juncigung als ein Denkmahl, das  
ihm gewisser massen lieb wäre, aufbewahren  
sollen. Man gewinnt eine Dose, ein Feder-  
messer, einen Stod, den man lange gebraucht  
hat, ordentlich lieb, und man empfindet gegen  
sie so etwas, das einer wirklichen Juncigung  
und Järtlichkeit ählich ist. Verliert oder  
zerbricht man sie, so hat man einen Verdruß  
darüber, der mit dem Werth des Schadens in  
gar keinem Verhältniß steht. Das Haus,  
worin wir lange gelebt, der Baum, dessen Laub  
uns lange Schatten gegeben, beide werden mit  
einer Art von Achtung angesehen, die man sol-  
chen Wohlthätern schuldig zu seyn scheint. Der  
Verfall des einen, der Untergang des andern  
rührt uns mit einer Art von Schwermut, ob  
wir gleich keinen Verlust dadurch leiden. Die  
Dreaden und die Kerer der Alten, eine Art  
von Göttern der Däune und der Häuser, wa-  
ren wahrscheinlich in ihrem Ursprunge die Ge-  
burten dieser Art von Juncigung, die die Ur-  
heber dieses Aberglaubens gegen diese Gegen-  
stände fühlten, und die doch unvernünftig schien,  
so lange nichts lebendiges dabei anzutreffen  
war.

Ehe aber etwas der schidliche Gegenstand  
der Dankbarkeit oder des Unwillens seyn kann,  
muß es nicht allein die Ursache des Schmer-

zens und des Vergnügens, sondern es muß auch schick sein, beides zu empfinden. Ohne dieser Fähigkeit können jene Leidenschaften sich nicht mit einer Art von Befriedigung daran ansetzen. So wie sie durch die Ursachen des Schmerzens und des Vergnügens erweckt werden, so besteht ihre Befriedigung darin, daß man in dem was dazu Gelegenheit gab, diese Empfindungen wieder erweckt: und es würde ganz verzeßlich seyn, bei dem was keine Empfindlichkeit hat, es darauf anzufangen. Thiere sind daher minder unschuldige Gegenstände der Dankbarkeit und des Unwillens, als leblose Dinge. Ein heftiger Hund, ein süßiger Ochse, werden beide gestraft. Ist ein Mensch durch sie ums Leben gekommen, so ruhen die Verwandten des Getödteten und das Publicum nicht eher, als bis sie wieder umgebracht werden, und das geschieht nicht bloß zur Sicherheit der Lebendigen, sondern gewisser massen auch, das Unrecht des Todten zu rächen. Die Thiere hingegen, die ihren Herren merkwürdige Dienste geleistet, werden die Gegenstände einer sehr lebhaften Dankbarkeit. Wir ärgern uns über die Unmenslichkeit des Officiers, dessen in dem türkischen Landschaftler erwähnt wird, der das Pferd, auf welchen er durch einen Arm von der See geschwommen, erschach, damit dieses Thier hernach seinen andern durch

durch eine gleiche Begebenheit berühmt machen möchte.

Ob nun aber gleich Thiere die Ursachen des Schmerzens und des Vergnügens und nicht weniger fähig sind, beide Empfindungen zu fühlen, so sind sie doch noch lange nicht vollständige und vollkommene Gegenstände der Dankbarkeit oder des Unwillens. Thuen fehlet noch immer etwas, das diese Leidenschaften zu ihrer völligen Befriedigung verlangen. Das, was die Dankbarkeit hauptsächlich wünschet, ist nicht allein dem Wohlthäter wieder ein Vergnügen zu machen, er soll es auch empfinden, daß er diese Belohnung wegen seines vorigen Bezeigens erhält, er soll sich über dieses sein Bezeigen freuen, er soll überzeugt seyn, daß derjenige, dem er so viel Gefälligkeiten erwiesen, ihrer nicht unwürdig war. Nichts reizet uns bei unserm Wohlthäter mehr, als wenn seine und unsere Empfindungen in einem Puncte, der für uns so wichtig ist, als der Werth unsers eignen Characters und die Hochachtung, die uns gebüret, übereinstimmen. Es ist uns sehr angenehm jemanden zu finden, der uns so hoch schätzet als wir uns selbst schätzen, und uns von den übrigen Menschen mit einer Aufmerksamkeit unterscheidet, die derjenigen nicht unähnlich ist, womit wir uns selbst unterscheiden. Ihn in diesen angenehmen und für uns schmei-

Geliebten Begriffen zu erhalten, ist eine von unsern Hauptabsichten, bei den Vergeltungen, womit wir geneigt sind seine Dienste zu erwidern. Ein edeles Gemüth verachtet sehr oft den eigennützigen Gedanken, seinem Wohlthäter durch ungestüme und jüdringliche Beweise der Dankbarkeit neue Guttheiten abzuwingen. Aber seine Achtung zu behalten und zu vermehren ist ein Interesse, das der größte Geist seiner Aufmerksamkeit nicht unwürdig hält. Und dies ist der Grund dessen, was ich vorhin bemerkte, daß unsere Dankbarkeit allemal merklich verringert wird, so groß auch die Dienste, die unser Wohlthäter uns geleistet, mögen gewesen seyn, wenn wir seine Bewegungs-Gründe nicht gut heißen können, wenn sein Character und sein Betragen unserm Beifalls unwürdig scheinen. Der Vorzug, den er uns giebt, schmeichelt uns viel weniger, und die Achtung eines so schwachen und unwürdigen Gönners scheint es nicht zu verdienen, daß man sich um ihrer selbst Mühe geben sollte, sie nicht zu verlieren.

Das was im Gegentheil der Unwille und Zorn hauptsächlich wünschet, ist nicht so sehr, unserm Feinde wieder Verdruß und Schmerz zu machen, er soll es auch empfinden, daß er diesen Verdruß und Schmerz wegen seiner vorigen Aufführung erduldet, er soll diese Aufführung bereuen, er soll überzeugt werden, daß der, den

den er so beleidiget, es nicht verdienete, auf die Art begegnet zu werden. Nichts bringt uns gegen den, der uns beleidiget oder beschimpfet, mehr auf, als die Verachtung, die er gegen uns zu haben scheint, der unvernünftige Vorzug den er sich selbst vor uns giebt, und die thörichte Selbstliebe, durch welche er sich einzubilden scheint, daß andere Leute jederzeit seinen Vorteilen oder seiner Laune können aufgeopfert werden. Die so sehr in die Augen fallende Unschicklichkeit dieses Betragens, die offenbare Frechheit und Ungerechtigkeit, die es in sich zu schließen scheint, ist uns oft anstößiger und erbittert uns mehr, als aller Nachtheil, den wir erlitten haben. Ihn zu einem richtigern Gefühl von dem, was er andern schuldig ist, zurückzubringen, ihm seine Schuldigkeit gegen uns, und das Unrecht, das er uns zugefüget hat, das Verständniß zu öfnen, das ist oft der Haupt-Endzweck, den wir uns bei unserer Rache vorsetzen, und wenn sie das nicht auerichtet, so bleibt sie allemal unvollkommen. Wenn unser Feind uns aber kein Unrecht gethan zu haben scheint, wenn wir überzeugt sind, daß er ganz schicklich gehandelt, daß wir in seiner Situation eben das würden gethan haben, und daß wir allen Schaden, den wir von ihm erlitten, verdient haben, in diesem Fall können wir, wenn wir nur den ge-

ringsten Funken von Rechtschaffenheit oder Gerechtigkeit befehen, keine Art von Unwillen gegen ihn unterhalten.

Zu einem vollkommenen und schicklichen Gegenstande entweder der Dankbarkeit oder des Unwillens werden demnach drei verschiedene Eigenschaften erfordert: Er muß erstlich die Ursache des Vergnügens in dem einen, und des Schmerzes in dem andern Fall seyn, er muß zweitens fähig seyn, diese Empfindungen selbst zu haben, und drittens muß er nicht allein diese Empfindungen hervorgebracht, sondern sie auch vorsetzlich hervorgebracht haben, und zwar in einer Absicht, die in dem einen Fall gebilliget, in dem andern aber gemißbilliget wird. Durch die erste Eigenschaft wird ein Gegenstand fähig diese Leidenschaften zu erregen, durch die andre wird er in einiger Absicht fähig sie zu befriedigen, die dritte ist notwendig, sie vollkommen zu befriedigen, und, da sie eine besondere Art sehr angenehmer oder sehr unangenehmer Empfindungen wirkt, so kommt sie als eine neue Ursache zu dem vorigen hinzu, diese Leidenschaften zu erregen.

Da nun das, was auf die eine oder andere Art Vergnügen oder Schmerz macht, die einzige Ursache zur Dankbarkeit und zum Unwillen ist, so mögen die Absichten eines Menschen noch so schicklich und wohlthätig, an der

einen

einen, und noch so unschicklich und übel wollend an der andern Seite gewesen seyn, hat er das Gute oder das Böse, welches er sich vorgesetzt, nicht hervorgebracht, so scheint er doch in dem ersten Fall weniger Dankbarkeit, und in dem andern weniger Unwillen zu verdienen, da eine von den erregenden Ursachen dazu in beiden mangelt. Dagegen kann in den Absichten eines Menschen entweder kein rühmlicher Grad von Wohlwollen an der einen, oder kein sträflicher Grad von Bosheit an der andern Seite gewesen seyn: und doch wird man finden, daß, wenn seine Handlungen entweder ein grosses Gut oder ein grosses Uebel hervorbringen, in dem ersten Fall einige Dankbarkeit, und in dem andern einiger Unwille gegen ihn sich reget, weil in beiden eine von den wirkenden Ursachen dieser Leidenschaften vorhanden ist. Dort scheint ein Schatten von Verdienst, hier ein Schatten von Schuld auf ihn zu fallen. Und da die Folgen der Handlungen alle mit einander unter der Herrschaft des Glücks stehen, so entspringt hieraus der Einfluß desselben auf die Empfindungen der Menschen, die Verdienst und Schuld betreffen.

## Zweites Hauptstück.

Von den Wirkungen dieses Einflusses, den das Glück hat.

Die Wirkung, die dieser Einfluss des Glücks hat, ist doppelt. Erstlich verringert er unser Gefühl von dem Verdienst und von der Schuld solcher Handlungen, die aus den lieblichsten oder strafbarsten Absichten entsprungen, wenn es ihnen mit ihren abgezielten Wirkungen fehlgeschlagen ist. Zweitens erhöht er unser Gefühl von dem Verdienst oder Schuld der Handlungen weit über das, was man den Bewegungs-Gründen oder Neigungen, woraus sie herrühren schuldig ist, wenn es ihnen zufälliger Weise glückt, zu außerordentlichem Vergnügen oder Schmerz Gelegenheit zu geben.

1. Der erste Satz: die Absichten eines Menschen mögen noch so schicklich und wohlthätig an der einen, oder noch so unschicklich und abelgemeint an der andern Seite gewesen seyn; bringen sie ihre abgezielten Wirkungen nicht hervor, so wird doch dort sein Verdienst und hier seine Schuld allemal unvollständig scheinen. Diese Unregelmäßigkeit der Empfindungen wird auch nicht blos von denen gefühlt, die von den Folgen einer Handlung unmittelbar Nutzen oder Schaden haben, sondern auch gewisser massen von dem unparteiischen Zuschauer.



schauer. Wer für einem andern um eine Verdiennung anhält, ohne sie zu erlangen, wird als ein Freund dessen betrachtet, für welchem er darum nachgesucht, und scheint seine Liebe und Zuneigung zu verdienen. Derjenige aber, der sich für ihn nicht allein darum bewirbt, sondern sie auch verschaffet, wird vorzüglich als sein Gönner und Wohltäter angesehen, und hat ein Recht zu seiner Ergebenheit und Dankbarkeit. Mit den ersten, denken wir, kann er sich noch wol in gleichen Rang setzen, wenn er sich aber nicht unter den andern erniedriget, so thut er ihm unsrer Meinung nach unrecht, und wir können seinen Gesinnungen nicht beifallen. Gemeiniglich pflegt man zwar zu sagen, daß wir dem, der sich alle Mühe geben uns zu dienen, eben so wol verpflichtet sind, als dem, der uns wirklich gedienet hat. Dis ist die Sprache, die wir bei jedem unzulungenen Versuch von der Art beständig im Munde führen, sie muß aber, wie alle andere seine Reden, nicht so gar streng genommen werden. Die Empfindungen eines großmütigen Mannes gegen den Freund, dem seine guten Absichten fehl schlagen, mögen zwar oft denen bei nahe ähnlich seyn, die er gegen den empfindet, welchem sie gelingen. Je großmütiger er gesinnt ist, desto näher werden sich diese Empfindungen kommen. Geliebt werden, von

deuten.

denen, die man selbst der Hochachtung würdig schätzt, hochgeachtet werden, das macht den Edelgeantten mehr Vergnügen, und erweckt daher mehr Dankbarkeit, als alle Vorteile, die er von diesen Gesinnungen erwarten kann. Verliert er daher diese Vorteile, so dünkt es ihm, daß er nur eine Kleinigkeit verlieret, die der Mühe kaum werth ist, darauf zu achten. Indessen verliert er doch immer etwas. Sein Vergnügen und folglich auch seine Dankbarkeit ist daher nicht vollkommen, und wenn demnach zwischen dem Freund, dem seine Absicht fehl schlägt, und zwischen dem, welchem sie gelingt, alle übrige Umstände gleich sind, so wird auch in den edelsten und besten Gemüthern ein Unterscheid der Zuneigung seyn, der gänzlich zum Vorteil des letztern ausfällt. Die Ungerechtigkeit der Menschen geht in diesem Betracht sogar so weit, daß sie, wenn die abgepöbelte Wohlthat ihnen zwar verschafft, aber nicht durch einen einzelnen Wohltäter verschafft ist, sich zu einer weit geringern Dankbarkeit gegen den verbunden hält, der mit den besten Absichten in der Welt nichts mehr gethan, als daß er die Sache ein wenig befördern helfen. Da in diesem Fall ihre Dankbarkeit unter verschiedenen Personen geteilt ist, die zu ihrem Vergnügen beigetragen, so scheinet einem jeden nur ein kleinerer Theil davon

zu gebären, Er habe, pflegt man gemeiniglich zu sagen, ohne Zweifel die redliche Absicht gehabt, uns zu dienen, man glaube gern, daß er zu dem Ende das äusserste gethan, was in seinem Vermögen gestanden. Indessen sei man ihm für seine Gutheit doch nicht sehr verpflichtet, weil er mit aller seiner Bemühung doch wenig oder nichts würde ausgerichtet haben, wenn sich andre nicht ins Mittel geschlagen. Diese Betrachtung, denkt man, muß auch in den Augen eines unpartheischen Zuschauers die Schuld verringern, womit man ihm verhasstet ist. Selbst derjenige, dessen Bemühungen, uns nützlich zu seyn, mislungen sind, hat lange nicht das zuversichtliche Vertrauen zu der Dankbarkeit dessen, den er sich verbindlich zu machen dachte, und lange nicht dasselbige Gefühl von seinen eigenen Verdiensten um ihn, welches er würde gehabt haben, wenn sie gelungen wären.

Selbst das Verdienst der Gaben und Geschicklichkeiten, die durch einen Zufall gehindert worden sind, ihre Wirkungen hervorzubringen, verliert dadurch etwas von seinem Werthe selbst bei denen, die von ihrer Fähigkeit sie hervorzubringen völlig überzeugt sind. Der General, der durch den Reid der Ministers verhindert worden, einige grosse Vorteile über die Feinde seines Landes zu gewinnen, bedauert hernach

hernach beständig den Verlust dieser bequemen Gelegenheit. Und er bedauert ihn nicht blos um des Staats willen. Er klaget, daß man ihn abgehalten eine That auszuführen, die sowohl in seinen eigenen Augen als in den Augen eines jeden andern seinem Character einen neuen Glanz würde gegeben haben. Der Verdanke kann weder ihn selbst noch andere beruhigen, daß der Plan oder der Entwurf alles war, was von ihm abhing, daß keine grössere Fähigkeit erfordert wurde ihn auszuführen, als ihn anzulegen, daß man es ihm durchgängig zugesichert, daß er vollkommen fähig gewesen ihn auszuführen, und daß der glückliche Erfolg unsehlbar würde gewesen seyn, wenn man ihm erlaubt hätte weiter zu gehen. Bei alle dem hat er ihn doch nicht ausgeführt, er kann allen Ruhm verdienen, den man einer edeln und grossen Absicht schuldig ist, es fehlt ihm aber doch immer an dem wirklichen Verdienst, eine grosse That verrichtet zu haben. Die Ausführung eines wichtigen Geschäfts, das auf Ganze gehet, dem abzunehmen, der es fast bis zum Schluß schon gebracht hat, wird als eine sehr hässliche und neidische Ungerechtigkeit angesehen. Da er so viel bereits gethan hat, so sollte man, denken wir, ihm auch das ganze Verdienst, sie glücklich zu endigen, gegönnet haben. Man mache dem Pompejus einen Vorwurf

wurde daraus, daß er sich in die Siege des Lucullus eingedrungen, und die Vorbeeren gesammelt, die dem Glück und der Tapferkeit des andern zugehörten. Der Ruhm des Lucullus schien auch in den Gedanken seiner Freunde dadurch zu verlieren, daß ihm nicht gestattet wurde die Eroberung zu vollenden, die seine Klugheit und Muth schon so weit gebracht hatte, daß fast jeder geschickt war sie zu vollenden. Einen Baumeister kränkte es nicht wenig, wenn seine Plane entweder ganz bei seite gelegt, oder doch so sehr geändert werden, daß die Schönheit des Gebäudes darüber verloren geht. Indessen ist doch der Plan alles, was vom Baumeister anhangt. Die ganze Stärke seines Genies entdeckt sich ein- sichtsreichen Richtern in demselben eben so vollkommen, als in der wirklichen Ausführung. Allein der bloße Plan giebt doch auch den Verständigsten nicht so viel Vergnügen, als ein edles und prächtiges Gebäude. Sie können in dem einen eben so viel vom Genie und Geschmack entdecken als in dem andern. Allein ihre Wirkungen bleiben doch immer ungemein verschieden, und die Ergezung, die der erste was verschafft, reicht doch nie an die Bewunderung und das Erstaunen, das zuweilen durch den andern erweckt wird. Von manchen Leuten können wir glauben, daß ihre Talente die Ge-  
ben

ben eines Alexanders und Cäsars überwiegen, und daß sie in gleichen Situationen mit ihnen noch grössere Thaten verrichten würden. Unterdeß betrachtet man sie doch nie mit der Bewunderung und mit dem Ersäunen, womit jene Helden in allen Zeiten und unter allen Völkern betrachtet worden sind. Die ruhigen Urtheile der Seele können sie höher hinauf setzen, ihnen fehlt aber doch der Glanz der grossen Handlungen sie zu blenden und zu entzücken. Das Uebergewicht der Tugenden und Talente hat selbst bei denen, die es erkennen, nicht eben die Wirkung, die das Uebergewicht der Thaten hat.

Wie das Verdienst eines unglücklichen Versuches gutes zu thun auf die Art in den Augen der undankbaren Menschen durch die Fehlschlagung verringert wird, so wird gleichfalls die Schuld eines mislungenen Versuches Böses zu thun dadurch geringer. Das Vorhaben ein Verbrechen zu begehen, wird kaum jemals mit eben so vieler Strenge als die wirkliche Begehung desselben, bestraft. Der Hochverrath macht hier vielleicht die einzige Ausnahme. Da dieses Verbrechen selbst das Daseyn der Regierung unmittelbar angehet, so ist es natürlich, daß die Regierung eifersüchtig strenge dagegen ist, und mehr als gegen irgend ein anderes. Bei der Bestrafung des Hoch-

ver:

verraths rächet der Landesherr das Unrecht,  
 das ihm selbst widerfähret: bei der Bestrafung  
 anderer Verbrechen rächet er dasjenige, das  
 andern zugesüget worden. In dem einen Fall  
 giebt er seiner eigenen Rachgierde nach: in  
 dem andern der Rachgierde seiner Unterthanen,  
 an welcher er durch die Sympathie Theil  
 nimmt. Dort ist er Richter in seiner eigenen  
 Sache, und er ist daher in grosser Versuchung,  
 heftiger und blutgieriger in seinen Bestrafungen  
 zu seyn, als der unparteiische Zuschauer bil-  
 ligen kann. Sein Zorn steigt hier auch bei  
 geringern Veranlassungen weit höher, und war-  
 tet nicht, wie in andern Fällen, auf die Voll-  
 bringung des Verbrechens, oder nur auf den  
 Versuch, es zu vollbringen. In manchen Län-  
 dern wird eine Verschwörung gegen den Staat,  
 wenn gleich noch nichts geschehen oder nur  
 versucht ist, sie auszuführen, ja eine bloße Un-  
 terredung, die dahin zielt sie zu stiften, eben  
 so hart, als die wirkliche Vollziehung des  
 Hochverraths bestraft. Bei allen andern Ver-  
 brechen wird das bloße Verhaben, auf welches  
 kein Versuch gefolget ist, überall selten, und  
 nie streng geahndet. Man möchte nun zwar  
 sagen, daß ein sträfliches Verhaben und eine  
 sträfliche Handlung nicht nothwendig einen glei-  
 chen Grad der Bosheit voraussetzen, und des-  
 halben auch nicht gleicher Strafe unterworfen  
 seyn

setzen müssen; mancher wäre fähig viele Dinge zu beschließen, und auch einige Raaf-Regeln zu nehmen, sie auszuführen, der doch, wenn es nun so weit käme, flüchtig würde und sich ganz unfähig fände sie zu vollziehen. Allein diese Ursache kann nicht statt finden, wenn das Vorhaben wirklich so weit gediehen, daß nichts mehr fehlt als Hand anzulegen, um es ins Werk zu setzen. Und doch wird ein Mensch, der eine Pistole auf seinen Feind losgeschickt, ihn eher verschleut, kaum durch die Befehle irgend eines Landes am Leben gestraft. Nach den alten Befehlen von Schottland ist der Mörder, wenn er ihn gleich verwundet, falls er nur in einer gewissen Zeit nicht daran stirbt, doch der Todes-Estrafe nicht unterworfen. Wenn man indessen bedenkt, wie heftig der Unwille der Menschen gegen dieses Verbrechen, und wie groß ihr Abscheu gegen den ist, der sich fähig gezeigt, es zu verüben, so sollte man glauben, daß der bloße Versuch des Mordes in allen Ländern ein Tod-Verbrechen setzen müßte. Der Versuch, geringere Verbrechen zu begehen, wird fast allezeit sehr gelinde, und zuweilen ganz und gar nicht bestraft. Der Dieb, dessen Hand in einer andern Tasche ertappt worden, ehe er etwas daraus genommen, kommt mit der Schande davon. Hätte er Zeit gewonnen ein Schnupf-Tuch wegzunehmen, so wäre er am



am Leben gestraft worden. Wer darüber betroffen ist, daß er eine Leiter an eines andern Fenster gesetzt, um in sein Haus zu brechen, aber noch nicht hineingekommen, wird nicht mit der Todesstrafe belegt. Der Versuch einzubrechen wird nicht als ein Einbruch bestraft. Eben so wird der Versuch, eine verheirathete Frau zu verführen, gar nicht bestraft, obgleich die Verführung selbst strenge gestraft wird. Unser Unwille gegen den, der es bloß versucht hat, und Schaden zu thun, ist selten stark genug uns so weit zu treiben, daß wir eben die Strafe an ihm vollziehen, die wir für verdient würden gehalten haben, wenn er es wirklich gethan hätte. In dem einen Fall verringert die Freude über unsere Errettung das Gefühl von der Abscheulichkeit seines Verfabrens, in dem andern wird dieses Gefühl durch den Schmerz über unser Unglück vermehrt. Seine wahre Schuld ist indessen in beiden Fällen unstreitig einerlei, insofern seine Absichten gleich sträflich waren. In dieser Absicht findet sich also in den Empfindungen aller Menschen eine Unregelmäßigkeit, und eine daraus entstehende Milderung der Strenge in den Gesetzen, so viel ich weiß, aller Nationen, der Geschlechter so wol als der Wilden. Die Menschlichkeit eines gesitteten Volks mache es genügt, die Straffen zu erlassen oder zu mildern,

bern, wenn der natürliche Umriss gegen das Verbrechen nicht durch die Folgen desselben gespothet wird. An der andern Seite hab die Barbaren, wenn keine wirkliche böse Folge aus einer Handlung entstanden ist, nicht sein genug, sich um ihre Motiven groß zu bekümmern.

Selbst derjenige, der entweder aus Leidenschaft oder von schlimmer Beschäftigung verleitet, ein Verbrechen beschloß, und vielleicht schon einige Maaß-Regeln ergriffen hat, es auszuführen: zum Glück aber durch einen Zufall, der es ihm unmöglich machte, daran verhindert worden, heißt dieser wird, wenn er noch einen Funken von Bewußten hat, gewiß in seinem ganzen Leben diesen glücklichen Zufall als eine große und sonderbare Errettung betrachten. Er wird nie daran denken, ohne dem Himmel zu danken, daß es ihm in Gnadn gefallen, ihn vor einem Verbrechen zu bewahren, in welches er schon im Begriff stand sich zu stürzen, und ihn abzuhalten, den ganzen Rest des Lebens in einer Scene des Ehrethums, der Bewußtseins-Risse und der Reue zu machen. Er weiß aber doch wol, daß, wenn gleich seine Hände unschuldig sind, sein Herz eben so schuldig ist; als wenn er das wirklich ausgeführt, wozu er so fest entschlossen war. Und gleichwol giebt es seinem Gewissen große Erleichterung, wenn er bedenkt, daß er das Verbrechen

berchen in der That nicht begangen, ob er es gleich seiner Tugend an seiner Seite zuschreiben kann, daß es unterblieben. Es dünkt ihm immer, daß er weniger Strafe und Klammern verdient. Was das Glück und der Zufall gethan, verringert oder vernichtet bei ihm alles Gefühl der Schuld. Wenn er sich erinnert, wie sehr das Verbrechen beschloffen war, so hat das keine andere Wirkung bei ihm, als daß er seine Enttönnung für desto größer und wunderbarer hält, denn das bildet er sich immer ein, daß er entzungen ist, und er sieht auf die Gefahr, der die Ruhe seines Gewissens angesetzt war, mit dem Schrecken zurück, womit ein Mensch, der nun in Sicherheit ist, sich zuweilen an die nahe Gefahr, von einem Abgrunde herabzufürzen, erinnert, und bei der Erinnerung grauenvoll schaudert.

II. Ich komme zu der andern Wirkung, den dieser Einfluß des Glücks hat. Er erhöht unser Gefühl von dem Verdienst oder von der Schuld der Handlungen, weit über das hinaus, was den Motiven oder Neigungen, aus welchen sie herrühren, zukommt, wenn es sich durch einen Zufall trifft, daß sie zu außerordentlichem Vergnügen oder Schmerz Anlaß geben. Die angenehmen oder unangenehmen Wirkungen einer Handlung werfen oft einen Schatten von Verdienst oder Schuld auf sie.

ren Urheber, da doch in seiner Absicht nichts war, das Nutzen oder Lohel verdiente, oder sie doch in dem Maaß verdiente, in welchem wir sie erwidern. So ist auch jener der Bote, der uns schlechte Zeitung bringt, umwieder, da wir hingegen eine Art von Dankbarkeit gegen den empfinden, der uns gute Nachrichten bringt. Bei einem Anstande sehen wir den einen als den Urheber unser Glück, den andern als den Urheber unser Unglück an, und es kommt uns gewisser maßen so vor, als ob sie in der That die Verdiensten gewürdt, da sie uns bloß erzählen. Der erste Urheber unserer Freude ist natürlich Weise der Gegenstand einer geschwind hervorstechenden und lang dauernden Dankbarkeit. In diesem Augenblicke der Entzückung werden wir ihm herzlich gerne seine Nachricht nicht anders, als einen außerordentlichen Dienst, belohnen. Im alten Höfen ist es empfindet, daß der Officier, der die Zeitung von einem Siege bringt, zu einer ansehnlichen Belohnung an Recht hat, und der General trägt es allemal einem von seinen vorzüglichsten Bedienten auf, eine so angenehme Vorkehrung zu überlegen. Der erste Urheber unser Gram ist dagegen eben so natürlich der Gegenstand eines lang dauernden Unwillens. Wir können und wollen empfinden ihn mit Verdruss und Widerwillen empfinden, rothe und wilde

wilde Leute sind so gar gereizt, den Zorn und die Wuth, die seine Nachricht bei ihnen erweckt, an ihm auszulassen Tigranes, König von Armenien, schlug dem Menschen den Kopf ab, der ihm die erste Nachricht von der Annäherung einer fürchterlichen Armee gab. Es scheint uns nun zwar barbarisch und unmenschlich, den Ueberbringer schlimmer Zeitungen auf die Art zu strafen. Aber den Boten guter Neuigkeiten zu belohnen, ist uns nicht unangenehm, wir glauben, daß es sich für die Gütigkeit der Könige sehr wol schickt. Wenn indessen der erste ohne Schuld ist, so hat ja auch der andere kein Verdienst, und warum machen wir denn diesen Unterscheid? Deswegen, weil eine jede Ursache zureichend scheint, uns zu der Ausübung der gütigen und geselligen Reigungen zu berechtigen; hingegen die stärkste und wichtigste Ursache erfordert wird, ehe wir die Ausübung der bösen und ungeselligen gut heissen können.

Ob wir aber gleich überhaupt abgeneigt sind, den unaeselligen und übelwollenden Reigungen beizustimmen, ob wir es gleich als eine Regel festsetzen, daß wir ihre Befriedigung nicht billigen müssen, als nur in so weit die boshafte und ungerechte Absicht dessen, gegen welchen sie gerichtet sind, ihn zu ihren schädlichen Gegenstände macht, so lassen wir doch bei eini-

gen Gelegenheiten von dieser Strenge nach. Wenn die Nachlässigkeit eines Menschen wieder seine Absicht und Willen den andern Schaden gethan, so verdienen wir dem, der darunter gelitten, seinen Unwillen so wenig, daß wir es vielmehr billigen, wenn er dem Beleidiger eine weit härtere Strafe auflegt, als wir sonst der Beleidigung würden zuerkannt haben, wenn sie keinen so unglücklichen Erfolg gehabt hätte.

Es giebt einen gewissen Grad von Nachlässigkeit, der uns allemal einiger Züchtigung werth scheinen würde, wenn er gleich keinem Menschen Schaden gethan. Wenn jemand, z. E. einen grossen Stein über eine Mauer auf eine öffentliche Gasse würfe, ohne diejenigen, die etwa vorbeigehen, zu warnen, und ohne darauf zu achten, wohin er vermuthlich fallen könnte, so würde er unstreitig einige Bestrafung verdienen. Eine genaue Policee würde eine so thörigte Handlung ahnden, wenn sie gleich vor dißmal keinen Schaden gethan. Derjenige, der sich derselben schuldig macht, verräth dadurch eine stolze Verachtung der Sicherheit und Glückseligkeit anderer. In seinem Bezeigen ist eine wirkliche Ungerechtigkeit. Er sezt muthwillig seinen Nebenmenschen in eine Gefahr, der sich kein Mensch, der bei Sinnen ist, von freien Stücken aussetzen würde, und ihm mangelt augenscheinlich das Beschl

von dem, was er seinen Mitgeschöpfen schuldig ist, und dieses Gefühl ist doch der Grund der Gerechtigkeit und der Gesellschaft. Eine grobe Nachlässigkeit wird daher in den Gesetzen einer boshaften Absicht fast gleich gerechnet. (\*) Wenn aus einer solchen Sorglosigkeit einige unglückliche Folgen entstehen, so wird der, welcher sich derselben schuldig gemacht, oft eben so gestraft, als ob er diese Folgen wirklich zur Absicht gehabt. Sein Betragen, das im Grunde nur anbedachtam und verwegend war, und nur einige Züchtigung verdiente, wird als abscheulich und äußerst strafwürdig betrachtet. Wenn also durch die kurz zuvor erwähnte unvorsichtige Handlung, zufälliger Weise jemand umkommen sollte, so wird der Urheber nach den Gesetzen mancher Länder, und besonders nach dem alten Gesetze von Schottland mit der Todesstrafe belegt. Und ob die gleich ohne Zweifel übermäßig strenge ist, so ist es doch unsern natürlichen Empfindungen nicht völlig ungemäß. Unsere gerechte Erbitterung über die Thorheit und Unmenschlichkeit seines Betragens wird durch die Sympathie mit dem Unglücklichen, der das Opfer davon geworden, noch vermehrt. Indessen würde doch unsern natürlichen Gefühl von Billigkeit nichts anstößiger scheinen, als einen Menschen ums Leben zu bringen.

Q 5

(\*) *Lex culpa prope dolum est.*

bringen, bloß bedrohen, weil er unvorsichtiger Weise einen Stein auf die Gasse geworfen, ohne daß jemand Schaden davon genommen. In diesem Fall würde die Thorheit und Unmenschlichkeit seines Betragens nicht gerin-  
 ger, und unsere Empfindungen würden gleichwol sehr verschieden seyn. Die Betrachtung dieser Verschiedenheit kann uns lehren, wie sehr der Urtheil, auch des bloßen Zuschauers, durch die wirklichen Folgen einer Handlung vermehrt wird. In Fällen von dieser Art wird, wo ich mich nicht irre, ein großer Grad von Strenge in den Gesetzen fast aller Völker gefunden werden, so wie nach einer schon angeführten Bemerkung in Fällen von einer entgegen-  
 gesetzten Art eine durchgängige Milderung der Schärfe sich findet.

Es giebt einen Grad von Nachlässigkeit, der gar keine Ungerechtigkeit in sich schließt. Wer sich diese zu Schulden kommen läßt, begegnet andern wie sich selbst, er meint es mit niemanden Uebel, und ist weit entfernt, eine stolze und freche Verachtung gegen die Sicherheit und Wohlfarth anderer zu hegen. Gleichwol ist er nicht so sorgfältig und vorsichtig in seinem Verhalten, als er seyn sollte, und er verdient deswegen einigen Tadel und Verweise, aber gar keine Strafe. Sollte es sich aber zutragen, daß er durch eine Unvorsichtigkeit



von der Art (\*) jemanden Schaden thäte, so ist er doch nach den Gesetzen aller Länder, wie ich glaube, verpflichtet, den Schaden zu ersetzen. Und ob die gleich eine wirkliche Strafe ist, womit sich kein Mensch würde haben einfallen lassen ihn zu belegen, wenn der unglückliche Zufall, wozu seine Handlung Gelegenheit gegeben, es nicht gemacht hätte, so wird doch diese Entscheidung des Gesetzes durch die natürliche Empfindung aller Menschen gebilliget. Nichts, denken wir, kann gerechter seyn, als daß ein Mensch durch die Unvorsichtigkeit eines andern nicht leiden darf, und daß der Schade, der durch eine tadelhafte Nachlässigkeit verursacht worden, von dem wieder gut gemacht werde, der sich derselben schuldig gemacht.

Es giebt noch eine Art von Nachlässigkeit, (\*\*) die bloß in einem Mangel der ängstlichsten sorgsamsten Vorsicht und Vorsicht in Hinsicht aller möglichen Folgen unserer Handlungen besteht. Wenn aus dem Mangel dieser mühsamen Aufmerksamkeit keine böse Folgen entstehen, so wird er so wenig als tadelhaft betrachtet, daß vielmehr die entgegen gesetzte Eigenschaft dafür würde angesehen werden. Die fürsichtige scheue Vorsicht, die sich über alles beunruhiget, wird nie als eine Tugend

(\*) Culpa levis,

(\*\*) Culpa levissima.

gend betrachtet, sondern als eine Eigenschaft, die mehr als sonst eine andere zu einem thätigen und geschäftigen Leben unfähig macht. Und wenn es sich gleichwol zuträgt, daß jemand einem andern einigen Schaden thut, den er bloß durch eine so übermäßige Vorsicht hätte verhüten können, so wird er doch oft durch das Gesetz angehalten, ihn zu ersetzen. So wurde nach dem Römischen Gesetze derjenige, der ein Pferd, das durch einen Zufall scheu geworden, nicht regieren können, und von ohngefahr eines andern Esclaven überritten, verurtheilt, den Schaden gut zu machen. Wenn ein solcher Zufall sich begiebt, so sind wir geneigt zu denken, daß er ein solches Pferd nicht hätte reiten sollen, und es als einen unverzeihlichen Leichtsin zu betrachten, daß er es versucht hat. Da wir doch, wenn der Zufall nicht gekommen wäre, diese Betrachtung so wenig würden gemacht haben, daß wir vielmehr, wenn er sich dagegen geweigert, es als eine Wirkung einer furchtsamen Schwachheit, und einer ängstlichen Besorgniß wegen bloß möglicher Begebenheiten, um welcher man sich gar nicht beunruhigen muß, würden angesehen haben.

Selbst derjenige, der durch einen Zufall von der Art, einem andern wider seinen Willen Schaden gethan, scheint -einiges Gefühl von Schuld in Absicht auf ihn zu haben. Er eilet

eilet durch einen natürlichen Trieb zu dem Beschädigten, ihm wegen dessen, was sich zuge-  
tragen, seinen Kummer zu bezeugen, und sich  
aufs möglichste zu entschuldigen. Hat er ein  
empfindliches Herz, so wünscht er nothwendig  
den Schaden zu vergüten, und alles zu thun  
was er kann, den thierischen Zorn zu besänfti-  
gen, der, wie er wol weiß, in dem Herzen des  
Beschädigten leicht aufsteigen kann. Keine  
Entschuldigungen zu machen, keine Vergütung  
anzubieten, würde als die größte Grobheit und  
Unmenschlichkeit angesehen werden. Warum  
sollte er sich aber mehr entschuldigen als ein ande-  
rer? Warum sollte er, da er doch nicht mehr  
schuldig ist als jeder Zuschauer, auf die Art  
von den übrigen Menschen ausgefondert wer-  
den, für das Unglück eines andern zu büßen?  
Diese Pflicht würde man ihm gewis nie auf-  
gelegt haben, wenn nicht auch der unparthei-  
sche Zuschauer einige Nachsicht selbst gegen den  
Unwillen eines andern, den man als ungerecht  
betrachten kann, bei sich fühlte.

### Drittes Hauptstück.

Von der End-Ursache dieser Unregelmäßigkeit der Empfindungen.

So groß ist die Wirkung der guten oder bösen Folgen der Handlungen auf die Empfindungen, sowol dessen, der sie verrichtet, als anderer. So hat das Glück, welches die Welt regieret, auch da einigen Einfluß, wo wir am wenigsten geneigt seyn sollten, ihm einigen Einfluß einzuräumen, und wo es billig am wenigsten sollte zu sagen haben. So beherrscht es gewissermaßen die Empfindungen der Menschen in Ansehung ihres eigenen und anderer Characters und Verhaltens. Daß die Welt nach dem Ausgange und nicht nach der Absicht urtheilet, darüber hat man zu allen Zeiten Klage geführt, und das ist es, was der Tugend so sehr den Muth benimmt. Die allgemeine Regel wird einmütig zugestanden, daß, da der Ausgang von dem Urheber der Handlung nicht abhängt, er auch auf unsere Empfindungen in Ansehung des Verdienstes und der Schicklichkeit seines Verhaltens keinen Einfluß haben sollte. Wenn wir aber zu besondern Fällen fortgehen, so finden wir, daß unsere Empfindungen kaum in einem einzigen mit der Vorschrift dieses so billigen Grundsatzes genau übereinstimmen. Der glückliche oder unglückliche

Mensch.

Ausgang einer Handlung trägt nicht allein viel dazu bei, uns eine gute oder schlechte Meinung von der Klugheit, womit sie ausgeföhret worden, zu geben, sondern auch fast allezeit unsere Dankbarkeit, oder unsern Unwillen, unser Gefühl von dem verdienstlichen oder sträflichen in der Absicht lebhafter zu machen.

Es scheint indessen, daß die Natur, da sie den Saamen dieser Unregelmäßigkeit der Empfindungen dem menschlichen Herzen einpflanzte, so wie bei allen andern Gelegenheiten, also auch hier die Glückseligkeit und Vollkommenheit des ganzen Geschlechts zur Absicht gehabt habe. Wäre das schon eine hinlängliche Ursache unsern Zorn zu erwecken, daß jemand die Absicht hätte, uns zu schaden, oder übel gegen uns gefinnt wäre, so würden wir alle Furien dieser Leidenschaft gegen einen jeden empfinden, bei dem wir solche Absichten oder Gesinnungen bloß vermutheten, oder gewis zu finden glaubten, ob sie gleich nie in Handlungen ausgebrochen wären. Gesinnung, Gedanken, Absichten würden strafbar werden, und wenn der Unwille der Menschen gegen sie eben so hoch stiege als der gegen Handlungen, wenn die Bosheit des Gedankens, der keiner Handlung den Ursprung gegeben, in den Augen der Welt die Rache eben so laut aufzufodern schiene, als die Bosheit der Handlung, so würde jeder Gerichts-Hof

eint

eine wirkliche Inquisition werden. Das vor-  
 sichtslosste und unschuldigste Betrügen würde uns  
 dagegen nicht in Sicherheit setzen. Man könn-  
 te bei dem allen noch immer den Verdacht  
 böser Wünsche, böser Absichten, böser Entwürfe  
 auf uns werfen, und wenn diese eben so viel  
 Unwillen erregten als böse Handlungen, wenn  
 böshafte Absichten den böshafsten Thaten gleich  
 geahndet würden, so würden sie den, bei wel-  
 chen man sie argwöhnte, nicht weniger der  
 Strafe und Rache aussetzen. Aus dieser Ur-  
 sache hat der Urheber der Natur bloß Hand-  
 lungen, die entweder wirkliches Uebel hervor-  
 bringen, oder, weil sie darauf abzielen, es uns  
 unmittelbar fürchten machen, zu dem einzigen  
 schicklichen und gebilligten Gegenstande mensch-  
 licher Strafen und Ahndungen gemacht. Empfin-  
 dungen, Gefinnungen und Absichten aber, ob sie  
 gleich, wenn wir mit klüher Vernunft urtheilen,  
 das ganze Verdienst und die ganze Schuld der  
 Handlungen ausmachen, sind von dem grossen  
 Richter der Gedanken und des Herzens über  
 die Gränzen der menschlichen Gerichtsbarkeit hin-  
 weggesetzt, und allein der Entscheidung seines  
 unfehlbaren Richterstuhls vorbehalten. Jene  
 notwendige Regel der Gerechtigkeit, daß Men-  
 schen in diesem Leben lediglich wegen ihrer  
 Handlungen, nicht aber wegen ihrer Absichten  
 und Vorsätze der Strafe unterworfen sind,  
 gründe

gründet sich demnach auf diese heilsame und nützliche Unregelmäßigkeit der menschlichen Empfindungen, in Ansehung des Verdienstes und der Schuld, die auf den ersten Blick so seltsam und unbegreiflich scheint. Allein jeder Theil der Natur, wenn er aufmerksam betrachtet wird, zeigt gleich stark die weisende Vorsorge ihres Urhebers, und auch in der Schwachheit und Thorheit der Menschen finden wir Gelegenheit, die Güte und Weisheit des Schöpfers zu bewundern.

Auch die andere Unregelmäßigkeit der Empfindungen, nach welcher das Verdienst eines mislungenen Versuchs zu dienen, und noch mehr das Verdienst blosser guter Gefinnungen und liebevoller Wünsche uns unvollkommen dünkt, scheint nicht gänzlich ohne Nutzen zu seyn. Der Mensch wurde zur Thätigkeit gemacht, er sollte sowol in seinen eigenen als anderer äusserlichen Umständen solche Veränderungen wirken, die der Glückseligkeit aller die Günstigsten schienen. Zu dem Ende mußte er nicht mit einem trägen und faulen Wohlwollen sich zufrieden geben, und sich nicht einbilden, ein Menschen-Freund zu seyn, weil er von Herzen wünschet, daß es der ganzen Welt wohl gehe. Damit er die ganze Stärke seiner Seele auffodern, und jede Nerve anstrengen möge, die Absichten, welche zu befördern der Endzweck seines

seines Lebens ist, hervorzubringen, so lehrte ihn die Natur, daß weder er selbst noch andere mit seinem Bezeigen gänzlich zufrieden seyn, noch ihm ihren Beifall in vollem Maaße ertheilen können, wenn er sie nicht wirklich hervorgebracht hat. Ein angebohrner Trieb sagt es ihm, daß der Ruhm guter Absichten ohne dem Verdienst guter Handlungen, ihm nur wenig helfen wird, von der Welt die lautesten Lobsprüche, oder von ihm selbst den höchsten Grad des Beifalls zu erlangen. Der Mensch, der nicht eine einzige wichtige Handlung aufzuweisen hat, sondern nur das vorschützen kann, daß doch alle seine Gespräche und sein ganzes äußeres Betragen die ruhigsten, die edelsten und großmütigsten Gesinnungen ausdrücken, kann auf keine sehr große Belohnung Anspruch machen, wenn gleich seine Unnützlichkeit keiner andern Ursache als allein dem Mangel einer bequemen Gelegenheit nützlich zu seyn, beizumessen ist. Wir können sie ihm doch ohne ihm Unrecht zu thun, verweigern. Wir können ihn noch immer fragen. Was habt ihr gethan? Welchen wirklichen Dienst könnet ihr vorzeigen, der euch zu einer so grossen Belohnung ein Recht gäbe? Wir schätzen euch hoch, wir lieben euch, aber wir sind euch nichts schuldig. Jene stille und verborgene Tugend, die blos deswegen unnützlich geblieben ist, weil es ihr an Gelegenheit



gefehlt sich nützlich zu machen, belohnen, ihr die Ehre und Vorzüge schenken, auf welche sie nicht mit dem geringsten Schein des Rechts bringen kann, ob man gleich gewissermassen sagen kann, daß sie sie verdiene, das ist die Wirkung der göttlichsten Güte, bloße Befinnungen des Herzens bestrafen, wenn gar kein Verbrechen daraus erfolgt ist, das ist auf der andern Seite die wildeste und grausamste Tyrannei. Die wohlwollenden Neigungen scheinen dann am meisten Naßm zu verdienen, wenn sie nicht warten, bis es ein Verbrechen für sie wird, sich nicht zu äussern. Die übelgefinnten hingegen können kaum jemals zu langsam, zu faumfelig oder bedenklich seyn.

Auch das hat seinen Nutzen, daß das Uebel, welches ohne Absicht zugesüget ist, für den Urheber sowol als für den, der darunter leidet, als ein Unglück betrachtet wird. Dadurch wird der Mensch angewiesen, die Wohlfahrt seiner Brüder in Ehren zu halten, sich sorgfältig zu hüten, auch, ohne sein Wissen etwas zu thun, das ihnen Schaden könnte, und jenen ethicischen Zorn zu fürchten, von welchem sein eigenes Gefühl ihm sagt, daß er unverzüglich gegen ihn ausbrechen wird, wenn er auch, wieder seine Absicht, das Werkzeug ihres Elendes werden sollte.

Obngeachtet aller dieser anscheinenden Unregelmäßigkeiten der Empfindung hat doch die Natur den Unschuldigen nicht ganz ohne Trost, und

R 2

den

den Tugendhaften nicht ganz ohne Belohnung gelassen, wenn der erste so unglücklich seyn sollte zu solchen Uebeln Gelegenheit zu geben, die ganz gegen seine Absicht wären, oder der andere das Gute nicht stiften kann, das er stiften wollte. Er ruffet alsdann jene gerechte und billige Grund-Regel, daß die Begebenheiten, die nicht von uns abhängen, die Hochachtung, die man verdienet, nicht verringern müssen, zu Hülfe. Er fodert alle Großmut und Stärke seiner Seele auf, und bestrebt sich, sich nicht in dem Lichte anzusehen, worin er izt erscheint, sondern in dem, worin er erscheinen müßte, worin er würde erschienen seyn, wenn seine edelmütigen Absichten mit einem glücklichen Erfolge wären geordnet worden, worin er noch izt, ohngeachtet sie fehlgeschlagen, erscheinen würde, wenn die Empfindungen der Menschen entweder ganz redlich und billig, oder nur mit sich selbst übereinstimmig wären. Der rechtschaffenste und reichste Theil der Menschen tritt den Bemühungen vollkommen bei, die er sich auf die Art giebt, sich in seiner eigenen Meinung aufrecht zu erhalten. Sie strengen alle Edelmut und Größe ihrer Seele an, diese Unregelmäßigkeit der menschlichen Natur in sich selbst zu verbessern, und beifern sich seine unglückliche Großmut in eben dem Lichte anzusehen, worin sie, wenn sie gelungen wäre, auch ohne einer solchen Anstrengung, natürlicher Weise würden geneigt gewesen seyn, sie zu betrachten.

Drit

## Dritter Theil.

Von dem Grunde unserer Urtheile, die unsere eigene Empfindungen und Aufführung betreffen, und von dem Gefühl der Pflicht,

besteht aus einem Abschnitt.

### Erstes Hauptstück.

Von dem Bewußtsein, daß man Lob oder Tadel verdient habe.

**I**n den beiden vorhergehenden Theilen dieser Abhandlung habe ich hauptsächlich den Ursprung und den Grund unserer Urtheile erklärt, die die Gefinnungen und die Aufführung anderer betreffen. Ist gehe ich weiter, den Ursprung derjenigen in Betrachtung zu ziehen, die sich auf unsere eigene Empfindungen und Aufführung beziehen.

R 3

Das

Das Verlangen nach dem Beifall und nach der Hochachtung derer, mit welchen wir leben, die für unsere Glückseligkeit so sehr wichtig ist, kann nicht anders gänzlich und völlig befriediget werden, als dadurch, daß wir uns selbst zu dem gerechten und schicklichen Gegenständen jener Empfindungen machen, uns unsern Character und Verhalten nach dem Maasse habe und nach den Regeln, wornach Beifall und Hochachtung natürlicher Weise ausgeteilet werden, einrichten. Es ist nicht genug, daß uns auf eine oder andere Art, aus Unwissenheit oder Versehen beides erteilet wird. Sind wir uns bewußt, daß wir so günstige Gedanken und Urtheile nicht verdienen, und, daß wir, wenn die Wahrheit an den Tag käme, mit ganz entgegengesetzten Empfindungen würden betrachtet werden, so ist unsere Befriedigung lange noch nicht vollständig. Wer uns wegen solcher Handlungen, die wir nicht gethan, oder wegen solcher Bewegungs-Gründe, die auf unser Verhalten gar keinen Einfluß hatten, erhebt, der lobt nicht uns sondern einen andern. Wir können aus seinen Lobsprüchen gar kein Vergnügen schöpfen, sie müssen uns vielmehr kränkender seyn, als ein Vorwurf und Tadel seyn konnte, weil sie uns beständig den Gedanken ins Gemüt bringen, der unter allen am meisten demüthiget, den Gedanken an das, was wir seyn

seyn müssen, aber nicht sind. Man sollte daher glauben, daß ein Frauenzimmer, welches sich schminkt, ihre Häßlichkeit zu verbergen, sich auf die Schmeicheleien, die man ihr wegen ihrer Schönheit vorsagt, nur wenig zu gute thun könnte. Man sollte erwarten, daß diese Schmeicheleien ihr die Empfindungen, die ihre wirkliche Befalt erregen würde, in die Gedanken bringen, und sie durch den Contrast noch mehr beschämen müßte. Und in der That ist es auch ein Beweis des kindischen Leichtsinns, und der thörigsten Schwachheit, wenn man an solchem ungegründeten Lobe gefallen finden kann. Das ist es, was man in eigentlichem Verstande Eitelkeit nennet, die der Grund der lächerlichsten und verächtlichsten Laster ist, der Affectation und des gewöhnlichen Lügens: Thorheiten, gegen welche man glauben sollte, daß der geringste Funke von Menschenverstande uns genugsam schützen würde, wenn die tägliche Erfahrung uns nicht lehrte, wie gemein sie sind. Der närrische Lügner, der sich bemühet durch eine Erzählung von Begebenheiten, die sich nie zugetragen, die Gesellschaft in Verwunderung zu setzen, der wichtige Thor, der einen vornehmen und angesehenen Mann vorstellen will, und das Wesen derer, die es sind, nachäffet, wozu er, wie er wol weiß, gar nicht berechtiget ist, beide finden

ohne Zweifel Gefallen an dem Beifall, den sie zu finden glauben. Ihre Eitelkeit entspringet aber aus einem so groben Betrüge der Einbildung, daß man sich schwerlich vorstellen kann, wie ein vernünftiges Geschöpf dadurch könnte hintergangen werden. Wenn sie sich in den Platz derrer stellen, die sie betrogen zu haben denken, so werden sie von der höchsten Bewunderung gegen ihre eigene Person gerührt. Sie beschauen sich selbst nicht in dem Lichte, worin sie der Gesellschaft, wie sie wol wissen, erscheinen müssen, sondern in dem, wie sie glauben, daß diese sie wirklich ansieht. Ihre kindische Schwachheit, und läppische Thorheit, hält sie ab, ihre Augen in sich selbst zu kehren, oder sich in dem verächtlichen Gesichtspunct zu erblicken, worin ihr eigenes Bewußtsein ihnen sagt, daß sie jedermann erscheinen werden, wenn die wirkliche Wahrheit je an den Tag kommen sollte.

Wie nun ein Ruhm, der sich auf nichts, oder auf Unwissenheit gründet, keine wahre Freude, kein Vergnügen, das eine ernsthafte Prüfung aushalten könnte, erwecken kann, so giebt im Gegentheil der Gedanke oft einen wirklichen Trost, daß, wenn uns gleich das Lob versagt worden, unser Verhalten doch desselben würdig, und in jeder Absicht denen Regeln und der Richtschnur gemäß gewesen, nach welcher  
Ruhm

Ruhm und Beifall gemeinlich und aggrälicher Weise ausgeteilt werden. Das Vob macht uns nicht allein Vergnügen, sondern vielmehr das wir gethan haben, was lobenswürdig ist. Es freuet uns, wenn wir denken können, daß wir uns zu eigentlichen Gegenständen des Beifalls gemacht, wenn gleich kein Beifall wirklich darauf erfolgen sollte, dagegen ist es uns sehr kränkend und empfindlich, wenn wir denken müssen, daß wir uns mit Recht den Tadel derer, mit welchen wir leben, zugezogen, wenn wir gleich mit dem wirklichen Tadel gänzlich verschonet bleiben sollten. Wer es sich bewußt ist, daß er sich mit der größten Genauigkeit nach den Maximen gerichtet, von denen die Erfahrung uns lehret, daß sie durchgängig geachtet gehalten und gebilliget werden, denkt mit Vergnügen an die Schicklichkeit seines Betragens. Wenn er es in dem Lichte betrachtet, worin der unparteiische Zuschauer es ansehen würde, so zieht er allen Motiven, die einigen Einfluß darin hatten, durchgängig seinen Beifall, er sieht auf jeden Theil desselben mit Freude und Selbstzufriedenheit zurück, und wenn das was er gethan, gleich nie bekannt werden sollte, so betrachtet er sich doch nicht so sehr in dem Lichte, in welchem sie ihn ansehen, als vielmehr in dem, worin sie ihn erblicken würden, wenn sie ihn besser kennen. Er ge-

B 1

nicht

nicht schon zum voraus das Lob und die Bewunderung, die ihm in diesem Fall nicht werden versagt werden, er lobt und bewundert sich selbst durch die Sympathie mit diesen Empfindungen, die zwar wirklich nicht statt finden, denen aber bloß die Unwissenheit des Publikums hinderlich fällt, daß sie nicht statt finden; Empfindungen, von welchen er weiß, daß sie die natürliche und gewöhnliche Wirkung eines solchen Bezeigens sind, die seine Einbildungskraft sehr genau damit verbindet, und die er sich schon gewöhnt hat, sich als etwas vorzustellen, das aus demselben nach der Natur der Sache und nach aller Schicklichkeit unschätzbare Nutzen müßte. Man hat Leute gefunden, die so gar ihr Leben aufopfert, um nach ihrem Tode einen Ruf zu erlangen, den sie selbst weiter nicht nutzen konnten. Ihre Einbildungskraft hörte aber, wenn ich so reden darf, schon zum voraus den Ruhm, der von ihrem Namen in der Zukunft erschallen würde. Jene Lobprüche, die doch nie in ihren Ohren erklingen sollten, die Vorstellungen von der Bewunderung, die sie doch nicht erleben sollten, wirkten so mächtig auf ihr Herz, daß sie alle Furcht eines Uebels, das der Mensch natürlicher Weise am stärksten fürchtet, verbannten, und in der Entzückung, von welcher sie bingerissen wurden, Thaten verrichteten, die am mei-



ßen die Kräfte der menschlichen Natur zu übersteigen scheinen. Allein, was die Werthlosigkeit betrifft, so ist gewis kein grosser Unterschied zwischen dem Verfall, den wir nicht eher erhalten werden, als bis wir uns seiner nicht mehr freuen können, und den, den wir nie erhalten werden, oder unfreiwillig erhalten würden, wenn die Welt je die eigentlichen und genauen Umstände unsers Verhaltens erfahren sollte. Wenn der eine oft solche heftige Wirkungen hervorbringt, so dürfen wir uns nicht wundern, daß man auf den andern allezeit so grossen Werth legt.

Wenn dagegen ein Mensch alle Kräfte des Verhaltens gebrochen hat, deren Beobachtung ihm allein den Menschen beliebt machen kann, so mag er immerhin die vollkommenste Sicherheit haben, daß das, was er gethan, je dem menschlichen Auge auf ewig wird verborgen bleiben, das hilft aber nichts. Wenn er darauf zurücksetzt, und es in dem Lichte betrachtet, worin ein unparteiischer Zuschauer es betrachten würde, so findet er, daß er nie die Motive bei sich selbst rechtfertigen kann, die einen Einfluß darauf hatten. Er wird beschämt und verwirrt, wenn er daran denkt, und fällt nothwendig schon im hohen Grad die Schande, der er würde ausgesetzt seyn, wenn seine Handlungen jemals durchgängig bekannt werden

werden sollten. Auch in diesem Fall belegt ihn seine Einbildungskraft schon im voraus mit aller Verachtung und Verpöthung, wegen ihm nichts schämet, als die Unwissenheit derer, mit welchen er lebt. Er sälet aber doch, daß er der natürliche Gegenstand dieser Empfindungen ist, und jammert beständig, wenn er sich vorstellt, was er leiden würde, wenn sie einmal wirklich gegen ihn ausbrechen sollten. Wenn nun noch dazu die Schuld, die er auf sich geladen, nicht bloß eine von den unschuldigen Handlungen wäre, die nur die Ge-  
 schickte eines bloßen Missethens sind, sondern e = von den schwarzen Verbrechen, die Ver-  
 sicherung und Nachseht erregen, so müßte er ganz schüchtern und unempfindlich geworden  
 seyn, wenn er daran denken könnte, ohne von  
 angestrichen Grausen und Gewissensbissen ergrif-  
 fen zu werden. Könnte er auch versichert seyn,  
 daß kein Mensch es je erfahren würde, könnte  
 er es auch so weit bringen, sich zu überreden,  
 daß sein Gott wäre es zu rächen, so würde  
 er doch von diesen beiden Empfindungen genug  
 leiden, um sein ganzes Leben zu verbittern.  
 Statt würde er sich als den natürlichen Ge-  
 genstand des Hasses und des Mißhagens oder  
 seiner Mißgeschick betrachten, und wenn sein  
 Herz durch die Gewohnheit zu sündigen nicht  
 ganz abgehärtet worden, so würde er nie ohne  
 Zittern

Jittern und Beben daran denken können, wie die Menschen ihn ansehen, und was ihre Blicke, ihre Gebärden und Mienen ihm sagen würden, wenn die schreckliche Wahrheit zu rathbar werden sollte. Diese natürlichen Belagzungen eines erschrockenen Gewissens sind die Demüthigen, die rächenden Furien, die in diesem Leben den Verbrecher heimsuchen, die ihm weder Raub noch Ruhe verschaffen, die ihn oft zur Verzweiflung und Raserei treiben, gegen welche keine Gewisheit, daß seine Verbrechen geheim bleiben werden, ihn schützen, von welchen keine freigeistliche Grundfrage ihn befreit, und wovon ihn nichts erlösen kann, als die verwerfendste und niederträchtigste Gemüths-Äußerung, eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen Ehre und Schande, gegen Tugend und Laster. Leute von dem verfluchtesten Character, die bei der Ausübung ihrer Verbrechen, ihrer Maaß-Regeln mit so ruhiger Ueberlegung gewonnen, daß sie auch den Verdacht der Schuld vermeiden, sind zuweilen durch das Gewissen, das ihr Zustand ihnen einjagte, getrieben worden, freiwillig und anerkennend das zu entdecken, was kein menschlicher Scharfsinn je würde erschaffen haben. Indem sie ihre Schuld gestanden, sich dem Jure ihrer beleidigten Mitbürger unterwarfen, und sich die Nothwendigkeit, von der ihr Gewissen ihnen sagte, daß sie mit

mit Noth zu weilen werde, so hielten sie durch  
ihren Tod sich die nöthigen Empfindungen  
der Weibchen, wenigstens in ihrer eigenen Ein-  
bildungstheile, wieder gleich zu machen, und  
von sich selbst denken zu können, daß sie nun  
Lust und Linderen weniger verdienten, sie hof-  
ten gleichsam ihrer Verlehenen zu blühen,  
und, wo möglich, in Brute und mit der Ver-  
ehrung aller ihrer Waisenkinder zu sterben.  
In Verlesung mit dem, was sie vor der  
Entstellung litten, war der Gedanke daran,  
wie es schon, schon Eitelkeit.

### Zweites Hauptstück.

Auf welche Art ich meine eigene Aesthetik auf das be-  
greife, und die Aesthetik anderer lesen müssen: wie  
auch von dem Verstande allgemeiner Regeln.

Ein großer, vielleicht der größte Theil der  
Eitelkeiten und des Eandes der Men-  
schen entspringt aus der Klugheit auf ihr ver-  
gessenes Verbalen, und aus dem Grad des  
Wahrscheinens oder des Unwahrscheinens, das sie  
bei der Betrachtung derselben empfinden. Auf  
welche Art wir aber auch davon gerührt wer-  
den mögen, so haben doch unsere Empfindun-  
gen, die dahin gehören, allemal eine geheime  
Beziehung auf die Empfindungen anderer, ent-  
weder

weder auf das, was sie sind, oder auf das, was sie unter einer gewissen Bedingung seyn würden, oder auf das, was wir uns vorstellen, daß sie seyn müßten. Wir untersuchen es, wie wir denken, daß ein unparteiischer Zuschauer es untersuchen würde. Wenn wir uns in seinen Platz stellen und allen Leidenschaften und Motiven, die einen Einfluß darin hatten, durchaus bestimmen, so billigen wir es aus Sympathie mit der Billigung dieses angenommenen unparteiischen Richters. Wo aber nicht, so treten wir seiner Mißbilligung bei, und verdammten es.

Wäre es möglich, daß ein menschliches Geschöpf an einem einsamen Ort, ohne allen Umgang mit Menschen, zu männlichen Jahren aufwachsen könnte, so würde es eben so wenig Begriff von seinem eigenen Character, von dem Verdienst oder von der Schuld seiner eigenen Empfindungen und Handlungen, von der Schönheit und Häßlichkeit seiner eigenen Seele, als von der Schönheit oder Häßlichkeit seines eigenen Gesichts haben. Das sind Gegenstände, die er nicht leicht sehen kann, auf die er natürlicher Weise nicht Acht giebt, und in Ansehung welcher er mit keinem Spiegel versehen ist, der sie seinen Augen vorstellte. Man bringe ihn in die Gesellschaft, so hat er so gleich den Spiegel, der ihm vorhin fehlte. Er sieht  
ihn

ihn in den Gesichtern und in dem ganzen Betragen derer, mit welchen er lebt, die ihm als leicht zu erkennen geben, wenn sie seine Empfindungen und Gefinnungen billigen oder missbilligen, und hier erblickt er zuerst die Schicklichkeit und Unschicklichkeit seiner Leidenschaften, die Schönheit und Hässlichkeit seiner eigenen Seele. Wäre ein Mensch von seiner Geburt fern von aller menschlichen Gesellschaft gross geworden, so würden die Gegenstände seiner Leidenschaften, die äußerlichen körperlichen Dinge, die ihm entweder angenehm oder schädlich wären, seine ganze Aufmerksamkeit beschäftigen. Kaum würden selbst seine Leidenschaften, die Begierden oder Verabscheuungen, die Freuden oder Bekümmernisse, die durch diese Dinge erregt würden, ob sie ihm gleich unter allen am meisten gegenwärtig wären, jemals die Gegenstände seiner Gedanken seyn. Der Begriff davon würde ihm nie so wichtig werden, daß er seine aufmerksame Betrachtung auf sich ziehen sollte. Die Betrachtung seiner Freude könnte in ihm keine neue Freude, und die seines Kummer könnte in ihm keinen neuen Kummer erregen, obgleich die Betrachtung der Ursachen dieser Leidenschaften oft beides erregen könnte. Man bringe ihn in die Gesellschaft, so werden alle seine Leidenschaften unmittelbar die Ursachen neuer Leidenschaften werden. Er wird bemerken,

len,

ken, daß die Menschen an einigen von ihnen Wohlgefallen, an andern Mißfallen haben. In dem ersten Fall wird sein Herz sich erheben, in dem andern niedergeschlagen werden, seine Begierden und Verabscheuungen, seine Freuden und seine Bekümmernisse werden nun oft die Ursachen neuer Begierden und Verabscheuungen, neuer Freuden und neuer Bekümmernisse werden: sie werden ihm folglich nun sehr viel wichtiger seyn, und seine aufmerksamste Betrachtung auf sich ziehen.

Unsere ersten Begriffe von persönlicher Schönheit und Häßlichkeit werden von der Gestalt und dem Aussehen anderer, nicht aber von unserm eigenen abgezogen. Wir merken indessen sehr bald, daß andere eben die Kritik auch an uns ausüben. Es gefällt uns, wenn unsere Bildung ihnen angenehm ist, und es mißfällt uns recht sehr, wenn sie ihnen wiederlich scheint. Wir bestreben uns mit ängstlicher Sorgfalt zu erfahren, in wie fern unser äußeres Aussehen entweder wider Tadel oder ihr Lob verdient. Wir untersuchen unsere eigene Person Glich vor Glich, und bemühen uns, indem wir uns vor einen Spiegel stellen, oder durch irgend ein anderes Mittel, so viel es möglich ist, uns selbst in der Ferne und mit den Augen anderer Leute anzusehen. Sind wir nach dieser Untersuchung mit unserer Bildung

dung zufrieden, so können wir weit leichter die nachtheiligsten Urtheile anderer ertragen. Sind wir es uns im Gegentheil bewußt, daß wir die natürlichen Gegenstände des Mißfallens sind, so kränket uns ein jeder Anschein ihrer Mißbilligung über alle Maasse. Ein Mensch, der erträglich häßlich ist, wird euch gerne die Freiheit geben über diese oder jene kleine Unregelmäßigkeit in seiner Person zu lachen. Dem aber, der wirklich ungestalt ist, sind alle solche Scherze gemeiniglich unerträglich. Bei dem allen ist es doch augenscheinlich, daß wir wegen unserer Schönheit und Nützlichkeit, bloß um der Wirkungen willen, die sie auf andere haben, so sorgfältig bekümmert sind. Hätten wir gar keine Verbindung mit der Gesellschaft, so würde die eine und die andere uns völlig gleichgültig seyn.

Auf gleiche Art fallen unsere ersten moralischen Criticken auf die Charactere und auf das Verhalten anderer Leute, und wir sind alle sehr eifrig zu bemerken, wie wir von jedem unter derselben gerühret werden. Wir erfahren aber sehr bald, daß andere eben so frei mit uns umgehen. Wir bestreben uns mit ängstlicher Sorgfalt zu erfahren, in wie weit wir ihren Tadel oder ihren Beifall verdienen, und ob wir in ihren Augen nothwendig eben die angenehmen oder unangenehmen Beschöpf-  
 schen



schelten, die sie in den anstehen. Aus dieser Ursache fangen wir an unsere eigene Leidenschaft und Handlungen zu untersuchen, und überlegen, wie diese haben vorkommen müssen, indem wir nachdenken, wie sie uns vorkommen würden, wenn wir an ihrer Stelle wären. Wir stellen uns, als ob wir Zuschauer unser eigenen Betragens wären, und dann bemerken wir uns aufständig zu machen, welche Wirkung es in diesem Besichts-Punct bei uns hervorbringen würde. Das ist der einzige Spiegel, durch welchen wir gewissermassen, mit fremden Augen die Schicklichkeit unser eigenen Verhaltens erforschen können. Wenn es uns aus diesem Besichts-Punct gefällt, so sind wir erträglich zufrieden. Wir können gegen den Beifall gleichgültiger seyn, und gewissermassen den Tadel anderer verachten, sicher, daß wir, wie sehr wir auch verkannt, und wie übel wir auch abgebildet werden, doch die natürlichen und schicklichen Gegenstände des Beifalls sind. Mißfällt es uns aber im Gegentheil, so werden wir oft eben deswegen ängstlich sorgfältiger ihren Beifall zu gewinnen, und, wenn wir nicht schon mit der Schande vertraut geworden, so setzt es uns in die äusserste Verwirrung, wenn wir an ihren Tadel denken, der uns ohnedem mit doppelter Strenge trifft.

Wenn ich mich bemühe, mein eigenes Verhalten zu untersuchen, wenn ich mich bemühe, ein Urtheil darüber zu sprechen, und es entweder zu billigen oder zu verdammen, so ist es anscheinlich, daß ich in allen solchen Fällen mich selbst, gleichsam in zwei Personen theile, und daß ich, der Untersucher und der Richter, einen ganz andern Character vorstelle als der andere, Ich, die Person, deren Verhalten untersucht und gerichtet wird. Die erste ist der Zuschauer, in dessen Empfindungen ich in Absicht auf mein eigenes Verhalten einzudringen suche, indem ich mich selbst in seinen Platz stelle und erwäge, wie es mir vorzukommen würde, wenn ich es aus diesem besondern Gesichtspuncte sähe, die andere ist die handelnde Person, derjenige, den ich eigentlich mich selbst nenne, von dessen Verhalten ich unter dem angenommenen Character des Zuschauers ein Urtheil zu fällen mich bestrebe.

Liebenswürdig und Belohnenswürdig seyn, das ist Liebe verdienen und Belohnung verdienen, sind die großen Charactere der Tugend: die des Lasterers hingegen, verhaßt und strafbar seyn. Alle diese Charactere haben aber eine unmittelbare Beziehung auf die Empfindungen anderer. Die Tugend wird nicht liebens- oder belohnenswürdig genannt, weil sie der Gegenstand ihrer eignen Liebe oder ihrer eignen Dank-

Dankbarkeit ist, sondern weil sie diese Empfindungen bei andern Menschen erregt. Das Bewußtseyn, daß sie der Gegenstand ist, der mit so günstigen Augen betrachtet wird, daß ist die Quelle der innerlichen Ruhe und Selbst-Zufriedenheit, wovon es begleitet wird, so wie an der andern Seite die Vermutung des Gegenteils zu den Quaalen des Lasters Gelegenheit giebt. Welche Glückseligkeit ist so groß, als geliebt zu werden und zu wissen, daß man es verdienet? Welches Elend ist so groß als gehaßt zu werden und zu wissen, daß man es verdienet?

Der Mensch wird als ein moralisches Wesen betrachtet, weil man ihn als ein Wesen ansiehet, das zur Rechenschaft verbunden ist. Ein Wesen aber, das zur Rechenschaft verbunden ist, ist, nach dem klaren Inhalte des Wortes selbst, ein solches, das von seinen Handlungen einem andern Rechenschaft geben, und sie folglich dem Wohlgefallen dieses andern gemäß einrichten muß. Der Mensch muß Gott und seinen Mitgeschöpfen Rechenschaft geben. Ob er aber gleich vorzüglich zur Rechenschaft gegen Gott verbunden ist: so muß er doch der Zeit nach erst seine Verpflichtung zur Rechenschaft bei seinen Mitgeschöpfen erkennen, ehe er sich einen Begriff von der Gottheit, und von den Regeln, nach welchen dieses höchste

S 3

Wesen

Wesen sein Verhalten richten wird, machen kann. Ein Kind begreift weit früher, daß es seinen Eltern Rechenschaft zu geben verbunden ist, es wird weit eher von dem Gedanken, daß es ihren Beifall oder Mißfallen verdient habe, erfreuet oder niedergeschlagen, als es sich von seiner Rechenschaft, die es bei Gott abzulegen hat, und von den Regeln, nach welchen derselbe über seine Aufführung richten wird, einen Begriff machen kann.

Der grosse Richter der Welt hat aus den weisesten Ursachen gut gefunden, den Thron seiner ewigen Gerechtigkeit vor dem schwachen Auge der menschlichen Vernunft in eine gewisse Dunkelheit und Finsterniß zu verhüllen, die zwar diesen grossen Richterstuhl vor den Blicken der Menschen nicht völlig verbirgt: aber doch den Eindruck davon in Vergleichung mit dem, welchen man von einem so erhabenen Gegenstande erwarten sollte, schwach und gering macht. Würden jene unendliche Strafen und Belohnungen, die der Allmächtige den Uebertretern seiner Gesetze bereitet hat, so deutlich und lebhaft empfinden, als wir die eiteln und kurz dauernden Vergeltungen voraussehen, die wir von einander erwarten können, so würde die Schwachheit der menschlichen Natur, von der Unermesslichkeit dieser Gegenstände, die so weit ausser unserm Gesichtskreise liegen, so betäubt,

täube, so außer sich gesetzt seyn, daß sie sich der kleinen Angelegenheiten dieser Welt weiter nicht würde annehmen können, es wäre durch, aus unmöglich, daß die Geschäfte der Gesellschaft hätten betrieben werden können, wenn in dieser Absicht uns von den Absichten der Vorsehung eine völligere Offenbarung gegeben wäre, als uns schon erteilt ist. Damit die Menschen indessen weder ohne einer Richtschnur seyn möchten, die ihre Aufführung regieren, noch ohne einem Richter, der die Beobachtung der, selben einschärfen konnte, so hat der Urheber der Natur den Menschen zum unmittelbaren Richter des Menschen gemacht, und ihn auch in diesem Betracht, so wie in vielen andern nach seinem Bilde erschaffen, und ihn als einen Aufseher über das Verhalten seiner Brüder zu seinem Stellvertreter verordnet. Die Natur selbst belehret sie, die Gewalt und die Gerichtsbarkeit, womit er beliehen worden, zu erkennen, und bei der Vorstellung, daß sie entweder seinen Tadel oder seinen Beifall verdienet, zu zittern oder sich zu freuen.

So groß aber das Ansehen dieses Untergerichts seyn mag, das ihnen bekräftig vor Augen ist, so darf es doch nie denen Grundsätzen und Regeln zuwieder, die die Natur zur Auffassung seiner Urteilsprüche vestgesetzt hat, entweichen, ohne daß die Menschen gleich fühlen sollten,

sollten, daß sie von dieser ungerechten Entscheidung appelliren, und sich auf einen höhern Richterstuhl, auf den, der in ihrem eigenen Herzen aufgerichtet ist, berufen können, um die Ungerechtigkeit dieses schwachen und partheiischen Auspruches zu verbessern.

Es giebt gewisse Grundsätze, die von der Natur selbst festgesetzt sind, um uns bei unsern Urtheilen über das Verhalten derer, mit welchen wir leben, zur Regel zu dienen. So lange wir uns in unsern Entscheidungen nach diesen Grundsätzen richten, und nichts weder billigen noch tadeln, das nicht die Natur zum eigentlichen Gegenstande der Billigung und des Tadels gemacht, und nur in dem Maasse, worin sie es dazu gemacht hat, so kann unser Auspruch, da er in diesem Fall dem Gesetze, wenn ich so reden darf, völlig gemäß ist, weder aufgehoben noch verändert werden. Derjenige, über welchen wir unsere Urtheile fällen, kann selbst nicht umhin, ihnen Rechte zu geben. Wenn er sich in unsern Platz stellt, so ist es ihm unmöglich seine Aufführung in einem andern Lichte, als in dem, worin wir sie zu sehen scheinen, zu betrachten. Er muß nothwendig fühlen, daß wir und jeder unpartheiischer Zuschauer ihn unausbleiblich als den natürlichen und eigentlichen Gegenstand der Empfindungen, die wir in Absicht auf ihn zu erkennen gehen, ansehen

ansehen müssen. Diese Empfindungen müssen daher bei ihm nothwendig ihre völlige Wirkung äussern, das, was ihm ein solcher verdienter Beifall scheint, muß allen Triumph der Selbst-Zufriedenheit, und das was er für einen solchen verdienten Tadel ansieht, muß alle Bitterkeiten der Beschämung bei ihm wirken.

Ganz anders verhält es sich, wenn wir bei unsern günstigen oder nachtheiligen Aussprüchen gegen die Grundsätze und Regeln unterschieden haben, die die Natur zu der Abfassung unserer Urtheile über alle Sachen, die hieher gehören, festgesetzt hat. Haben wir das an ihm entweder gelobt oder getadelt, was er, wenn er sich in unsern Platz stellet, gar nicht als den Gegenstand sowol des Lobes als des Tadelns ansehen kann, so wird er, weil er in diesem Fall unsern Empfindungen nicht beitreten kann, von unsern Urtheilen, falls er nur ein wenig von gesetztem und standhaften Geiste hat, nicht sonderlich gerührt, unsere günstige Entscheidung wird ihn nicht sehr freuen, und unsere ungünstige ihn nicht sehr kränken. Der Beifall der ganzen Welt wird nur wenig helfen, wenn unser eigenes Gewissen uns verdammt, und der Tadel aller Menschen wird uns nicht nieder drücken können, wenn unser Herz es uns jaget, daß sie Unrecht haben, und wenn

wir von dem Richter in unserm eigenen Busen  
 losgesprochen worden.

Ob nun aber gleich dieser Richter in  
 uns der höchste Schieds-Richter aller unserer  
 Handlungen ist, ob er gleich die Entscheidun-  
 gen aller Menschen, die unsern Character und  
 Wandel betreffen, umflossen, und uns mitten  
 unter dem Beifall der Welt martern, und un-  
 ter ihrem Tadel aufrecht halten kann, so wer-  
 den wir doch, wenn wir dem Ursprunge seiner  
 Einscyung, oder Bestallung nachgehen, finden,  
 daß seine Gerichtsbarkett sich grossen theils von  
 dem Ansehen eben des Richterstuhls hereschreibt,  
 dessen Entscheidungen er so oft und mit so vie-  
 lem Rechte umwirft.

Wenn wir erst in die Welt treten, so ge-  
 wöhnen wir uns aus einer natürlichen Begierde  
 zu gefallen, darauf zu achten, was für eine  
 Art des Beizigens denen, mit welchen wir um-  
 gehen, unsern Eltern, unsern Lehrern, unsern  
 Bekannten am angenehmsten seyn wird. Wir  
 wollen uns bei jedem Menschen beliebt machen,  
 und lassen es uns eine Zeitlang sauer werden,  
 den unmöglichen und thörichten Entwurf, die  
 Freundschaft und den Beifall aller Menschen  
 zu gewinnen, anzuführen. Die Erfahrung lehret  
 uns aber sehr bald, daß dieser allgemeine Bei-  
 fall nicht zu erreichen steht. So bald wir  
 wichtige Angelegenheiten und Geschäfte zu be-  
 sorgen



sorgen haben, so finden wir, daß wir, wenn  
 wir dem einen zu gefallen leben, wir uns fast  
 allemal den andern aufzässig machen, und daß  
 wir oft ein ganzes Volk gegen uns aufbringen  
 können, indem wir uns nach der Laune eines  
 einzigen richten. Das rechtschaffenste und bil-  
 ligste Verhalten müß oft die Vorteile dieser  
 oder jener Leute hindern, oft ihren Neigungen in  
 den Weg kommen, und diese werden selten  
 Redlichkeit genug haben, die Schicklichkeit un-  
 serer Bewegungs-Gründe zu Herzen zu nehmen,  
 und zu sehen, daß dieses Verhalten, so unan-  
 genehm es ihnen auch seyn mag, doch unserer  
 ganzen Lage völlig angemessen ist. Um uns  
 nun gegen diese partheiische Urtheile zu schützen,  
 kommen wir bald dahin, daß wir zwischen uns  
 und denen, mit welchen wir zu thun haben,  
 in unserer eigenen Seele einen Richterstuhl auf-  
 richten. Wir stellen uns vor, daß wir unter  
 den Augen eines ganz unpartheiischen und bil-  
 ligen Menschen unsere Handlungen verrichten,  
 eines Menschen, der weder mit uns, noch mit  
 denen, deren Vorteile in unserm Bezeigen mit  
 verwickelt sind, in einer besondern Verbindung  
 steht, der für sie und für uns weder Vater,  
 noch Bruder, noch Freund, sondern blos  
 Mensch überhaupt, und ein unpartheiischer Zu-  
 schauer ist, der unser Verhalten mit eben der  
 Gleichgültigkeit betrachtet, womit wir das Ver-  
 halten

halten anderer betrachten. In der Stelle eines solchen Menschen setzen wir uns selbst, und wenn alsdenn unsere Handlungen uns unter einer angenehmen Gestalt in die Augen fallen, wenn wir fühlen, daß ein solcher Zuschauer nicht umhin kann, allen den Motiven, die einen Einfluß in unser Bezeigen hatten, beizutreten, so mögen die Urtheile der Welt lauten wie sie wollen, wir müssen doch an unserm Verhalten gefallen finden, und trotz des Tadeln unserer Bekannten, uns als die rechten und eigentlichen Gegenstände des Beifalls betrachten.

Wenn aber der Richter in uns uns verdammet, so scheinen die lautesten Lobsprüche der Menschen nur das Getöse der Unwissenheit und Thorheit, und wenn wir uns mit seinem Character bekleiden, so können wir nicht umhin, unsere eigene Handlungen mit seinem Mißfallen und Unzufriedenheit zu betrachten. Der Schwache, der Eitle, der Kindische kann zwar durch den ungegründetsten Tadel gekränkt, oder über das ungereimteste Lob stolz werden. Leute von der Art sind nicht gewohnt den innerlichen Richter über das Urtheil, das sie von ihrem eigenen Verhalten fällen müssen, zu Rathe zu ziehen. Dieser Einwohner ihres Herzens, dieser abstracte Mensch, der Stellvertreter der Menschen, und der Statthalter der Gottheit, den die Natur zum obersten Richter aller

aller ihrer Handlungen verordnet hat, wird sel-  
 ten von ihnen befraget. Sie sind mit der  
 Entscheidung des niedrigeren Richterstuhls zufrie-  
 den. Der Beifall ihrer Bekannten, und be-  
 sonders derer, mit denen sie in Umgang und  
 Freundschaft gelebt, ist allezeit das letzte Ziel  
 aller ihrer Wünsche gewesen. Erlangen sie  
 den, so ist ihre Freude vollkommen, versehen  
 sie ihn, so wissen sie sich weiter nicht zu hel-  
 fen. Sie denken nie daran, an einen höhern  
 Richterstuhl zu appelliren. Sie haben den  
 Entscheidungen desselben nie nachgeforscht, und  
 sind mit den Regeln und mit der Art seines  
 Verfahrens gänzlich unbekannt. Wenn die  
 Welt ihnen also Unrecht thut, so sind sie ganz  
 unfähig sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen,  
 und folglich sind sie nothwendig Sklaven der  
 Welt. So verhält es sich aber nicht mit  
 demjenigen, der sich bei allen Gelegenheiten ge-  
 wöhnt hat, zu dem Richter in seinem Herzen  
 seine Zuflucht zu nehmen, und nicht sowohl dar-  
 auf zu sehen, was die Welt lobet oder tadelt,  
 sondern vielmehr darauf, was in den Augen  
 dieses unparteiischen Zuschauers der natürliche  
 und eigentliche Gegenstand der Billigung oder  
 Mißbilligung ist. Das Urtheil dieses höchsten  
 Schieds-Richters seines Verhaltens, das ist der  
 Beifall, um welchen er vornehmlich sich zu be-  
 werden, das ist der Tadel, welchen er vor-  
 nehmlich

heimlich zu fürchten gewohnt ist. In Vergleichung mit diesen entscheidenden Richtersprüche scheinen ihm die Urtheile aller Menschen zwar nicht ganz gleichgültig, aber doch von sehr geringem Werthe, und er ist ganz unfähig, sich über ihre günstigen Urtheile sehr zu erheben, oder über die nachtheiligsten sehr zu kränken.

Blos dadurch, daß wir diesen innerlichen Richter zu Rathe ziehen, können wir alles was sich auf uns beziehet, in seiner wahren Gestalt und Grösse erblicken, blos dadurch werden wir in den Stand gesetzt, zwischen unsern eigenen Angelegenheiten, und denen, die andere angehen, eine richtige Vergleichung zu treffen.

So wie die Gegenstände dem körperlichen Auge groß oder klein scheinen, nicht sowohl nach ihrem wirklichen Umfange als vielmehr nach der Nähe oder Entfernung ihrer Lage, eben so geht es auch mit dem, was wir das natürliche Auge der Seele nennen können, und wir sehen fast auf gleiche Art den Mangel dieser beiden Organen abzuheilen. In meiner jetzigen Stellung scheint eine unermessliche Landschaft von Ebenen, Holzungen und fernen Bergen, blos das kleine Fenster zu bedecken, vor welchem ich schreibe, und unendlich kleiner zu seyn als das Zimmer, in welchem ich sitze. Zwischen diesen grossen Gegenständen  
und

und den kleinen, die mich umgeben, kann ich auf keine andere Art eine Vergleichung anstellen, als wenn ich mich, wenigstens in der Einbildung auf einen ganz andern Platz versetze, von welchen ich beide in fast gleichen Entfernungen übersehen, und also ihr wahres Verhältniß einiger maßen beurtheilen kann. Uebung und Erfahrung haben mich gelehret, dieses so leicht und geschwind zu thun, daß ich kaum merke, daß ich es thue. Man muß auf gewisse Art mit der Philosophie des Gesichts sehr gut bekannt seyn, ehe man sich völlig überzeugen kann, wie klein diese entfernten Gegenstände dem Auge scheinen würden, wenn die Einbildungskraft sie nicht nach der Kenntniß, die sie von ihren wirklichen Größen hat, ausdehnte und vergrößerte.

Auf gleiche Art scheint den selbstsüchtigen und ursprünglichen Leidenschaften der menschlichen Natur der Verlust oder der Gewinn des kleinsten Vorteils, der uns persönlich angehet, von unendlich großen Gewicht, er erregt eine weit lebhaftere Freude oder Traurigkeit, eine weit heftigere Begierde und Verabscheuung als die größte Angelegenheit eines andern, mit welchem wir keine besondere Verbindung haben. Seine Vortheile, so lange man sie aus diesem Standorte betrachtet, können nie mit unsern eigenen

in

in die Waagschaale gelegt werden, können nie uns zurückhalten, alles zu thun, was sie zu befördern dienet, so verderblich es auch für ihn fern mag. Ehe wir zwischen diesen entgegen-gesetzten Vorteilen eine richtige Vergleichung treffen können, müssen wir unsern Stand-Ort verändern. Wir müssen sie nicht aus unserer eignen Stelle, und auch nicht aus der feinnigen, nicht mit unsern eignen Augen, und auch nicht mit den feinnigen, sondern aus der Stelle und mit den Augen einer dritten Person betrachten, der mit keinem von beiden in besonderer Verbindung stehet, und unpartheiisch zwischen uns richtet. Hier hat uns Uebung und Erfahrung gleichfalls gelehret, daß so leicht und geschwind zu thun, daß wir kaum merken, daß wir es thun, und auch in diesem Fall wird ein gewisser Grad von Ueberlegung und selbst von Philosophie erfordert, uns zu überzeugen, wie wenig Anteil wir an den wichtigsten Angelegenheiten unsers Nächsten nehmen, wie wenig seine größten Vorteile uns rühren würden, wenn nicht ein Gefühl von Schicklichkeit und Gerechtigkeit diese sonst natürliche Ungleichheit der Empfindungen verbesserte.

Laßt uns setzen, daß das grosse Kaiserthum China mit allen seinen Myriaden von Einwohnern plötzlich durch ein Erdbeben verschlungen worden, und dann erwägen, wie ein  
Euro:

Europäer, der die menschlichsten Empfindungen, aber mit diesem Theil der Welt keine Verbindung hätte, würde gerührt werden, wenn er die Nachricht von diesem schrecklichen Untergange erhielt. Er würde, denke ich, zuerst mit dem traurigen Schicksal dieses unglücklichen Volks das stärkste Mitleid bezeugen, er würde manche melancholische Betrachtungen über die Ungewisheit menschlichen Lebens und über die Eitelkeit aller Arbeiten des Menschen, die so in einem Augenblick können vernichtet werden, anstellen. Wäre er ein nachdenkender Mann, ein Weltweiser, so würde er die Folgen, die dieses Unglück in den Europäischen Handel und überhaupt in dem Gewerbe und den Angelegenheiten der Welt nachziehen könnte, entdecken und entwickeln. Und wenn er alle diese seine Philosophie angedrämmt, wenn er diese menschliche Empfindungen einmal recht schön ausgedrückt, so würde er mit eben der Ruhe und Zufriedenheit, als ob ein solcher Zufall sich nicht zugetragen, seinen Geschäften oder seinem Vergnügen nachgehen, sich zu Bette legen, oder die Comödie besuchen. Die nichtswürdigste Kleinigkeit, die ihn selbst betreffen könnte, würde ihm einen weit lebhaftern Kummer verursachen. Gesezt, daß er morgen seinen kleinen Finger verlieren sollte, so würde er die Nacht vorher nicht schlafen können.

I

Aber

Aber über den Untergang von Hundert Millionen seiner Brüder, wird er, falls er sie nur nie gesehen, sonst und fest mit der größten Sicherheit einschläffen. Das Verderben dieser unermesslichen Menge scheint ihm also offenbar ein weit unwichtigerer Geesensstand, als das kleine Unglück, das er für sich selbst fürchtet. Würde aber ein Mensch, der noch irgend Menschlichkeit hätte, diesem kleinen Unglück dadurch vorbeugen wollen, daß er, wenn er könnte, das Leben von Hundert Millionen seiner Brüder aufopferte, wenn er sie nur nicht von Person kannte? Die menschliche Natur schauert voll Schrecken bei diesem Gedanken, und die Welt in ihrem verderbtesten und ausgeartetesten Zustande brachte nie ein solches Ungeheuer hervor, das fähig war ihn zu unterhalten. Was macht aber den Unterschied? Wenn unsere leidenden Gefühle so niederträchtig und so eigenartig sind, wie geht es denn zu, daß unsere thätigen Grundtriebe oft so edel, so großmütig sind? Wenn das, was uns selbst angehet, allemal einen ungleich tiefern Eindruck macht, als das was andere betrifft, was ist es denn, daß den, der gros denkt, bei allen, und den, der kleiner denkt, bei manchen Gelegenheiten anseuert, seine eigenen Vorteile den größern Vorteilen anderer aufzuopfern? Ist die sanfte Gewalt der Menschlichkeit, ist der schwache Funke des Wohl-



Wohltuend, den die Natur in dem menschlichen Herzen angezündet hat, dasjenige, was den stärksten Trieben der menschlichen Natur auf die Art das Gegenwicht halten kann? Nein, es ist eine stärkere Gewalt, ein weit dringender Bewegungs-Grund, der bei solchen Gelegenheiten seine Kraft beweiset. Vernunft ist es, Grund-Trieb, Gewissen, der Einwohner unsers Herzens, der Mensch in uns, der grosse Regent und Schieds-Richter unsers Verhaltens. Der ist es, der uns, wenn wir in Begriff stehen so zu handeln, daß wir der Glückseligkeit anderer zu nahe treten, mit einer Stimme, wofür auch die Kühnsten und Gewaltsamsten unter unsern Leidenschaften erzittern müssen, zuruft, daß wir nur einer aus der Menge sind, in keiner Absicht besser als jeder anderer, und daß wir, wenn wir uns so schändlich und so blindlings andern vorziehen, dadurch die eigentlichen Gegenstände des Unwillens, des Fluchs und des Abscheus werden. Von ihm allein lernen wir, wie wenig wir selbst und alles, was sich auf uns beziehet, bedeutet, und bloß durch das Auge dieses unparteiischen Zuschauers können die falschen Vorstellungen der Selbst-Liebe verbessert werden. Er ist es, der uns zeigt, wie schicklich die Grossmuth, wie häßlich die Ungerechtigkeit ist: wie anständig es sei, seine größten Vortheile ge-

gen die noch größern Vorteile anderer zu verleugnen, und wie schändlich dagegen, andern auch das geringste Unrecht zuzufügen, um für sich selbst die größten Vorteile zu gewinnen. Nicht die Liebe des Nächsten, nicht die Liebe zu den Menschen ist es, die uns bei manchen Gelegenheiten zu der Ausübung dieser göttlichen Tugenden anreizet, sondern es ist eine stärkere Liebe, ein weit mächtigerer Trieb, der hier tritt, die Liebe zu alle dem, was rühmlich und edel ist, der Trieb die Größe, die Würde und die Vorzüglichkeit unsers eignen Characters zu behaupten.

Wenn die Glückseligkeit oder das Elend anderer in gewisser Absicht von unserm Verhalten abhängt, so weagen wir es nicht dem Eingeben der Selbst-Liebe zu folgen, und einen kleinen Vorteil, der allein für uns ist, den weit größern Vorteilen anderer vorzuziehen. Wir fühlen, daß wir uns dadurch zu den Gegenständen eines gerechten Unwillens und einer verdienten Rache bei unsern Brüdern machen würden, und das Gefühl von der Unschicklichkeit solcher Gesinnung wird durch das noch stärkere Gefühl von der Strafbarkeit der Handlung, die sie veranlassen würde, erhöht und verstärkt. Wenn aber das Glück und das Unglück anderer auf keine Art von unserm Verhalten abhängt, wenn unsere eigene Vorteile

von

von den andern völlig abgefordert und getrennt sind, so daß weder eine Verbindung noch ein Streit unter ihnen ist, in diesem Fall schweigt das Gefühl von Schuld und Strafbarkeit gänzlich, und denn ist das bloße Gefühl von Unschicklichkeit selten stark genug uns abzuhalten, daß wir uns nicht unserer natürlichen Besorglichkeit wegen unserer eigenen Angelegenheiten, und unserer eben so natürlichen Gleichgültigkeit gegen diejenigen, die andere betreffen, überlassen. Die gemeinste Erziehung lehret uns bei allen wichtigen Gelegenheiten mit einer Art von Unparteilichkeit zwischen uns selbst und andern zu handeln, und auch der gewöhnliche Umgang mit den Menschen kann unsere thätigen Grund-Triebe so richten und einschränken, daß sie einen gewissen Grad von Schicklichkeit beobachten. Allein, die Ungleichheiten unserer leidenden Gefühle zu verbessern, das ist bloß das Werk der künstlichsten und feinsten Erziehung, und dazu müssen wir die strengste und tiefste Philosophie zu Hülfe nehmen.

Zwei verschiedene Gattungen von Weltweisen haben den Versuch gemacht, uns diese Lehre der Eitlichkeit, die unter allen die schwerste ist, beizubringen. Die eine hat sich bemühet, unsere Empfindlichkeit gegen die Angelegenheiten anderer zu vermehren, die andere,

die Empfindlichkeit gegen unsere eigene zu verringern. Die ersten wollen, daß unser Gefühl für andere eben so stark seyn soll, als das für uns selbst, die andern wollen, daß unser Gefühl für uns selbst nicht stärker seyn soll als das natürliche Gefühl für andere.

Die ersten sind die schwermüthigen Eitelkeiten, die uns beständig unsere Glückseligkeit vorrücken, da unterdessen so manche unserer Brüder im Elende sind, (\*) die die natürliche Freude des Glücklichen zum Verbrechen machen, der, wenn es ihm wohl geht, nicht an so manche Elende denkt, die zu jeder Zeit unter allen Arten von Trübsalen seufzen, in der Armuth schwachen, von Krankheiten gemartert, von den Schrecken des Todes geängstigt, oder von ihren Feinden unterdrückt und gequält werden. Das Mitleiden mit diesem mannigfaltigen Elende, das wir nie sehen, von welchem wir nie gehört, von dem wir aber doch versichert seyn können, daß es jeden Tag und jede Stunde einer großen Menge unserer Mitleidshöpfe Thränen und Seufzer auspreßt, müßte, denken sie, die Freuden des Glücklichen erfüllen, und eine schwermüthige Niedergeschlagenheit

(\*) Siehe Thomson's Jahreszeiten, den Winter.

„ Ah! little think the gay licentious proud, “

a. l. m. wie auch den Pascal.

heit jedem Menschen gewöhnlich machen. Allein dieses äusserste Mitleiden mit solchen Unglücks-Fällen, von denen wir nichts wissen, scheint völlig ungereimt und unvernünftig. Man mache einen Ueberschlag von den Leiden auf der ganzen Erde, so wird man gegen einen Menschen, den Schmerz und Elend drückt, zwanzig in Glück und Freude, oder wenigstens in erträglichen Umständen finden. Warum sollten wir nun mehr mit dem einen weinen, als mit zwanzigen uns freuen? Ausserdem, daß dieses künstliche Mitleiden ungereimt ist, scheint es auch völlig unerreichbar. Diejenigen, die sich damit gros machen, haben gemeiniglich nichts als eine gewisse heuchlerische Traurigkeit, die, ohne daß sie ans Herz kommt, bloss dazu dienet, ihr Gesicht und ihren Umgang finster, unangenehm und beschwerlich zu machen. Wenn auch endlich diese Gemüths-Fassung könnte erreicht werden, so würde sie doch vollkommen unnützlich seyn, und zu weiter nichts dienen, als ihren Besizer unglücklich zu machen. Aller Anteil, den wir an dem Schicksal derer nehmen, mit denen wir keine Bekanntschaft oder Verbindung haben, und die sich völlig ausser der Sphere unserer Thätigkeit befinden, schaft ihnen nicht den geringsten Vortheil, und dienet bloss uns zu quälen. Warum sollten wir uns wegen der Einwohner des Mon-

des Unruhe machen? Alle Menschen, auch diejenigen, die in der größten Entfernung von uns sind, haben unstreitig ein Recht zu unsern guten Wünschen, und diese sind wir auch von Natur geneigt, ihnen zu geben. Uns selbst aber ihrentwegen zu ängsten, wenn sie bei allen unsern guten Wünschen doch unglücklich sind, das scheint kein Theil unserer Pflicht zu seyn. Wir müssen es vielmehr als eine weise Einrichtung in der Natur ansehen, daß wir gewöhnlich von dem Schicksal derer, denen wir weder helfen noch schaden können, und die in jedem Betracht so weit von uns entfernt sind, so wenig gerührt werden, und, wenn es möglich wäre, in diesem Stück die ursprüngliche Befassung unserer Seele zu ändern, so würden wir bei diesem Tausch nichts gewinnen.

Zu den Eittenlehrern, die sich bemühen die natürliche Ungleichheit unserer leidenden Gefühle dadurch zu bessern, daß sie unsere Empfindlichkeit bei dem, was uns selbst besonders angehet, verringern, können wir alle alte Secten der Philosophen, und vornehmlich die alten Stoiker zählen. Der Mensch, saagen diese lezten, muß sich nicht als ein abgesonderetes und getrenntes Wesen, sondern als einen Bürger der Welt, als ein Mitglied der großen Republik der Natur betrachten, und allemal gerne sehen, daß seine eigene kleine Vorteile dem

dem allgemeinen Besten dieser grossen Gesellschaft aufgeopfert werden. Was ihn selbst angehet, muß er nicht mehr zu Herzen nehmen, als das, was einen jeden andern gleich wichtigen Theil dieses unermesslichen Systems angehet. Er muß sich selbst nicht in dem Lichte betrachten, worin seine eigene selbstsüchtige Leidenschaften ihn stellen, sondern in dem Lichte, worin jeder anderer Bürger der Welt ihn ansiehet. Was ihn selbst trift, muß ihm nicht wichtiger seyn, als das, was seinen Mitbürger trift, oder, welches auf eins hinaus kommt, nicht wichtiger, als diesem das ist, was ihn trift. „Wenn unser Nächster, sagt „Epictet, sein Weib, oder sein Kind verlieret, „so ist niemand, der nicht einsiehet, daß ein „solcher Zufall das Loos der Menschlichkeit „ist, eine natürliche Begebenheit, die der ordentlichen Lauf der Dinge gewöhnlich mit sich „bringt. Wenn aber eben dieser Zufall uns „begegnet, so schreien wir, nicht anders als „es uns das schrecklichste Unglück betroffen „hätte. Wir sollten uns aber doch erinnern, „was wir dachten, als dieser Zufall einen andern betraf, und so wie wir damals dachten, sollten wir auch izt denken, da er uns „zufällt. „So schwer es auch seyn mag, diesen höchsten Grad der Grösmut und Engherzigkeit zu erreichen, so ist es doch im geringsten

I 5

ringsten weder ungerecht noch unnützlich es zu versuchen. Wenige Menschen haben den stoischen Begriff von dem, was diese vollkommene Schicklichkeit verlangt; und doch bestreben sich alle gewissermaßen sich selbst zu beherrschen, und ihre selbstlichen Leidenschaften so weit einzuschränken, daß andere gleichen Grad davon mit ihnen empfinden können. Das kann aber nie thätiger bewerkstelliget werden, als wenn wir das, was uns selbst betrifft in eben dem Lichte ansehen, worin andere es ansehen werden. In dieser Absicht sagt die stoische Philosophie nichts neues: sie entwickelt nur unsere natürlichen Begriffe von der Vollkommenheit. Solach ist darin nichts ungereimtes oder unschickliches, wenn man nach dieser völligen Selbstbeherrschung strebet. Könnten wir so weit kommen, so würde diese Fassung des Gemüths auch bei weiten nicht unnützlich, sondern vielmehr unter allen die heilsamste und vorteilhafteste seyn, sie würde unser Glück auf den sichersten und dauerhaftesten Grund bauen, auf ein festes Vertrauen zu der Weisheit und Gerechtigkeit, die die Welt regieret, und auf eine gänzliche Uebergebung unserer selbst und unserer Schicksale an die allweise Fügung des großen Beherrschers der Natur.

Wir kommen indessen fast nie so weit, unsere leidenden Gefühle nach dem Maasstabe dieser



dieser vollkommenen Schicklichkeit zu ordnen. Wir verzeihen uns gerne einen grossen Grad von Unregelmässigkeit in diesem Stück, und die Welt ist auch geneigt, ihn uns zu verzeihen. Wir können immer durch das, was uns selbst be-  
trifft zu sehr, und durch das, was andere, zu wenig gerührt werden. Wenn wir nur allemal mit Unpartheilichkeit zwischen uns und andern handeln, wenn wir nie grosse Vorteile anderer, einem eigenen kleinen Vorteil wirklich auf-  
opfern, so finden wir leicht Vergebung, und es wäre schon sehr gut, wenn diejenigen, die ihre Pflicht zu thun wünschen, nur bei allen Gele-  
genheiten fähig wären, diesen Grad von Un-  
partheilichkeit zwischen ihnen selbst und andern zu behaupten. Aber so gut steht es nicht mit dem Menschen. Auch bei dem Rechtschaffenen ist der innerliche Richter oft in Gefahr, durch die Heftigkeit und Ungerechtigkeit der selbstli-  
chen Leidenschaften bestochen zu werden, und oft wird er verleitet, uns einen Bericht abzu-  
statten, der von dem wirklichen Verlauf der Sache weit abgeht, und durch die wahren Umstände derselben nicht kann gerechtfertiget werden.

Wir pflegen bei zween verschiedenen Ge-  
legenheiten unser eigenes Verhalten zu unter-  
suchen, und uns zu bemühen, es in dem Licht zu betrachten, worin der unpartheiische Zu-  
schauer

schauer es betrachten würde, erstlich, wenn wir im Begriff stehen eine Handlung zu thun, und zweitens, wenn sie vollbracht ist. In beiden Fällen hat die Blisse, die wir darauf werfen, sehr partheiisch, und dann am meisten, wenn es für uns äusserst wichtig ist, daß sie es am wenigsten seyn sollten.

Wenn wir im Begriff stehen, eine Handlung zu thun, so wird die Hitze der Leidenschaft uns selten die Freiheit lassen, das, was wir zu thun willens sind, mit der Unparteilichkeit einer gleichgültigen Person anzusehen. Die heftigen Regungen, die uns zu der Zeit bestürmen, stellen uns alles mit falschen Farben vor, wenn wir uns gleich bestreben, uns in den Platz anderer zu stellen, und die Gegenstände, die unser Herz rühren, in dem Lichte zu betrachten, worin sie ihnen natürlicher Weise sich zeigen würden. Die Wuth unserer Leidenschaft ruft uns stets zu unserer eigenen Stelle zurück, aus welcher alles von der Selbst-Liebe vergrößert und verunstaltet erscheint. Auf welche Art diese Gegenstände einem andern in die Augen fallen, und wie er sie betrachten würde, davon können wir, wenn ich so reden darf, nur einen augenblicklichen Schimmer erlangen, der sogleich wieder verschwindet, und der auch, so lange er dauert, nicht ganz richtig ist. Nicht einmal in diesem Augenblick können

können wir uns von der Hitze und Hestigkeit losmachen, womit unsere besondere Situation uns begeistert, und das, was wir zu thun im Begriff sind, mit der völligen Unpartheilichkeit eines billigen Richters betrachten. Daher kommt es, daß, wie der Vater Malebranche sagt, alle Leidenschaften sich selbst rechtfertigen, daß sie, so lange wir fortfahren sie zu empfinden, alle vernünftig und ihren Gegenständen angemessen scheinen.

Wenn die Handlung vorbei ist, und die Leidenschaften, die uns dazu reizten, sich gelegt haben, dann können wir mit kühlerm Blute uns in die Empfindungen des gleichgültigen Zuschauers versetzen. Was uns vorher sehr rührte, das ist uns nun fast eben so gleichgültig geworden, als es ihm allezeit war, und wir können nun unsere eigene Aufführung mit seiner Mäßigkeit und Unpartheilichkeit untersuchen. Ist sind aber auch unsere Urtheile, in Vergleichung mit dem, was sie vorher waren, von geringer Wichtigkeit, und wenn sie auch aufs strengste unpartheiisch sind, so können sie doch gemeinlich sonst nichts wirken, als eitle Reue und unnützes Bedauern, ohne uns aufs künftige gegen gleiche Vergehungen zu sichern. Es ist indessen selten, daß sie selbst in diesem Fall völlig unpartheiisch sind. Die gute Meinung, die wir von unserm eigenen Character haben, hängt

hänget gänzlich von den Urtheilen ab, die wir über unsere vorige Aufführung fällen. Es ist so unangenehm, schlecht von sich selbst zu denken, daß wir oft mit Fleiß unsere Augen von den Umständen abwenden, die dieses Urtheil ungünstig machen könnten. Das ist ein kühner Wundarzt, sagt man, dessen Hand nicht zittert, wenn er an seinem eigenen Körper schneiden will, und der ist oft nicht weniger kühn, der das Herz hat, ohne Bedenken den geheimnißvollen Schleier des Selbst-Betruges wegzuziehen, der die Häßlichkeiten seines eigenen Verhaltens vor seinen Augen verbirgt. Ehe wir unser Bezeigen unter einem so verhassten Anblick sehen wollen, begehen wir nur gar zu oft lieber die thörichte Schwachheit, daß wir uns bemühen, von neuen die ungerechten Leidenschaften zu erbittern, die uns vorhin verleitet hatten, wir brauchen allerhand Kunstgriffe, unsern eingeschlafenen Haß wieder aufzuwecken, und unsern meist vergessenen Zorn wieder zu reizen. Zu diesem kläglichen Endzwecke bieten wir alle unsere Kräfte auf, und verharren also in der Ungerechtigkeit, weil wir einmal ungerecht waren, und weil wir uns schämen und uns scheuen zu sehen, daß wir es gewesen sind.

So partiell betrachten die Menschen die Schicklichkeit ihres eigenen Verhaltens, so wol in der Zeit der Handlung, als auch nachher,

her, und so schwer wird es ihnen, es in dem Lichte zu betrachten, worin jeder unparteiischer Zuschauer es ansehen würde. Wenn in ihnen ein besonders Vermögen wäre, womit sie über ihr eigenes Verhalten urtheilen, dergleichen das angenommene moralische Gefühl seyn sol: wenn sie mit einer besondern Kraft der Empfindung begabt wären, die die Schönheit oder Hässlichkeit der Leidenschaften und Neigungen unterscheiden könnte, so würde dieses Vermögen, da unsere eigene Leidenschaften dem Anblick desselben weit unmittelbarer ausgesetzt wären, auch über diese mit grösserer Richtigkeit urtheilen, als über die Leidenschaften anderer Menschen, welche es in einer weit grössern Ferne erblickte.

Dieser Selbst-Betrug, diese unglückliche Schwachheit, ist die Quelle von der Hälfte der Unordnungen, die unser Leben heunruhigen. Sähen wir uns selbst in dem Lichte, worin andere uns sehen, oder sehen würden, wenn sie alles wüßten, so würde eine allgemeine Verbesserung unausbleiblich seyn. Wir könnten sonst unsern eignen Anblick nicht ausstehen.

Die Natur hat indessen diese Schwachheit, die so wichtige Folgen hat, nicht ganz ohne Gegenmittel gelassen, und uns nicht gänzlich den Betrügereien der Selbst-Liebe preisgegeben. Unsere beständige Beobachtungen über das Verhalten anderer, bringen uns unvermerkt dahin,

dahin, daß wir uns gewisse allgemeine Regeln von dem, was schicklich und anständig, zu thun oder zu vermeiden ist, machen. Einige ihrer Handlungen sind unsern natürlichen Empfindungen anstößig. Wir hören von allen die um uns sind, daß sie gleichen Abscheu dagegen bezeugen. Dies bestätigt und vergrößert unser natürliches Gefühl von ihrer Häßlichkeit noch mehr. Es überzeugt uns, daß wir sie in dem rechten Lichte ansehen, da wir wahrnehmen, daß andere sie in eben dem Lichte betrachten. Wir entschließen uns, uns nie solcher Missethaten schuldig, und für keinen Preß auf die Art zu den Gegenständen einer allgemeinen Mißbilligung zu machen. So setzen wir natürlicher Weise die allgemeine Regel fest, daß alle solche Handlungen müssen vermieden werden, die dahin zielen uns verhaßt, verächtlich oder strafbar und zu Gegenständen aller der Empfindungen zu machen, gegen welche wir die größte Furcht und Abscheu haben. Andere Handlungen fordern im Gegentheil unsern Beifall, und wir hören, daß alle Menschen um uns eben die günstige Meinung von ihnen an den Tag legen. Jeder ist voll Eifer sie zu ehren und zu belohnen. Sie erregen alle die Empfindungen, nach welchen wir von Natur das größte Verlangen haben, Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung. Wir empfin-

den

den einen edlen Ehrgeiz, dergleichen Handlungen zu vollbringen, und machen uns also natürlicher Weise eine Regel von einer andern Art, nemlich daß jede Gelegenheit so zu handeln begierig müsse aufgesucht werden.

So werden die allgemeinen Regeln der Sittlichkeit entdeckt. Der letzte Grund, worauf sie beruhen, ist die Erfahrung von dem, was unsere moralischen Fähigkeiten, unser natürliches Gefühl von Verdienst und Schicklichkeit in besondern Fällen, billiget oder mißbilliget. Ursprünglich billigen oder verwerfen wir einzelne Handlungen nicht deswegen, weil sie nach einer genauen Untersuchung mit einer gewissen allgemeinen Regel überein zu kommen, oder zu streiten scheinen. Die allgemeine Regel wird vielmehr selbst erst dadurch entdeckt, wenn wir in der Erfahrung finden, daß alle Handlungen von dieser oder jener Gattung, die unter diesen oder jenen Umständen geschehen, gebilliget oder gemißbilliget werden. Dem, der die erste unmenschliche Mordthat sahe, die aus Geiz, Neid oder ungerechter Rache, und zwar an jemanden, der gegen den verruchten Mörder Liebe und Vertrauen hatte, begangen worden; der die letzte Todes-Angst des Erschlagenen sahe, der ihn hörte, wie er mit sterbenden Lippen sich mehr über die Treulosigkeit und Undankbarkeit seines falschen Freundes be-  
 II Hagte,

klagte, als über die Gewaltthätigkeit, die er erlitten, dem leuchtete gewis die ganze Schrecklichkeit dieser schwarzen Frevelsat in die Augen, ohne daß er erst nötig hatte, bei sich die Betrachtung anzustellen, daß das Gesetz, welches einen unschuldigen das Leben zu nehmen verbietet, eines der heiligsten sei, daß diese Regel hier augenscheinlich übertreten worden, und daß dies folglich eine sehr sträfliche Handlung sei. Man sieht leicht, daß sein Abscheu gegen dieses Verbrechen den Augenblick entstehen und nicht warten wird, bis er sich eine solche allgemeine Regel gemacht. Dagegen wird die allgemeine Regel, die er sich vielleicht in der Folge macht, auf den Abscheu sich gründen, der bei der Vorstellung dieser und eines jeden andern Handlung von gleicher Art bei ihm nothwendig aufsteigen mußte.

Wenn wir in der Geschichte oder in Romanen eine Erzählung von Handlungen der Großmut oder der Niederträchtigkeit lesen, so entspringt die Bewunderung, die wir gegen die ersten, und die Verachtung, die wir gegen die andern empfinden, ganz und gar nicht aus der Ueberlegung, daß es gewisse allgemeine Regeln gebe, die alle Handlungen von der einen Art für bewundernswürdig, und alle von der andern Art für verächtlich erklären. Diese allgemeine Regeln entstehen vielmehr erst aus der

Er.



Erfahrung, die wir von dem Eindruck gehabt, den Handlungen von allen verschiedenen Gattungen natürlicher Weise auf uns haben.

Eine liebenswürdige Handlung, eine ehrwürdige Handlung, eine schreckliche Handlung, das alles sind solche Handlungen, die natürlicher Weise gegen den, der sie verrichtet, bei dem Zuschauer Liebe, Ehrfurcht, oder Schrecken erregen. Die allgemeinen Regeln, die Entscheidung geben, welche Handlungen die Gegenstände einer jeden von diesen Empfindungen sind, und welche es nicht sind, können nicht anders ausgemacht werden, als wenn man acht giebt, welche Handlungen sie wirklich und in der That erregen.

Sind diese allgemeinen Regeln einmal gemacht, sind sie erst durchgängig angenommen, und durch die einstimmigen Empfindungen der Menschen festgesetzt, so berufen wir uns freilich oft darauf, als auf den Maasstab unserer Urtheile, wenn wir über den Grad des Lobes oder des Tadel, der gewissen Handlungen von einer verwirkelten und zweideutigen Natur gebühret, freitig sind. Sie werden bei diesen Gelegenheiten gemeinlich als der letzte Grund dessen, was in den menschlichen Verbalten recht oder unrecht ist, angeführt. Und dieser Umstand scheint einige sehr berühmte Schriftsteller verleitet zu haben, ihre Systeme so abzufassen,

zufassen, als ob sie vorausgesetzt, daß die Urtheile der Menschen in Absicht auf Recht oder Unrecht, wie die Entscheidungen eines Gerichtshofes gemacht werden, daß sie nemlich zu erst eine allgemeine Regel festsetzen, und dann erwägen, ob die besondere Handlung, über welche icht gerichtet werden soll, darunter begriffen sei oder nicht.

Diese allgemeinen Regeln, wenn sie durch öfteres Nachdenken unserer Seele geläufig und fest eingepträgt worden, helfen uns nicht wenig, die falschen Vorstellungen der Selbst-Liebe von dem Verhalten, das wir in unsern besondern Umständen beobachten müssen, zu verbessern. In einem Anfall von wüthendem Zorn würde ein Mensch, wenn er dem Eingeben dieser Leidenschaft Gehör geben wollte, vielleicht den Tod seines Feindes nur als eine kleine Vergütung für das Unrecht betrachten, welches er erlitten zu haben glaubt, und das doch vielleicht im Grunde nichts mehr als eine sehr geringe Beleidigung war. Allein die Beobachtungen, die er über das Verhalten anderer angestellt, haben ihn gelehret, wie schrecklich solche blutige Rache in den Augen eines jeden sei. Seine Erziehung müßte sehr sonderbar gewesen seyn, wenn er es sich nicht zu einer unverbrüchlichen Regel gemacht, sich derselben bei allen Gelegenheiten zu enthalten. Diese Regel behält ihr

ihr Ansehen bei ihm, und macht ihn unfähig  
 sich einer solchen Gewaltthätigkeit schuldig zu  
 machen. Wäre die indessen das erste mal,  
 daß er über eine solche Handlung nachdächte,  
 so könnte vielleicht die Hitze seines Tempera-  
 ments so groß seyn, daß er sich nicht lange  
 würde bedacht haben, sie für eine ganz ge-  
 rechte und schickliche Handlung zu erklären, die  
 jeder unparteiischer Zuschauer unstreitig billi-  
 gen müßte. Allein die Ehrfurcht gegen die  
 Regel, die seine vorige Erfahrung ihm einge-  
 prägt, hält die Heftigkeit seiner ungestümen  
 Leidenschaft im Zaum, und hilft ihm die zu  
 parteiischen Vorstellungen zu verbessern, die  
 die Selbst-Liebe ihm von dem, was in seinen  
 Umständen recht und schicklich ist, sonst einge-  
 ben mögte. Sollte er sich so wenig bändigen  
 können, daß er sich von der Leidenschaft hin-  
 reißen liesse, diese Regel zu verletzen, so kann  
 er doch auch in diesem Fall die scheue Ehr-  
 furcht, womit er sich gewöhnt hat, sie anzu-  
 sehen, nicht völlig ablegen. Zu eben der Zeit,  
 da er zu Thätlichkeiten schreitet, in eben dem  
 Augenblick, da seine Leidenschaft aufs höchste  
 steigt, wanket und zittert er bei dem Gedan-  
 ken, was er izt zu thun im Begriff ist; er ist  
 es sich heimlich bewußt, daß er auf dem Punct  
 steht, durch alle Schranken hindurch zu bre-  
 chen, die er in seinen kühlen Stunden fest ent-  
 schlossen

geschlossen war, nie zu übertreten, die er von andern nie ohne Misfallen und Abscheu übertreten gesehen, und deren Uebertretung, wie sein eigenes Herz ihm weissaget, ihn bald zu dem Gegenstande eben dieser unangenehmen Empfindungen machen wird. Ehe er den letzten unglücklichen Entschluß fassen kann, wird er von aller Angst des Zweifels und der Ungewisheit gesollert. Er erschrickt bei dem Gedanken, eine so heilige Regel zu brechen, und zu eben der Zeit wird er von seiner wüthenden Begierde sie zu brechen fortgetrieben und gespornet. Alle Augenblick ändert er seinen Vorsatz: zuweilen entschließt er sich seinen Grundsätzen treu zu bleiben, und einer Leidenschaft nicht nachzuhängen, die den übrigen Theil seines Lebens durch die Schrecken der Scham und der Reue verbittern kann, eine augenblickliche Stille bemächtigt sich seines Herzens, wenn er auf die Ruhe und Zufriedenheit hinaus sieht, deren er genossen wird, so bald er sich entschliesst, sich der Gefahr eines entgegen gesetzten Verhaltens nicht bloß zu stellen. Bald darauf fängt seine Leidenschaft wieder an zu stürmen, und setzt ihm mit neuer Wuth so heftig zu, daß er hingerissen wird das zu thun, was er den Augenblick vorher entschlossen war zu vermeiden. Von dieser beständigen Unentschlüssigkeit ermüdet, und sinnlos, wagt er endlich

lich, aus einer Art von Verzweiflung den letzten unglücklichen und unwiederrücklichen Schritt, aber er wagt ihn mit dem Schrecken und mit der Beirathung, womit ein Mensch, der einen Feind flieht, sich über einen Abgrund hinabstürzt, wo er gewis weiß, daß sein Untergang weit unvermeidlicher ist, als er von irgend etwas, das ihn von hinten verfolgt, zu fürchten hätte. Dis sind seine Empfindungen selbst in der Zeit da die Handlung geschieht, ob ich gleich gestehe, daß er die Unschicklichkeit seines Verhaltens alsdann nicht so sehr sület als nachher, wenn seine Leidenschaft gekület und befriediget worden, und er nun anfängt, das, was er gethan, in dem Lichte zu betrachten, worin andere es betrachten werden, und wirklich empfindet, was er nur unvollkommen vorausgesehen, die Stacheln der Reue und der Wiße des Gewissens, die nun anfangen ihn zu quälen und zu martern.

### Drittes Hauptstück.

Von dem Einfluß und von dem Ansehen der Regeln der Eitlichkeit, und daß sie mit Recht als Gesetze Gottes betrachtet werden.

Die Ehrfurcht gegen diese allgemeine Regeln des Verhaltens macht eigentlich das aus,  
 u 4 was

was man das Gefühl der Pflicht nennet, ein Principium von der größten Wichtigkeit im menschlichen Leben, das einzige, nach welchem der grosse Haufe seine Handlungen zu bestimmen fähig ist. Manche Leute betragen sich sehr anständig, sie ziehen sich in dem ganzen Lauf ihres Lebens keinen beträchtlichen Grad von Tadel zu, die doch vielleicht nie die Empfindung bei sich verspüren, auf deren Schicklichkeit wir den Beifall gründen, den wir ihrer Aufführung geben, sondern lediglich von einer gewissen Achtung gegen die Regeln des Benehmens, die sie unter ihren Mitbürgern angenommen fanden, regieret wurden. Dieser oder jener, der von einem andern grosse Wohlthaten erhalten, mag vielleicht wegen der natürlichen Kälte seines Temperaments die Empfindung der Dankbarkeit nur in einem sehr geringen Grad fühlen. Hat er aber eine tugendhafte Erziehung gehabt, so wird man ihn oft aufmerksam darauf gemacht haben, wie verhaßt die Handlungen, die einen Mangel dieser Empfindung verraten, bei einem jeden, wie liebendwürdig auf der andern Seite die entgegenge- setzten sind. Wenn also gleich sein Herz von keinem dankbarem Triebe erwärmet wird, so wird er doch so handeln, als ob das wäre, und sich bemühen, gegen seinen Gönner alle Achtung und Aufmerksamkeit zu beweisen, die die

lebhafteste Dankbarkeit einflößen kann. Er wird ihn regelmäßig besuchen, er wird ihm ehrerbietig begegnen, er wird von ihm und von den manchen Verbindlichkeiten, die er ihm schuldig ist, nie anders als mit den Ausdrücken der größten Hochachtung sprechen, und was noch mehr ist, er wird jede Gelegenheit die sich ihm anbietet, die vergangenen Dienste zu vergelten, begierig ergreifen. Das kann er auch ohne Heuchelei und tadelhafte Verstellung, ohne eigennützige Absichten, neue Gunstbegungen zu erschleichen, oder seinen Wohlthäter und die Welt zu betrügen, sicher thun. Seine Handlungen können aus einem viel edlern Bewegungs-Grunde, aus der Ehrfurcht gegen die festgesetzte Regel der Pflicht, aus einem ernstlichen und redlichen Verlangen, in allen Stücken dem Geſez der Dankbarkeit gemäß zu handeln, entspringen. Auf gleiche Art mag vielleicht eine Frau gegen ihren Mann nichts von der jählichen Achtung empfinden, die der genauen Verbindung, worin sie mit ihm steht, gemäß ist. Ist sie indessen tugendhaft erzogen, so wird sie sich bemühen, so zu handeln, als ob sie dieselbe gegen ihn empfände, dienstfertig, sorgfältig, treu und aufrichtig zu seyn, und es in nichts an der Vorſorge und Aufmerksamkeit fehlen zu lassen, wozu die Empfindung der ehelichen Liebe sie würde ermuntert haben.

U 5

Ein

Ein solcher Freund, und eine solche Frau sind unstreitig nicht die Besten in ihrer Art, und ob sie gleich beide das ernstlichste und aufrichtigste Verlangen haben mögen, jeden Theil ihrer Schuldigkeit zu erfüllen, so werden sie es doch mit manchen feinen Gefälligkeiten, die aus der Rärtlichkeit entspringen, so genau nicht nehmen, sie werden manche Gelegenheiten dazu ungebraucht verlieren, die sie nie würden übersehen haben, wenn sie die Empfindung gehabt hätten, die ihrem Zustande gemäß ist. Wenn sie aber nicht die ersten in ihrer Art sind, so sind sie doch vielleicht die zweiten, und wenn nur die Ehrfurcht gegen die allgemeinen Regeln des Verhaltens fest eingeprägt ist: so werden sie alle beider an keinem wesentlichen Theil ihrer Pflicht zu fehlen lassen. Nur diejenigen, die von der Natur die glücklichste Bildung erhalten, sind fähig, ihre Empfindungen und Verzeigungen mit der strengsten Richtigkeit einer jeden auch der kleinsten Verschiedenheit ihrer Lage anzumessen, und bei allen Gelegenheiten mit der feinsten und genauesten Schicklichkeit zu handeln. Der grobe Stoff, woraus der grosse Haufe gebildet ist, kann nicht so verarbeitet werden, daß er diese Vollkommenheit erreichte. Aber kaum findet man einen Menschen, dem nicht durch Erziehung, Aufführung und Beispiel eine so grosse Ehrfurcht gegen die



die allgemeinen Regeln könnte beigebracht werden, die ihn geschikt macht fast bei einer jeden Gelegenheit mit erträglicher Anständigkeit zu handeln, und keinen beträchtlichen Grad von Tadel in seinem ganzen Leben auf sich zu laden.

Ohne diese heilige Ehrfurcht gegen allgemeine Regeln konnte das Verhalten keines Menschen zuverlässig seyn. Sie ist es, die den wesentlichsten Unterschied zwischen dem Mann von Ehre und von Grundsätzen, und dem schlechten Kerl macht. Jener hängt bei allen Gelegenheiten seinen Maximen entschlossen und standhaft an, in seinem ganzen Leben findet sich durchgehends Ordnung und Zusammenhang. Dieser aber ist unbeständig und veränderlich, er handelt zufällig; so wie jedesmal Laune, Neigung und Vortheil ihn treibet. Die Ungleichheiten der Laune, denen alle Menschen unterworfen sind, gehen gar so weit, daß, wenn dieses Principium es nicht thäte, selbst derjenige, der in allen seinen kühlen Stunden das härteste Gefühl von der Schicklichkeit des Verhaltens hätte, oft könnte verleitet werden, bei den nichtswürdigsten Veranlassungen, und wenn es kaum möglich wäre, für sein Bezeiger eine ernsthafte Ursache anzugeben, unvernünftig zu handeln. Ein Freund besuchet euch zu einer Zeit, da es euch ungelegen fällt, und da ihr gar nicht dazu ausgeräumt seyd, seinen Besuch anzu-

anzunehmen. So wie euch ist zu Kopfe ist, werdet ihr sehr geneigt seyn, seine Höflichkeit für ein unverschämtes Aufdringen zu halten. Wolltet ihr den Vorstellungen, welche euch eure gegenwärtige Laune von allen Dingen macht, die euch ist vorkommen, Raum lassen, so würdet ihr, wenn ihr gleich von Natur böslich redet, ihn doch mit Sälte und Geringschätzung bezeugen. Nichts kan euch abhalten, eine solche Grobheit zu begehen, als die Achtung gegen die allgemeinen Regeln der Höflichkeit, die sie verbieten. Diese angewohnte Achtung dagegen, die ihr aus eurer vorigen Erfahrung gelernt habt, setzt euch in den Stand bei allen solchen Gelegenheiten mit fast gleicher Ehrlichkeit zu handeln, und hindert es, daß nicht jene Ungleichheiten der Laune, denen alle Menschen unterworfen sind, in einem sehr merkklichen Grad auf euer Verhalten einen Einfluß haben. Wenn aber ohne solche Achtung gegen die allgemeinen Regeln selbst die Pflichten der Höflichkeit, die so leicht zu beobachten sind, und welche zu übertreten man kaum jemals einen tüchtigen Grund haben kann, dennoch so häufig würden übertreten werden, was würde denn aus den Pflichten der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Keuschheit, der Treue werden, da es oft so schwer ist sie zu beobachten, und da man oft so manche starke Bewegungen

Grün:

Gründe haben kann, sie zu verletzen? Indessen hängt von einer erträglichen Beobachtung dieser Pflichten selbst das Daseyn der menschlichen Gesellschaft ab, die gewis in Nichts zerfallen würde, wenn dem Menschen nicht eine Ehrfurcht gegen diese wichtigen Regeln des Verhaltens eingeprägt wäre.

Diese Ehrfurcht wird noch mehr durch die Meinung erhöht, die uns zuerst von der Natur eingepflanzt ist, und die hernach durch Nachdenken und Philosophie bestätigt wird, daß diese wichtige Regeln der Sittlichkeit Gesetze und Befehle Gottes sind, der endlich den Gehorsamen belohnen, und die Uebertreter ihrer Pflicht bestrafen wird.

Diese Meinung oder Vorstellung scheint uns, sage ich, ursprünglich von der Natur eingepflanzt. Die Menschen haben einen angeborenen Trieb, den unsichtbaren Wesen, was für welche es auch seyn mögen, die in einem jeden Lande die Gegenstände der Anbetung und einer heiligen Furcht sind, ihre eigenen Empfindungen und Leidenschaften beizulegen. Sie haben keine andere ihnen beizulegen, sie können sich keine andere denken. Diese unbekannte Geister, die sie sich vorstellen aber nicht sehen, müssen nothwendig mit denen, die sie aus der Erfahrung kennen, eine Art von Ähnlichkeit haben. Während der Finsterniß und Unwissenheit  
der

des heidnischen Aberglaubens, machten sie sich die Begriffe von ihrem Gottheiten mit so we-  
niger Feinheit, daß sie ihnen ohne Unterschied alle Leidenschaften der menschlichen Natur zu-  
schrieben, selbst diejenigen nicht ausgenommen,  
die unsern Geschlecht die wenigste Ehre machen,  
Wollust, Hunger, Geiz, Neid und Rache. Es  
konnte daher nicht fehlen, daß sie nicht diesen  
Wesen, gegen deren Heben und Verwerflichkeit  
sie bei alle dem die größte Verwunderung hat-  
ten, auch die Empfindungen und Eigenschaften  
sollten zuschreiben haben, die die große Zierde  
der Menschlichkeit sind, und sie zu einer Aehn-  
lichkeit mit der göttlichen Vollkommenheit zu-  
erheben scheinen, die Liebe zur Tugend und  
Wohlthätigkeit, und der Abscheu gegen Laster  
und Ungerechtigkeit. Derjenige, der beleidigt  
wurde, rief den Jupiter zum Zeugen des Un-  
rechts, das ihm geschehe, und konnte nicht  
zweifeln, daß nicht dieses göttliche Wesen es  
mit eben dem Unwillen betrachten würde, wo-  
mit der schlechteste unter den Menschen eine  
Ungerechtigkeit würde betrachten sehen. Der Be-  
leidigte fügte selbst, daß er der Gegenstand des  
gerechten Abscheues und der Rache der Men-  
schen wäre, und seine natürliche Sorgenisse  
brachten ihn bald auf die Gedanken, daß jene  
Menschliche Wesen, deren Gegenwart er nicht  
vermeiden, und deren Wacht er nicht wieder-

sehen

sehen konnte, von gleichen Empfindungen gegen ihn eingenommen wären. Diese natürliche Hoffnung und Besorgniß, diese Abhängen wurden durch die Sympathie fortgepflanzt, und durch die Erziehung bekräftet, die Götter wurden durchgängig als die Beloner der Menschlichkeit und Güte, und als die Rächer der Treulosigkeit vorgestellt, diese Religion gab auch in ihrer rauhesten Gestalt allen Regeln der Sittlichkeit ein gesetliches Ansehen, lange vorher, ehe das künstliche Denken und die Philosophie aufkamm. Es war für die Glückseligkeit der Menschen viel zu wichtig, daß durch die Schrecknisse der Religion das natürliche Gefühl von Pflicht noch mehr eingeschärft würde, als daß sie es der Langsamkeit und Ungewißheit der philosophischen Untersuchungen allein hätte anvertrauen sollen.

Indessen dienten doch diese Untersuchungen, nachdem man angefangen sie anzustellen, das, was der Mensch schon von Natur weit früher erkannte, zu bestätigen. Der Grund unserer moralischen Fähigkeiten sei, welcher er wolle, entweder gewisse Modification der Vernunft, oder ein ursprünglicher Instinct, den man moralisches Gefühl nennet, oder ein anderes Principium unserer Natur, so ist doch das unstreitig, daß sie uns zu der Regierung unsers Verhaltens

haltens in diesem Leben gegeben sind. Von dieser Gewalt führen sie die deutlichsten Siegel und Urkunden bei sich, die es darthun, daß sie in uns dazu bestellt werden, die höchsten Schieds-Richter aller unserer Handlungen zu seyn, über alle unsere Sinne, Leidenschaften und Begierden die Aussicht zu haben, und zu entscheiden, in wie weit man ihnen nachhängen darf, und wann man sie einschränken muß. Unsere moralische Fähigkeiten sind keinesweges, wie einige vorgegeben haben, mit den andern Fähigkeiten und Begierden unserer Natur, in eine Classe zu setzen, gleich als ob sie nicht mehr Recht hätten, diese letzteren einzuschränken, als diese letztern sie einzuschränken berechtigt sind. Keine Fähigkeit, kein thätiges Principium ausser ihnen ist Richter über ein anderes. Die Liebe darf nicht den Haß, der Haß nicht die Liebe beurtheilen. Diese beide Leidenschaften können einander entgegen gesetzt seyn; wenn man aber eigentlich reden will, so kann man nicht sagen, daß sie einander billigen oder mißbilligen. Diese Fähigkeiten aber, welche wir jetzt betrachten; haben das besondere Amt zu richten; alle andere Fähigkeiten und Triebe unserer Natur mit Lob oder Tadel zu belegen. Sie können als eine Art von Einsiedlern betrachtet werden, deren Gegenstände diese Fähigkeiten

Fähigkeiten und Triebe sind. Jeder Sinn ist der oberste Richter über seine eigene Gegenstände. Das Auge entscheidet, ob die Farben schön, das Ohr, ob die Töne harmonisch, der Geschmack, ob die Speisen wohlgeschmeckend sind, und man kann von ihrem Auspruch sich auf keinen höhern berufen. Sie sind in Ansehung ihrer eigenthümlichen Gegenstände die letzte Instanz. Was den Geschmack befriediget, ist süß, was dem Auge gefällt, ist schön, was dem Ohr schmeichelt, ist harmonisch. Selbst das Wesen aller dieser Eigenschaften besteht darin, daß jedes von diesen Dingen geschieht, dem Sinn zu gefallen, für welchen es gehöret. Auf gleiche Art kommt unsern moralischen Fähigkeiten das Recht zu, zu bestimmen, wann dem Ohr darf geschmeichelt, wann das Auge darf vergnügt, wann der Geschmack darf befriediget, kurz, wann und wie weit jede Fähigkeit und Trieb unserer Natur darf oder nicht darf befolget werden. Was unsern moralischen Fähigkeiten gefällt, das ist gut, recht, glücklich, was ihnen mißfällt, ist böse, unrecht und unglücklich. Die Empfindungen, die sie billigen, sind anständig und gebührend: die sie mißbilligen, unanständig und ungebührend. Selbst die Wörter, recht, unrecht, glücklich, unglücklich, anständig, unanständig bedeuten bloß das, was diesen Fähigkeiten gefällt oder mißfällt.

Da diese also offenbar dazu bestimmte sind, die regierenden Principien der menschlichen Handlungen zu seyn, so müssen die Regeln, die sie vorschreiben, als Befehle und Gesezze Gottes betrachtet werden, die durch diese Statthalter, die er in uns bestellet hat, bekannt gemacht worden. Alle allgemeinen Regeln werden gewöhnlich Gesezze genennet. So heissen die allgemeinen Regeln, die die Körper in der Mittheilung der Bewegung beobachten, Gesezze der Bewegung. Jene allgemeine Regeln aber, die unsere moralischen Fähigkeiten beobachten, wenn sie eine Empfindung und Handlung, die ihrer Prüfung unterworfen ist, loben oder verdammen, können mit noch weit mehrerem Rechte so heissen. Sie haben eine weit grössere Aehnlichkeit mit dem, was man eigentlich Gesezze nennet, mit jenen allgemeinen Regeln, die der Oberherr vorschreibt, das Verhalten seiner Unterthanen zu bestimmen. Gleich ihnen sind sie Regeln, die freien Handlungen der Menschen zu regieren. Gleich ihnen sind sie ganz unstreitig von einem rechtmässigen Oberherrn vorgeschrieben, und durch die Sanction der Belohnungen und Strafen eingeschränkt. Jene Statthalter Gottes in uns ermangeln nie, ihre Uebertretung durch die Martern einer innerlichen Scham und Selbst-Verdammung zu bestrafen, und an der andern Seite den

Ge-



Schorsam gegen sie mit der Ruhe des Gemüths, mit Zufriedenheit und Selbst-Beifall zu belohnen.

Unzählige andere Betrachtungen vereinigen sich, diesen Schluß zu bestätigen. Die Glückseligkeit des Menschen sowol als aller anderer vernünftigen Geschöpfe scheint der ursprüngliche Endzweck zu seyn, der von dem Urheber der Natur abgeleitet worden, als er sie ins Daseyn rief. Keine andere Absicht scheint der höchsten Weisheit und der göttlichen Güte würdig, die wir ihm nothwendig zuschreiben, und diese Meinung, wozu und schon die bloße Betrachtung seiner göttlichen Vollkommenheiten leitet, wird durch die Untersuchung der Werke der Natur noch mehr bestätigt, die alle dazu gemacht zu seyn scheinen, Glückseligkeit ausubreiten, und Elend zu verhüten. Wenn wir aber dem Eingeben unserer moralischen Fähigkeiten gemäß handeln, so bedienen wir uns der wirksamsten Mittel, die Glückseligkeit der Menschen zu befördern, und man kann also denn gewissermaßen von uns sagen, daß wir Mit-Arbeiter Gottes sind, und daß wir, so viel an uns ist, den Entwurf der Vorsehung ausführen helfen. Handeln wir im Gegentheil dawieder, so stören wir gewissermaßen den Plan, den der Urheber der Natur zur Glückseligkeit und Vollkommenheit der Welt gemacht hat,

hat, und wir erklären uns, wenn ich so reden darf, auf eine Art als Feinde Gottes, daher werden wir ermuntert, in dem einen Fall außerordentliche Gunst und Belohnung von ihm zu hoffen, in dem andern Rache und Strafe von ihm zu fürchten.

Außerdem giebt es noch verschiedene andere Ursachen, und manche andere natürliche Principien, die alle dahin abzielen, eben diese heilsame Lehre zu bestätigen und einzuschärfen. Wenn wir die allgemeinen Regeln, nach welchen äußerliches Glück und Unglück in diesem Leben gewöhnlich ausgetheilt werden, betrachten, so werden wir finden, daß bei aller Unordnung, die in allen Dingen dieser Welt zu herrschen scheint, dennoch eine jede Tugend natürlicher Weise schon hienieden ihre eigenthümliche Vergeltung antrifft, die am geschicktesten ist, sie zu ermuntern und zu befördern, und zwar so gewis, daß eine außerordentliche Verbindung mancher Zufälle erfordert wird, sie völlig darum zu bringen. Welche Belohnung ist wol die geschickteste, Fleiß, Klugheit und Vorsicht zu ermuntern? Der glückliche Erfolg in jeder Art von Geschäften. Und ist es möglich, daß diese Tugenden ein ganzes Leben hindurch desselben verschlen sollten? Vermögen und äußerliche Ehre ist ihre eigentliche Belohnung, und diese wird ihnen nur selten entzogen. Welche Vergeltung

geltung ist wol die geschickteste, die Ausübung der Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschenliebe zu befördern? Das Vertrauen, die Hochachtung und die Liebe derer, mit welchen wir leben. Die Menschenliebe verlangt nicht vornehm zu seyn, sie verlangt Gegenliebe. Reich seyn ist nicht der Wunsch der Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern Glaube und Zutrauen, und diese sind fast allemal der Lohn dieser Tugenden. Durch einen sehr außerordentlichen und unglücklichen Zufall kann es vielleicht mit einem rechtschaffenen Mann hie und da dahin kommen, daß er eines Verbrechens verdächtig wird, dessen er gänzlich unfähig war, und deswegen auf die ganze übrige Zeit seines Lebens dem Widerwillen und dem Abscheu der Menschen, den er auf keine Weise verdienet, ausgesetzt ist. Durch einen Zufall von der Art kann er ohngeachtet seiner Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit alles verlieren, so wie ein vornehmer Mann, ohngeachtet der größten Klugheit, womit er zu Werke gehet, durch ein Erdbeben oder durch eine Ueberschwemmung um sein ganzes Vermögen kommen kann. Zufälle der ersten Art sind indessen vielleicht noch seltner, und dem gewöhnlichen Lauffe der Dinge noch mehr entgegen als die von der andern Art, und es wird immer wahr bleiben, daß die Ausübung der

Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschenliebe ein gewisses und fast unschlabares Mittel ist, das zu erreichen, was diese Tugenden hauptsächlich verlangen, das Vertrauen und die Liebe derer, mit welchen wir leben. Eine einzelne Handlung eines Tugendhaften kann vielleicht übel ausgelegt werden, aber es ist kaum möglich, daß er in Ansehung seines ganzen Verhaltens in einen bösen Ruf kommen sollte. Von einem Unschuldigen kann man vielleicht zuweilen glauben, daß er Unrecht gethan, die wird sich aber doch nur selten zutragen. Im Gegentheil wird die gute Meinung, die man von der Unschuld seiner Sitten hat, uns oft bewegen, ihn auch da, wo er wirklich gefehlet hat, loszusprechen, wenn gleich sehr wahrscheinliche Vermuthungen ihn beschuldigen. Ein Bösewicht kann auf gleiche Art hie und da ein Bubenstück verüben, und doch, weil man sein Verhalten nicht recht kennet, dem verdienten Tadel entgehen oder gar sich Lob erwerben. Kein Mensch hat aber je eine Gewohnheit daraus gemacht es zu seyn, ohne daß er durchgängig dafür erkannt, und häufig auch da, wo er vollkommen unschuldig war, beargwöhnet worden. Mit einem Worte, so weit Tugend und Laster durch die Empfindungen und Meinungen der Menschen bestraft und belonet werden können, pflegen beide nach dem ge-

gewöhnlichen Lauf der Dinge hienieden etwas mehr als genaue und unparteiische Gerechtigkeit zu finden.

Ob nun, aber gleich die allgemeinen Regeln, nach welchen Glück und Unglück gemeinlich ausgeteilet werden, wenn man sie mit ruhigen philosophischen Augen in diesem Lichte betrachtet, dem Zustande der Menschen in diesem Leben vollkommen angemessen scheinen, so stimmen sie doch auf keine Art mit einigen von unsern natürlichen Empfindungen überein. Unsere natürliche Liebe und Bewunderung gegen einige Tugenden ist so groß, daß wir ihnen alle Arten von Ehren und Belohnungen ertheilt zu sehen wünschten, auch diejenigen, von welchen wir gestehen müssen, daß sie die eigentlichen Belohnungen anderer Eigenschaften sind, von welchen diese Tugenden nicht allemal begleitet werden. Unser Abscheu gegen einige Laster ist an der andern Seite so groß, daß wir gerne alle Arten von Unglück und Elend auf sie zusammen hauffen mögten, selbst diejenigen nicht ausgenommen, die die natürlichen Folgen verschiedener Eigenschaften sind. Großmut, Edelmut und Gerechtigkeit nöthigen uns einen so hohen Grad von Bewunderung ab, daß wir sie mit Reichthum, Macht und Ehre von aller Art geziert zu sehen wünschen, und das sind doch natürliche Folgen der Klug-

heit, des Fleisses, der Geschäftigkeit; Eigenschaften, mit welchen diese Tugenden nicht unzerrenlich verbunden sind. Betrug, Falschheit, Grausamkeit und Gewaltthätigkeit, erregen an der andern Seite in jedem menschlichen Herzen einen solchen Widerwillen und Abscheu, daß wir uns nicht enthalten können, unmutsvoll zu murren, wenn wir sehen, daß sie jene Vorteile besitzen, da man es ihnen doch nicht absprechen kann, daß sie dieselben durch den Fleiß und durch die Vortrefflichkeit, womit sie zuweilen verbunden sind, gewisser massen verdient haben. Ein fleißiger Bösewicht bauet sein Land: ein träger und nachlässiger Tugendhafte läßt es ungebaut. Wer soll nun erndten? Wer soll hungern, wer im Ueberflusse leben? Der natürliche Lauf der Dinge entscheidet diese Frage zum Vorteil des Bösewichts; die natürlichen Empfindungen der Menschen aber zum Vorteil des Tugendhaften. Der Mensch urtheilet, daß die guten Eigenschaften des einen durch die Vorteile, die ihre natürliche Folgen sind, zu übermäßig belohnet werden, und daß die Nachlässigkeiten des andern durch das Elend, worin sie ihn stürzen, gar zu strenge gestraft werden. Und menschliche Gesetze, die auf menschlichen Empfindungen sich gründen, erklären daher den fleißigen und vorsichtigen Verräther seines Lebens und seines Vermögens verlustig, und belohnen

lonen die Treue und den Patriotismus des unvorsichtigen und nachlässigen, aber doch guten Bürgers durch außerordentliche Vergeltung. So wird der Mensch von der Natur selbst angeleitet, gewisser massen die Austheilung der Dinge zu verbessern, die er selbst gern anders eingerichtet hätte. Die Regeln, die sie ihn zu dem Ende zu befolgen antreibt, sind von denen sehr verschieden, welche sie selbst beobachtet. Sie theilet einer jeden Tugend und einem jeden Laster, gerade die Belohnung oder Strafe, die am geschicktesten ist, die eine zu ermuntern, oder das andere einzuschränken. Sie richtet sich blos nach dieser Betrachtung, und lehret sich übrigens wenig an die verschiedenen Stufen des Verdienstes oder der Schuld, die sie in den Gedanken und nach den Empfindungen der Menschen haben mögen. Der Mensch achtet dagegen allein hinaus, was er möchte gern, wenn er nur könnte, den Zustand jeder Tugend genau nach dem Grad der Liebe und Hochachtung, und den Zustand jedes Lasters genau nach dem Grad der Verachtung und des Abscheues abmessen, den er selbst dagegen empfindet. Die Regeln, denen sie folget, sind schicklich für sie; die Regeln, denen er folget, sind schicklich für ihn. Beide aber sind darauf abgerichtet, einerlei grosse Absicht zu befördern, die Ordnung der Welt,

K 5

und

und die Vollkommenheit und Glückseligkeit der menschlichen Natur.

Ob nun aber gleich der Mensch auf die Art sich beschäftigt, die Austheilung des Guten und des Bösen zu verändern, welche die natürlichen Begebenheiten, wenn sie sich allein überlassen wären, machen würden, ob er gleich wie die Weiser der Poeten, sich durch außerordentliche Vorkehrungen bekändig zum Besten der Tugend, und zum Nachtheil des Lasters ins Mittel schlägt, und gleich jenen sich bemühet, den Pfel abzuwenden, der schon fliegt das Haupt des Gerechten zu treffen, und das Schwert des Verderbens, das gegen den Hochstätten aufgehoben ist, zu beschleunigen: so ist er doch auf keine Art im Stande das Schicksal des einen und des andern seinen Empfindungen und Wünschen völlig gemäß zu machen. Der natürliche Lauf der Dinge kann durch die ohnmächtigen Bemühungen der Menschen nicht gänzlich nach ihrem Gefallen geleitet werden. Der Strom ist zu reissend und zu stark, als daß er ihn aufhalten könnte, und ob es gleich gewiß ist, daß die Regeln, die ihn lenken, zu den weisesten und besten Endzwecken festgesetzt sind, so bringen sie doch Wirklungen hervor, die allen seinen natürlichen Empfindungen anlöslich und zuwider sind. Daß ein grosses und zahlreiches Bündniß ein  
schwa-



schwaches überwindet, daß diejenigen, die sich mit Vorsicht, und aller nöthigen Zurückung in eine Unternehmung einlassen, den Sieg über diejenigen erhalten, die bei ihrem Widerstande es an beiden fehlen lassen, daß jede Absicht durch die Mittel erreicht wird, die die Natur verordnet hat, ihn zu erlangen, das scheint eine Regel zu seyn, die an sich selbst nicht allein nothwendig und unvermeidlich, sondern auch sehr geschickt und bequem ist, den Fleiß und die Aufmerksamkeit der Menschen zu ermuntern. Wenn nun aber dieser Regel zufolge Gewaltthätigkeit und Verschlagenheit über Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit die Oberhand haben, welchen Unwillen erweckt das nicht dennoch in der Brust eines jeden menschlichen Zuschauers? Welchen Kummer, und welches Mitleiden mit den Drangsalen des Unschuldigen, welchen wüthenden Eifer gegen das Glück des Unterdrückten? Traurigkeit und Unmut überfällt uns bei den Anblick dieses verkehrten Ausschlages der Dinge, wir finden es aber oft ganz über unsre Kräfte, ihn zu ändern. Und wenn wir denn alle Hoffnung aufgeben, auf der Welt eine Macht zu finden, die den Triumph der Ungerechtigkeit demüthigen und niederschlagen kann, so wenden wir uns natürlicher Weise zum Himmel in dem festen Vertrauen, daß der große Urheber der Natur in

der

der Zukunft das ausführen wird, was wir, gereizt von allen Grundsätzen und Trieben, die er uns zu der Einrichtung unsers Wandels eingepflanzt hat, schon hienieden selbst versuchen, daß er den Plan zu Stande bringen wird, an welchen er selbst uns gelehrt hat, zu arbeiten: und daß er in einem Leben nach dem Tode einem jeden nach seinen Werken, die er in der Welt gethan, bezahlen wird. Und auf die Art werden wir nicht allein durch die Schwachheiten, durch die Gefährungen und Versuchungen der menschlichen Natur, sondern auch durch die edelsten und besten Grund-Triebe, durch die Liebe der Tugend und durch die Verabschönerung des Losers und der Ungerechtigkeit dahin gebracht, einen künftigen Zustand zu glauben.

„Schickt es sich für die Größe Gottes, sagt der bereite und philosophische Bischof von Clermont, mit der lebhaften und vergrößernden Stärke der Einbildungskraft, die zuweilen die Gränzen des Decorum zu überschreiten scheint, schickt es sich für die  
 „Größe Gottes die Welt, die er erschaffen  
 „hat, in einer so allgemeinen Unordnung zu  
 „lassen, und ruhig zuzusehen, daß der Bos-  
 „hafte fast allezeit den Gerechten unterdrückt,  
 „daß der Unschuldige von dem Tyrannen vom  
 „Throne gestossen, der Vater das Schlacht-  
 „opfer

„opfer des Ehrgeizes eines unnatürlichen So-  
 „nes wird, und der Mann unter dem Strei-  
 „ke eines barbarischen und treulosen Weibes  
 „den Geist aufgibt? Sollte Gott von der  
 „Höhe seiner Majestät auf diese schwermütige  
 „Begebenheiten wie auf ein nichtsbedeutendes  
 „Kinderspiel herabsehen, ohne einigen Theil  
 „daran zu nehmen? Weil er groß ist, sollte  
 „er deswegen schwach, ungerecht oder barba-  
 „risch seyn? Weil die Menschen klein sind,  
 „sollten sie deswegen ohne Strafe ruchlos,  
 „oder ohne Belohnung tugendhaft seyn? O  
 „Gott! wenn das der Character deines höch-  
 „sten Wesens ist: wenn du es bist, den wir  
 „unter einer so schrecklichen Gestalt anbeten,  
 „so kann ich dich nicht länger für meinen  
 „Vater, für meinen Beschützer, für den Trö-  
 „ster in meiner Bekümmerniß, für die Stütze  
 „in meiner Schwachheit, für den Vergelter  
 „meiner Treue erkennen. Dann würdest du  
 „mir nichts seyn als ein müßiger und eigen-  
 „thümlicher Tyrann, der die Menschen seiner  
 „stolzen Eitelkeit aufopfert, und der sie aus  
 „dem Nichts gezogen, bloß um sie zu seinem  
 „Zeitvertreiber und zum Spiel seines Eigen-  
 „sinns zu brauchen.

Wenn auf diese Art die allgemeinen Re-  
 „geln, die das Verdienst und die Schuld der  
 Handlungen entscheiden, als die Gesetze eines  
 all-

allmächtigen Wesens betrachtet werden, der über unser Verhalten wacht, und der in einem künftigen Leben, ihre Beobachtung belonen und ihre Uebertretung bestrafen will, so müssen sie durch diese Betrachtung uns noch heiliger und unverbrüchlicher werden. Denn daß die Ehrfurcht gegen den göttlichen Willen, die höchste Regel unsers Verhaltens seyn muß, daran kann niemand zweifeln, der nicht selbst an dem Daseyn Gottes zweifelt. Selbst der Gedanke ihm ungehorsam zu seyn, enthält offenbar die anstößigste Unschildlichkeit. Wie vergeblich, wie ungereimt würde es nicht seyn, die Befehle, die von einer unendlichen Weisheit und von einer unendlichen Macht aufgelegt worden, entweder hintanzusetzen, oder sich gar ihnen zu widersetzen? Wie unnatürlich, wie gottlos undankbar, die Befehle, die die unendliche Güte des Schöpfers vorgeschrieben, nicht zu verehren, wenn auch gleich keine Strafe auf ihre Uebertretung folgen sollte. Das Gefühl der Schicklichkeit wird hier auch durch die stärksten Bewegungsgründe der Selbstliebe unterstützt. Die Vorstellung, daß, wenn wir gleich bei den Menschen unbemerkt und unentdeckt bleiben, oder so hoch gesetzt sind, daß ihre Straffen uns nicht erreichen können, wir doch unter den allsehenden Augen Gottes uns befinden, und den Straffen dieses grossen Rächers

Nächster der Ungerechtigkeit unterworfen sind, diese Vorstellung ist allein stark genug, auch die widerspenstlichsten Leidenschaften im Zaum zu halten, bei denen wenigstens, die sie sich durch beständiges Nachdenken geläufig gemacht haben.

So verstärkt die Religion das natürliche Gefühl von Pflicht, und daher kommt es, daß die Menschen gemeinlich geneigt sind, auf die Rechtschaffenheit derer, bei denen die Empfindungen der Religion einen tiefen Eindruck gemacht zu haben scheinen, ein grosses Vertrauen setzen. Solche Leute, denken sie, haben ausser den Banden, wodurch andere zu ihrer Pflicht angehalten werden, noch ein stärkeres, das sie festhält. Ihrer Meinung nach hat der gottesfürchtige Mann eben so viel Achtung gegen die Schicklichkeit der Handlung sowol als gegen seine Ehre, eben so viel Achtung gegen den Beifall seines eigenen Herzens und gegen den Beifall anderer, als der Mann von der Welt. Diese Bewegungsgründe haben auf den einen und den andern einen gleichen Einfluß. Der erste aber liegt noch dazu unter einem Zwange, den der letzte nicht hat, er handelt nie mit Ueberlegung und Vorsatz als in der Gegenwart des grossen Oberherrn, der ihm endlich nach seinem Bezeigen vergelten wird. Aus dieser Ursache setzt man auf die Regelmässigkeit

mäßigkeit und Genauigkeit seines Verhaltens ein weit größeres Vertrauen. Und wenn die natürlichen Grundsätze der Religion nicht durch den meuterischen Partei-Eifer einer unwürdigen Cabale verfälscht und verderben werden, wenn die erste Schuldigkeit die sie fodert, darin besteht, allen Pflichten der Euthelheit nachzukommen, wenn die Menschen nicht angewiesen werden, nichtsbedeutende Gebräuche für heiligere und unmittelbarere Pflichten der Religion zu halten, als Handlungen der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit, und sich einzubilden, daß sie mit Gott gleichsam einen Handel treffen, und durch Opfer, und Ceremonien, und Demüthigungen, Betrug, Treulosigkeit und Gewaltthätigkeit bei ihm vergüten können, so hat die Welt unfreitig Rechte, so zu urtheilen, und auf die beständige Rechtsschaffenheit des Gottesfürchtigen in seinem Verhalten ein doppeltes Vertrauen zu setzen.

## Viertes Hauptstück.

In welchen Fällen das Gefühl der Pflicht das einzige Principium unsers Verhaltens seyn muß: und in welchen Fällen es sich mit andern Motiven vereinigen muß.

Die Religion giebt uns so starke Bezeugungsgründe zur Ausübung der Tugend, sie schützt uns durch so mächtige Waffen gegen die Versuchungen zum Laster, daß viele dadurch verleitet werden zu behaupten, daß die Grundsätze der Religion die einzigen lobenswürdigen Motiven der Handlungen wären. Wir müssen, sagen sie, weder aus Dankbarkeit belohnen, noch aus Unwillen straffen. Wir müssen aus natürlichen Neigungen weder unsern Kindern in ihrem hilflosen Zustande beistehen, noch unsere Eltern in ihrer Schwachheit unterstützen. Alle Neigungen gegen besondere Gegenstände müssen in unserm Herzen verlöschen, und dagegen eine große Neigung den Platz aller übrigen einnehmen, die Liebe Gottes, das Verlangen uns ihm wohlgefällig zu machen und unser Verhalten in jeder Absicht nach seinem Willen einzurichten. Wir müssen nicht aus Dankbarkeit erkenntlich, nicht aus Menschlichkeit wohlthätig, nicht aus Liebe zu

unserm Vaterlande patriotisch, noch aus Menschenliebe edelmütig und gerecht seyn. Die einzige Triebfeder, der einzige Bewegungsgrund bei der Erfüllung aller dieser verschiedenen Pflichten muß das Gefühl seyn, daß Gott uns befohlen hat, sie zu erfüllen. Ich will mir jetzt nicht die Zeit nehmen, diese Meinung umständlich zu untersuchen, sondern bloß das bemerken, wie wenig man hätte erwarten sollen, sie bei einer Secte zu finden, die sich zu einer Religion bekennet, die, wenn sie es gleich zum ersten Gebote gemacht, den Herrn unsern Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von allen Kräften zu lieben, doch das andere eben so dringend einschärft, unsern Nächsten wie uns selbst zu lieben. Und uns selbst lieben wir doch gewis um unserer selbst willen, nicht aber, weil es uns geheißen wird, es zu thun. Daß das Gefühl der Pflicht die einzige Triebfeder unsers Verhaltens seyn soll, das befehlet das Christenthum nirgends: wol aber, daß es nach der Anleitung, die uns die Philosophie, und selbst die gesunde Vernunft erteilet, die herrschende und regierende Triebfeder seyn soll. Es verdient aber doch untersucht zu werden, in welchem Fällen unsere Handlungen hauptsächlich oder gänzlich aus dem Gefühl der Pflicht oder aus  
der



der Rücksicht auf allgemeine Regeln entspringen müssen, und in welchen Fällen eine andere Empfindung oder Reizung sich mit ihm vereinigen und einen vorzüglichen Einfluß haben darf.

Die Entscheidung dieser Frage, die vielleicht mit keiner sehr grossen Genauigkeit kann gegeben werden, beruht auf zweien Umständen: erstlich auf die natürliche Schönheit oder Hässlichkeit der Empfindung oder Reizung, die uns unabhängig von aller Rücksicht auf allgemeine Regeln zur Handlung anreizet; zweitens darauf, ob die allgemeinen Regeln selbst genau und bestimmt, oder nicht genau und unbestimmt sind.

I. Erstlich, sage ich, hanget es von der Schönheit und Hässlichkeit der Reizung selbst ab, in wie fern unsere Handlungen aus ihr entspringen, oder gänzlich aus einer Rücksicht auf allgemeine Regeln herrühren müssen.

Alle jene edelmütigen und bewunderten Handlungen, zu welchen uns die wohlthollenden Reizungen reizen, müssen eben so sehr aus den Leidenschaften selbst, als aus irgend einer Rücksicht auf die allgemeinen Regeln des Verhaltens entspringen. Ein Wohlthäter weiß es dem, welchen er Gefälligkeiten erzeigt, wenig Dank, wenn er sie ihm bloß aus einem kalten

Gesül und ohne alle Neigung gegen seine Person verhält. Ein Mann ist mit der achtsamen Frau äbel zufrieden, wenn er sich vorstellt, daß ihr gefälliges Bezeigen nichts anders zum Grunde hat, als ihre Achtung gegen die Schuldigkeit, die ihr das Verhältniß, worin sie mit ihm steht, auferlegt. Wenn ein Sohn es an keiner von den kindlichen Pflichten ermangeln läßt, und es fehlt ihm dabei an der zärtlichen Ehrfurcht, die ihm so anständig ist, so hat der Vater doch Recht, sich über seine Gleichgültigkeit zu beschweren. Eben so wenig könnte ein Sohn völlig mit einem Vater zufrieden seyn, der, wenn er gleich alle Pflichten, die ihm als Vater obliegen, erfüllt, doch von der väterlichen Liebe nichts wüßte, die von ihm könnte erwartet werden. In Ansehung aller solcher wohlwollenden und geselligen Neigungen ist es angenehm zu sehen, daß das Gesül der Pflicht mehr gebraucht wird, sie einzuschränken als sie zu beleben, mehr, uns zu hindern, daß wir nicht zu viel thun, als uns anzutreiben, daß wir thun was wir sollen. Es macht uns Vergnügen einen Vater zu sehen, der seine eigene Zärtlichkeit zurückhalten, einen Freund, der seiner natürlichen Edelmut Gränzen setzen, einen Menschen, der nach einer erhaltenen Wohlthat die zu hoch

hoch getriebene Dankbarkeit seines Herzogs mäßigen muß.

In Aufsehung der ädelmollenden und ungeschicklichen Neigungen findet das Gegentheil statt. Wir müssen aus innerlicher Dankbarkeit und Edelmut bekennen, ohne Unlust, ohne daß wir nöthig haben daran zu denken, wie sehr schicklich das Belohnen sei: Aber wir müssen allzeit mit Widerwillen strafen, mehr aus dem Gefühl, daß das Strafen hier schicklich sei, als aus einem wilden Hange zur Rache. Nichts ist anständiger als das Bezeigen eines Menschen, der die größten Beleidigungen mehr aus einem Gefühl, daß sie Rache verdienen, und ihre schicklichen Gegenstände sind, zu ahnden scheint, als weil er selbst die Furien dieser unangenehmen Leidenschaft empfindet, der, wie ein Richter bloß die allgemeine Regel zu Rache zieht, die es bestimmt, welche Rache einer jeden besondern Beleidigung gebührt; der, wenn er diese Regel vollstreckt, das, was er selbst gelitten hat, weniger empfindet, als das, was der Beleidiger leiden soll; der auch im Zorn nicht vergiftet gnädig zu seyn, der geneigt ist, der Regel die gütigste und sanfteste Erklärung zu geben, und alle Willkürungen zu verhaften, die die Menschlichkeit, ohne die Vermuthung zu beleidigen, nur irgend einräumen kann.

Da die feiblichen Tugendhaften, wie wir schon vorher bemerkt, in andern Absichten zwischen den geistigen und ungeistigen Neigungen eine Art von Mittel-Strich einnehmen, so thun sie es gleichfalls in dieser Absicht. Die Beschreibung nach den Gegenständen des Eigennutzes muß in allen gemeinen, geringen und gewöhnlichen Fällen mehr aus Achtung gegen die allgemeinen Regeln, die ein solches Verhalten vorschreiben, als aus einer hitzigen Begierde nach den Gegenständen selbst herrühren. Aber bei wichtigen und außerordentlichen Gelegenheiten würden wir eine abgeschmackte, läppische und widerliche Figur spielen, wenn die Gegenstände selbst uns nicht mit einem hohen Grad eines lebhaften Eifers zu besetzen schienen. Beuglich darum bekümmert seyn oder viel fern machen, um einen einzelnen Schilling entweder zu gewinnen oder zu erhalten, das würde den geringsten Handelsmann selbst in den Augen aller seiner Nachbarn erniedrigen. Eine Umstände mögen noch so eingeschränkt seyn, so darf er sich doch in seinem Verhalten gar keine Aufmerksamkeit auf solche Kleinigkeiten, um ihrer selbstwillen, merken lassen. So sehr auch seine Lage die strengste Sparsamkeit und die genaueste Aufmerksamkeit auf jeden noch so kleinen Gewinn fordert, so muß doch

doch jede besondere Aeußerung dieser Sparsamkeit und Ahsamkeit nicht so wol aus der Begierde, diese Kleinigkeit zu gewinnen oder zu erhalten, als aus der allgemeinen Regel hervürhren, die ihm mit der äussersten Strenge diese Art des Verhaltens vorschreibt. Der Grund seiner heutigen Sparsamkeit muß nicht der Werth seyn, den er auf den einzelnen Groschen legt, den er dadurch sparen will, und seine sorgfältige Aufsicht in seinem Laden muß nicht aus dem Eifer entspringen, den einzelnen halben Gulden zu erwerben, den er dadurch verdienen will, sondern eines und das andere muß ganz und allein in der Achtung gegen die allgemeine Regel gegründet seyn, die allen Leuten in seinen Umständen diese Art zu verfahren mit der äussersten Strenge vorschreibt. Darin bestehet der Unterschied zwischen einem geizigen und einem häuslicherischen und sparsamen Menschen. Jener ist ängstlich hinter kleine Vortheile her, um ihrer selbst willen, dieser bekümmert sich bloß darum, dem Plan zu folge, den er sich selbst gemacht hat.

In Ansehung der mehr außerordentlichen und wichtigern Gegenstände des Eigennutzes verhält es sich ganz anders. Wer diesem nicht mit einem gewissen Grad von Eifer um ihrer selbst willen nachtrachtet, der wird für einen

kleinen Geist gehalten. Wir würden einen Fürsten verachten, der sich aus der Eroberung oder Vertheidigung einer Provinz kein ernstliches Geschäft machen wollte. Eben so wenig würden wir gegen einen Privatmann eine besondere Achtung hegen, der sich keine Mühe geben wollte, ein beträchtliches Vermögen oder auch eine ansehnliche Bedienung zu erhalten, wenn er beides ohne Niederträchtigkeit oder ohne Ungerechtigkeit erlangen könnte. Ein Mitglied des Parlaments, der wegen seiner eignen Wahl keinen Eifer bezeuget, wird selbst von seinen Freunden verlassen, als ein Unwürdiger, der ihre Zuneigung für ihn nicht verdient. Auch ein Handelsmann, den die Gelegenheit, einen außerordentlichen Profit zu machen, oder einen ungemeinen Gewinn zu thun, nicht in Bewegung setz, kommt bei seinen Nachbarn in den Ruf eines elenden schwachen Kopfes, dem es an Geist fehlet. Dieser Geist, dieser Eifer macht den Unterschied zwischen dem unternehmenden und dem dummen regelmäßigen Mann. Die grossen Gegenstände des Eigennutzes, deren Verlust oder Gewinn den Rang der Person gänzlich verändert, sind eigentlich die Gegenstände der Leidenschaft, die man den Ehrgeiz nennet, eine Leidenschaft, die, wenn sie sich in den Gränzen der Klugheit und

und Gerechtigkeit hält, durchgängig in der Welt bewundert wird, und auch zuweilen eine gewisse unregelmäßige Grösse hat, die noch in der Zeit die Einbildungskraft verblendet, wenn sie die Gränzen dieser beiden Tugenden überschreitet, und nicht allein ungerecht, sondern auch ausschweifend ist. Daher die allgemeine Bewunderung gegen Helden und Eroberer, und gegen die Staats-Männer, deren Unternehmungen sehr kühn und von einem grossen Umfange, obgleich höchst ungerecht, gewesen sind, dergleichen die Projecte des Cardinals Richelieu und Rhey waren. Die Gegenstände des Geld-Geizes und der Ehrsucht sind allein in ihrer Grösse verschieden. Ein Geiz-Hals ist ebenso hiessig darauf aus, einen Pfennig zu erben, als ein Ehrgeiziger ein Königreich zu erobern.

II. Zweitens, sage ich, hängt es zum Theil von der bestimmten Genauigkeit der allgemeinen Regeln, oder von dem Mangel dieser Genauigkeit ab, in wie fern unser Verhalten lediglich aus Rücksicht auf dieselben entspringen muß.

Die allgemeinen Regeln fast aller Tugenden, die allgemeinen Regeln, die die Pflichten der Klugheit, der Liebe, der Edelmuth, der Dankbarkeit, der Freundschaft bestimmen, sind

V s in

in manchen Absichten schwankend, nicht genau und eingeschränkt genug, sie leiden so mancherlei Ausnahmen, sie erfordern so mancherlei Modificationen, daß es kaum möglich ist, unser Verhalten gänzlich nach ihrer Richtschnur einzurichten. Die gewöhnlichen Regeln der Klugheit, die, weil sie in einer durchgängigen Erfahrung gegründet sind, zum Sprüchwort geworden, sind vielleicht die besten allgemeinen Regeln, die darüber können gegeben werden. Und doch würde es offenbar die ungereimteste und lächerlichste Pedanterie seyn, sich genau und buchstäblich an sie zu binden. Von allen Tugenden, deren ich eben Erwähnung gethan, ist vielleicht die Dankbarkeit diejenige, deren Regeln die genauesten sind, und die wenigsten Ausnahmen leiden. Daß man, so bald als man kann, die Dienste, die man erhalten hat, durch andere von einem gleichen, oder, wo möglich, noch von einem höhern Werthe vergelten muß, das mögte auf den ersten Blick eine sehr leichte deutliche Regel scheinen, eine Regel, die kaum einiger Ausnahme fähig wäre. Und doch findet man auch bei der flüchtigsten Untersuchung, daß diese Regel äußerst unbestimmt und schwankend ist, und wol zehn Tausend Ausnahmen zuläßt. Wenn ein Wohlthäter auch in eurer Krankheit aufwartete, müßtet ihr ihm



ihm in seiner Krankheit wieder aufwarten? oder könnet ihr die Pflicht der Dankbarkeit erfüllen, wenn ihr ihm einen Dienst von einem andern Art leistet? Wisset ihr ihm aufwarten, wie lange muß das geschehen? Eben so lange, als er, oder länger, und wie viel länger? Wenn eur Freund euch in eurer Verlegenheit Geld geliehen, müßet ihr ihm in gleichen Umständen wieder Geld leihen? Wie viel müßet ihr ihm leihen? Wenn müßet ihr ihm es leihen? Heute, oder morgen, oder im nächsten Monat? Und auf wie lange? Es ist augenscheinlich, daß keine allgemeine Regel festgesetzt werden kann, nach welcher man in allen Fällen auf irgend eine von diesen Fragen eine genaue und bestimmte Antwort geben kann. Der Unterschied zwischen seinem Character und dem eurigen, zwischen seinen Umständen und den eurigen kann so beschaffen seyn, daß ihr sehr dankbar seyn könnet, ohne ihm einen Pfennig vorzustrecken. Dagegen könnet ihr sehr willig seyn, ihm zehnmal so viel als er euch geliehen hat, zu leihen, oder gar zu geben, und doch der schwärzesten Undankbarkeit beschuldigt werden, und in dem Verdacht stehen, daß ihr nicht den hundertsten Theil der Verbindlichkeit, die ihr auf euch habe, erfüllet. Da indessen die Pflichten der Dankbar-

keit

keit unter allen denen, die die wohlthätigen Tugenden uns vorschreiben, vielleicht die heiligsten sind, so sind auch die allgemeinen Regeln, die sie bestimmen, wie ich vorhin sagte, vielleicht die genauesten. Diejenigen aber, die die Handlungen, welche von der Freundschaft, der Menschlichkeit, der Gatt-Freiheit und Edelmut gefodert werden, vorschreiben, sind noch weisshewiger und unbestimmter.

Eine Tugend giebt es aber doch, deren allgemeine Regeln mit der größten Genauigkeit eine jede äusserliche Handlung, die sie fodert, bestimmen. Diese Tugend ist die Gerechtigkeit. Die Regeln derselben sind in dem höchsten Grade genau; sie leiden keine Ausnahmen, keine Milderungen oder Einschränkungen; oder nur solche, die mit eben so vieler Genauigkeit ausgemacht werden können als die Regeln selbst, und die überhaupt mit ihnen aus einerlei Grundfällen fliessen. Bin ich jemanden zehn Pfund schuldig, so fodert die Gerechtigkeit, daß ich ihm gerade zehn Pfund wieder bezahlen muß, entweder in der verabredeten Zeit, oder wenn er es verlangt. Was ich thun muß, wie ich es thun muß, wenn und wo ich es thun muß, die ganze Natur und alle Umstände der vorgeschriebenen Handlung sind durchgängig aufs genaueste bestimmt und festgesetzt. So pedantisch

tisch und läppisch es also auch scheinen mag, wenn ich mich zwingen, denen gewöhnlichen Regeln der Klugheit und der Großmuth mit der strengsten Genauigkeit nachzukommen, so ist es doch nicht die geringste Pedanterie, wenn ich mich fest an die Regeln der Gerechtigkeit binde. Dies fehlet so sehr, daß ihnen vielmehr die heiligste Ehrfurcht gebüret, und die Handlungen, die diese Tugend fodert, werden nie besser und richtiger vollbracht, als wenn eine ehrerbietige und religiöse Achtung gegen die allgemeine Regeln, die sie vorschreiben, der Hauptbewegungsgrund ist, sie zu vollbringen. Bei der Ausübung anderer Tugenden müßte unser Verhalten mehr durch einen gewissen Begriff von Schicklichkeit, durch einen gewissen Geschmack an einer besondern Art des Bezeugens, als durch eine Achtung gegen eine bestimmte Maxime oder Regel regieret werden, und wir sollten mehr auf den Endzweck und auf den Grund der Regel als auf die Regel selbst sehen. In Ansehung der Gerechtigkeit verhält es sich anders. Hier ist der Mann, der am wenigsten vernünftelt, sondern mit der genauesten und hartnäckigsten Standhaftigkeit den allgemeinen Regeln selbst anhanget, der lobenswürdigste und zuverlässigste. Obgleich der Endzweck der Regeln der Gerechtigkeit da-  
hin

hin gehet, uns abzuhalten, daß wir unsern Nächsten nicht schaden, so kann es doch oft ein Verbrechen seyn, sie zu übertreten, wenn wir gleich mit einigem Schein der Vernunft vorzüglich könnten, daß diese besondere Art der Uebertretung keinen Schaden gethan. So bald jemand anfängt, in seinem eigenen Herzen über diese Pflichten auf die Art zu chicaniren, so wird er den Augenblick schon ein Bösewicht. So bald er es sich einfallen läßt, von der strengsten und sorgfältigsten Anhänglichkeit an das, was diese unverbrüchlichen Gesetze ihm vorschreiben, nur einen Schritt abzuweichen, so darf man ihm weiter nicht trauen, und kein Mensch kann voraus sagen, bei welcher Stufe des Lasters er stille stehen wird. Der Dieb bildet sich ein, daß er nichts Böses thut, wenn er den Reichen eine Kleinigkeit entwendet, weil er glaubt, daß sie dieselbe gar leicht entbehren können, und vielleicht nicht einmal merken werden, daß sie ihnen entwendet worden. Der Ehebrecher bildet sich ein, daß er nichts Böses thut, wenn er das Weib seines Freundes verführt, so lange er nur dahin sieht, daß sein Umgang auch gegen den Verdacht des Mannes verborgen, und der Friede des Hauses ungeschört bleibt. Gangen wir einmal an solchen Vernunftseelen Gehör zu geben, so ist kein Ver-

Verbrechen so schwarz, dessen wir nicht fähig seyn sollten.

Die Regeln der Gerechtigkeit können mit den Regeln der Grammatik verglichen werden, die Regeln der andern Tugenden aber mit den Regeln, die die Kunstrichter geben, um das Erhabene und das Zierliche in der Ausarbeitung zu erreichen. Die ersten sind genau, abgemessen und unverbrüchlich. Die andern sind unbestimmt und weitschweifig, sie legen uns mehr einen allgemeinen Begriff der Vollkommenheit vor, wornach wir streben müssen, als daß sie uns gewisse und unfehlbare Anführungen geben sollten, sie zu erreichen. Man kann nach Regeln lernen, mit der unfehlbarsten Genauigkeit grammatisch richtig zu schreiben, und eben so kann es durch Regeln vielleicht erlernt werden, gerecht zu handeln. Allein es giebt keine Regeln, deren Beobachtung uns unfehlbar zu einer zierlichen oder erhabenen Schreibart führen kann, ohngeachtet es einige giebt, die uns gewissermaßen behülflich seyn können, die unbestimmten und ungewissen Begriffe, die wir von diesen Vollkommenheiten mögten gehabt haben, zu berichtigen und sicher zu machen. Eben so giebt es keine Regeln, durch deren Kenntniß wir unfehlbar können angewiesen werden, bei allen Gelegenheiten mit Klugheit, mit anstän-

anständiger Großmuth und mit edler Wohlthätigkeit zu handeln, ob es gleich solche giebt, die uns in den Stand setzen, in verschiedenen Absichten, die unvollkommenen Begriffe, die wir uns sonst von diesen Tugenden mögten gemacht haben, zu verbessern und zu vergewissern.

Zuweilen kann es sich zutragen, daß man mit dem aufrichtigsten und ernstlichsten Verlangen, sich so zu bezeigen, daß man des Beifalls würdig sei, sich in den eigentlichen Regeln des Verhaltens irret, und durch eben das Principium, das uns leiten sollte, verleitet wird. In diesem Fall ist es nicht zu erwarten, daß die Menschen unser Betragen durchgängig billigen sollten. Sie können sich in den thörigten Begriff von Pflicht, der die Triebfeder des Verhaltens war, nicht hineinsetzen, und daher auch keiner von den Handlungen beitreten, die daraus folgen. Und doch ist in dem Character und in dem Betragen dessen, der auf die Art durch ein falsches Gefühl von Pflicht, oder durch das, was man ein irrendes Gewissen nennet, betrogen und zum Laster verführt wird, etwas ehrwürdiges. Zu welchen Verbrechen er auch dadurch verleitet werden mag, so ist er doch bei denen, die großmüthig und liebreich denken, mehr der Gegenstand des Mitleidens als des Hasses und der Rache. Sie beklagen die Schwach-

Schwachheit der menschlichen Natur, die uns solchen Betrügereien selbst zu der Zeit aussetzt, wenn wir uns aufrichtigsten nach der Vollkommenheit streben und uns bemühen, dem besten Principium, das uns nur irgend regiren kann, gemäß zu handeln. Falsche Begriffe von der Religion, sind fast die einzigen Ursachen, die in unsern natürlichen Gefühlen eine grobe Verfälschung von der Art veranlassen können, und das Principium, welches allein fähig ist den Regeln der Pflicht das größte Ansehen zu geben, ist auch alleine fähig, unsre Begriffe von ihnen in einem beträchtlichen Maasse zu verkehren und zu verdrehen. In allen andern Fällen reicht die allgemeine Empfindung hin, uns, wo nicht zu der genauesten Schicklichkeit des Verhaltens, doch zu einer solchen, das nicht weit davon entfernt ist, zu leiten, und falls wir nur ein ernstliches Verlangen haben, wohl zu handeln, so wird unsere Aufführung, im ganzen genommen, lobenswürdig seyn. Daß der Gehorsam gegen den Willen Gottes die erste Pflicht ist, darin stimmen alle überein. Aber in Ansehung der besondern Gesetze, die dieser Wille uns auflegt, darin gehen sie sehr weit von einander ab. Hierin ist man sich derothalben gegenseitig die größte Rücksicht und Duldung schuldig, und ob gleich die Sicher-

heit der Gesellschaft fodert, daß Verbrechen gestraft werden, aus welchen Bewegungsgründen sie auch herrühren mögen, so wird doch ein guter Mann sie allemal mit innerlichen Widerstreben bestrafen, wenn man deutlich sieht, daß sie aus falschen Begriffen von Religionspflicht herrühren. Er wird gegen diejenigen, die sie begehen, nie den Unwillen empfinden, den er gegen andre Verbrechen empfindet, er wird vielmehr zu eben der Zeit, da er ihr Laster bestraft, ihre unglückliche Standhaftigkeit und Großmuth bedauern, zuweilen so gar bewundern. In der Tragödie Mahometh, einer der feinsten, die Voltaire gemacht hat, ist es sehr gut vorgestellt, welches unsere Besinnungen gegen die Laster seyn müssen, die aus solchen Bewegungsgründen herrühren. In diesem Trauerspiele werden zween junge Leute von verschiedenem Geschlecht, die die unschuldigsten und tugendhaftesten Seelen, und keine Schwachheit haben, ausser der, die sie uns noch lieber macht, eine gegenseitige Zärtlichkeit gegen einander, durch die stärksten Bewegungsgründe einer falschen Religion gereizt, einen schrecklichen Mord zu begehen, vor welchem die Menschlichkeit erzittert. Ein ehrwürdiger alter Mann, der gegen beide in den rührendsten Ausdrücken die zärtlichste Neigung bezeugt,



bezogenet, gegen den sie, ohngeachtet er ein offener Feind ihrer Religion war, sich der größten Hochachtung und Verehrung nicht erwehren konnten, und der in der That ihr Vater war, ob sie ihn gleich nicht dafür erkannten, dieser wird ihnen als ein Opfer bezeichnet, das Gott ausdrücklich von ihren Händen fodert, und es wird ihnen befohlen ihn umzubringen. Indem sie im Begriff stehen, dieses Verbrechen zu vollstellen, so werden sie von aller Todes-Angst gemartert, die aus dem Kampfe zwischen dem Begriff von der Unverbrüchlichkeit der Religions-Pflicht an der einen Seite, und zwischen dem Mitleiden, der Dankbarkeit, der Ehrfurcht gegen das Alter, und die Liebe gegen die Keuschheit und Tugend dessen, den sie erwürgen wollen, an der andern Seite nur immer entstehen kann. Die Vorstellung dieses Kampfes giebt uns ein so rührendes und so unterrichtendes Schauspiel, als irgend ein anders, das je auf die Bühne gebracht worden. Zuletzt bekommt das Gefühl von Pflicht über alle liebenswürdige Schwachheiten der menschlichen Natur die Oberhand. Sie vollstrecken das Laster, das ihnen aufgetragen worden. Allein unmittelbar hernach entdecken sie ihren Irrthum und den Betrug, womit sie hintergangen worden.

den, und werden von Schrecken, Gewissensbissen und wüthender Rachgierde gequälert. Eben die Gefinnungen, die wir nun gegen den unglücklichen Seid und Palmira hegen, müssen wir gegen einen jeden empfinden, der auf die Art von der Religion verleitet wird, wenn wir versichert sind, daß es wirklich die Religion ist, die ihn versüret, und daß sie nicht bloß als ein Deckmantel gebraucht wird, einige der schlimmsten unter den menschlichen Leidenschaften zu verhüllen.

So wie ein Mensch aus einem unrichtigen Gefühl von Pflicht unrecht handeln kann, so kann es auch zuweilen geschehen, daß die Natur bei ihm das Uebergewicht erhält und ihn antreibt, gegen das Gefühl recht zu handeln. In diesem Fall kann es uns nicht misfallen zu sehen, daß der Bewegungsgrund überwieget, der unsern Gedanken nach überwiegen muß, ob gleich der Mensch selbst so schwach ist, anders zu denken. Da indessen sein Verhalten eine Folge seiner Schwäche und nicht seiner Grundsätze ist, so sind wir doch weit entfernt, gegen ihn nur etwas, das einer vollkommenen Billigung nahe kommt, zu empfinden. Ein abergläubischer Catholic, der während des Blutbades am St. Bartholomäi

sonntags Tage von Mitleiden so wäre hingeris-  
 sen worden, daß er einige unglückliche Pro-  
 testanten gerettet, die er nach seinem Gewissen  
 hätte ermorden sollen, würde zu dem hohen  
 Verfall kein Recht zu haben scheinen, den wir  
 ihm würden gegeben haben, wenn er eben  
 die Großmuth mit völliger Selbst-Willigung  
 ausgeübt hätte. Seine menschliche Regun-  
 gen könnten uns wol gefallen, aber wir wür-  
 den ihn doch mit einer Art von Mitleiden  
 betrachten, die mit der Bewunderung, die man  
 der vollkommenen Tugend schuldig ist, ganz  
 und gar nicht bestehen kann. Eben so verhält  
 es sich mit allen andern Leidenschaften. Es  
 ist uns nicht unangenehm zu sehen, daß sie  
 sich auf eine schickliche Art äußern, selbst dann,  
 wenn ein falscher Begriff von Pflicht den,  
 welcher sie beweiset, antreiben müßte sie ein-  
 zuschränken. Ein sehr andächtiger Quäcker,  
 der, da er auf die eine Backe geschlagen wor-  
 den, anstatt die andere hinzuhalten, seine  
 buchstäbliche Erklärung des Befehls Christi so  
 weit vergaß, daß er dem Unmenschen, der  
 ihm beschimpfet, einen derben Schlag wieder  
 auswischte, würde uns nicht unangenehm seyn,  
 wir würden über ihn lachen, sein Muth würde  
 uns belustigen, und er würde in unserer Liebe  
 dadurch gewinnen. Aber wir würden ihn doch

---

nicht mit der Achtung betrachten, die wir einem andern nicht versagen könnten, der bei einer gleichen Gelegenheit aus einem richtigen Gefühl von dem, was anständig wäre, anständig gehandelt hätte. Keine Handlung kann eigentlich tugendhaft genannt werden, die nicht von dem Gefühl der Selbstbilligung begleitet wird.

---

## Vierter Theil.

### Von dem Einfluß der Nutzbarkeit auf das Gefühl der Billigung.

besteht aus einem Abschnitt.

#### Erstes Hauptstück.

Von der Schönheit, die der Anschein der Nutzbarkeit allen Werken der Kunst giebt, und von dem ausgebreiteten Einfluß dieser Art von Schönheit.

Daß die Nutzbarkeit eine von den vornehmsten Quellen der Schönheit ist, das muß ein jeder bemerkt haben, der nur mit einiger Aufmerksamkeit bedacht hat, was die Natur der Schönheit ausmacht. Die Bequemlichkeit eines Hauses macht dem Zuschauer eben so wol Vergnügen als die Regelmäßigkeit, und er wird eben so wol beleidiget, wenn er den gegenseitigen Fehler wahrnimmt, als wenn er sieht, daß die Fenster, die zusam-

mengehören, eine verschiedene Gestalt haben, oder daß die Thür nicht gerade in der Mitte des Gebäudes steht. Daß die Schicklichkeit eines Systems oder einer Maschine dem Ganzen eine gewisse Annehmlichkeit und Schönheit giebt, und selbst die Vorstellung und die Betrachtung desselben reizend macht, das fällt so klar in die Augen, daß es niemand kann übersehen haben.

Die Ursache, warum das, was nützlich ist, gefällt, ist auch neulich von einem scharfsinnigen und angenehmen Philosophen angegeben worden, der den größten Tiefinn der Gedanken mit der größten Schönheit des Ausdrucks verbindet, und der die außerordentliche und glückliche Gabe besitzt, die dunkelsten Gegenstände nicht allein mit der größten Deutlichkeit, sondern auch mit der lebhaftesten Vereinfachtheit abzuhandeln. Die Nützlichkeit einer Sache gefällt, seiner Erklärung zu Folge, dem Beschauer, weil sie ihm beständig das Vergnügen oder die Bequemlichkeit, die sie zu befördern geschickt ist, ins Gedächtniß bringt. So oft er sie ansieht, wird er an dieses Vergnügen erinnert, und auf die Art wird diese Sache die Quelle eines beständigen Vergnügens. Der Zuschauer nimmt durch die Sympathie an den Empfindungen des Beschauers Theil, und betrachtet

trachtet nothwendig den Gegenstand von eben der angenehmen Seite. Wenn wir die Paläste der Großen besehen, so können wir uns nicht enthalten uns das Vergnügen vorzustellen, das wir genießen würden, wenn wir selbst Besitzer davon wären, und so viele künstliche und fein ausgedachte Bequemlichkeiten uns zugehörten. Aus einer gleichen Ursache wird es erklärt, warum der Anschein der Unnützlichkeit einen jeden Gegenstand so wol dem Zuschauer als dem Eigentümer unangenehm macht.

Daß aber diese Schicklichkeit, diese glückliche Einrichtung irgend eines Kunstwerks oft viel höher geschätzt wird als der Endzweck selbst, welchen es befördern soll, und daß die genaue Zurichtung der Mittel zur Erreichung einer Bequemlichkeit oder eines Vergnügens, oft mehr geachtet wird, als diese Bequemlichkeit oder dieses Vergnügen selbst, welches zu verschaffen ihr ganzes Verdienst auszumachen scheinen sollte, das ist, so viel ich weiß, noch von niemanden bemerkt worden. Daß dies indessen oft der Fall ist, das kann in tausend Beispielen so wol bei den unwichtigsten als bei den wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens bemerkt werden.

Wenn einer in sein Zimmer kommt, und findet, daß die Stühle alle mitten in der Stube

stehen, so schmälet er auf seinen Bedienten, und, ehe er sehen will, daß sie in dieser Unordnung bleiben, giebt er sich lieber selbst die Mühe sie an ihren gehörigen Ort an die Wand zu setzen. Die ganze Schicklichkeit dieser neuen Eitelung entspringt aber lediglich daher, daß sie den Boden frei läßt, und das Gehen in dem Zimmer nicht hindert. Diese Bequemlichkeit zu erreichen, macht er sich weit mehr Last, als der Mangel derselben ihm würde verursacht haben, sientemal nichts leichter war, als sich auf einen von den Stühlen niederzusetzen, welches er vermuthlich auch thun wird, wenn die Arbeit, die er sich damit gemacht, vorbei ist. Es scheint demnach, daß er nicht so wohl diese Bequemlichkeit suchte, als die Anordnung der Dinge, die sie befördert. Und doch ist es diese Bequemlichkeit eigentlich, die diese Anordnung empfiehlt, und ihr ihre ganze Annehmlichkeit und Schönheit giebt.

Auf gleiche Art hat eine Uhr, die täglich über zwei Minuten zuviel bleibt, keinen Werth bei dem, der viel auf richtige Uhren hält. Er verkauft sie vielleicht für ein Paar Guineen, und kauft dagegen eine andere für funfzig, die in vierzehn Tagen keine Minute verliert. Der einzige Nutzen der Uhren ist in  
desser



dessen doch nur, uns zu zeigen, was die Glocke ist, und dadurch zu verhüten, daß wir uns bei keiner verabredeten Zusammenkunft verspäten, oder eine andere Unbequemlichkeit leiden, die wir oft leiden würden, wenn wir nicht wüßten, wie es an der Zeit ist. Man wird doch aber oft finden daß eben derjenige, der es mit den Uhren so genau nimmt, weder gewissenhafter pünktlich ist, als andere Menschen, noch auch aus irgend einer andern Ursache ängstlicher sorgfältig, genau zu wissen, wie viel die Uhr ist. Ihm liegt nicht so viel daran, diese Art der genauesten Kenntniß zu erlangen, als an der Vollkommenheit der Maschine, die dazu dienet, sie uns zu geben.

Wie viele wenden so viel auf Babilonen von sehr geringen Nuzzen, daß sie darüber sich selbst ruiniren! Das was den Liebhabern solcher Spielwerke am meisten gefällt, ist nicht so wol der Nuzzen selbst, als vielmehr die Geschicklichkeit dieser Maschinen ihn zu befördern. Alle ihre Taschen sind mit kleinen Geräthschaften von der Art angefüllt. Sie erfinden neue Taschen, die in den Kleidungen anderer Leute ungewöhnlich sind, um eine größere Menge davon bei sich zu tragen. Sie sind immer, wenn sie ausgehen, mit einer Menge solcher Kleinigkeiten beladen, die oft an Gewicht und

am Werth nicht weniger als ein gewöhnlicher Jude: Kram betragen, wovon einige diesen oder jenen kleinen Nutzen haben mögen, die aber alle zu jeder Zeit sehr gut entbehret werden können, und deren ganzer Nutzen die Mühe nicht verlohnet, die Last mit sich zu schleppen.

Unsere Handlungen werden aber nicht allein in Ansehung solcher nichtswürdigen Kleinigkeiten von diesem Principium regieret, sondern dasselbe ist auch oft die geheime Triebfeder der ernsthaftesten und wichtigsten Bestrebungen sowol in den öffentlichen als in dem Privat-Leben.

Der Sohn eines armen Mannes, den der Himmel in seinem Zorn mit Ehrgeiz heimgesucht hat, fängt nicht so bald an um sich herum zu sehen, da er schon den Zustand der Reichen mit Bewunderung betrachtet. Er findet die Hütte seines Vaters für seine Wohnung viel zu klein, und bildet sich ein, daß es sich in einem Pallast viel besser und bequemer wohnen lasse. Es steht ihm nicht an, daß er gezwungen ist zu Fuß zu gehen, oder die Last des Reitens zu ertragen. Er siehet daß seine Obern in Kutschen fahren, und stellet sich vor, daß er in einer solchen Maschine mit weit mehrerer Bequemlichkeit reisen würde. Er wählet sich von Natur sehr träge, und unwillig  
 sich

sich mit seinen eigenen Händen zu bedienen,  
 und urtheilt, daß ein zahlreiches Gefolge von  
 Bedienten ihm ein großes Theil Unruhe er-  
 sparen würde. Er denkt, daß, wenn er das  
 alles erreicht, er ruhig und vergnügt still si-  
 zen, und an der Betrachtung der Glückseligkeit  
 und Ruhe seines Zustandes sich erfreuen könne.  
 Nun wird er von dem entfernten Begriff dieses  
 Glückes ganz entzückt. Es erscheint in seiner  
 Einbildung, wie das Leben einer höhern Classe  
 von Wesen, und er faßt sogleich den Ent-  
 schluß, um dazn zu gelangen, sich auf beständig  
 der eifrigen Bestrebung nach Reichthum und  
 Größe zu widmen. Damit er die Bequem-  
 lichkeiten, die diese verschaffen können, erreicht,  
 so unterwirft er sich in dem ersten Jahre, ja  
 in dem ersten Monat seiner Bemühung dar-  
 nach weit mehr ermüdenden Arbeiten des Lei-  
 bes, und einer weit größern Anstrengung der  
 Seele, als er von dem Mangel derselben in  
 seinem ganzen Leben nicht würde gelitten ha-  
 ben. Er läßt sich keine Mühe verdrießen, sich  
 in einer beschwerlichen Profession hervorzutun.  
 Mit dem unablässigsten Fleiße arbeitet er Tag  
 und Nacht, sich vor allen seinen Mit-Büßlern  
 vorzügliche Gaben zu erwerben. Hat er es so  
 weit gebracht, so ist er noch nicht fertig. Er  
 muß auch seine Gaben and Licht bringen, und  
 mit

mit gleicher Eorgfalt sich Randen zu verschaffen suchen. Zu dem Ende bewacht er sich um die Gewogenheit aller, an welche er kommen kann, er dunkt denen, welche er liebt, und ist demüthig gegen diejenigen, die er verachtet. In seinem ganzen Leben jagt er dem Begriff einer gewissen künstlichen und prächtigen Ruhe nach, die er vielleicht nimmer erreicht, für welche er eine wirkliche Zufriedenheit, die allezeit in seiner Gewalt ist, aufopfert, und die er, wenn er sie auch in seinem Alter gegen das Ende seines Lebens erreichen sollte, von so geringen Werth findet, daß sie auf keine Art der demüthigen Eicherheit und der niedrigen Zufriedenheit, die er dagegen verlassen hat, vorzuziehen ist. Dann, in den letzten Tagen des Lebens, wenn sein Körper von Arbeit und Krankheiten erschöpft, und seine Seele durch das Andenken an tausend Beleidigungen und Kränkungen, die er von der Ungerechtigkeit seiner Feinde, oder von der Treulosigkeit und Undankbarkeit seiner Freunde erduldet zu haben glaubt, vergähet und zerstückt ist, dann endlich sagt er an zu merken, daß Reichtum und Größe bloße Spielwerke von geringfügigem Nutzen sind, eben so wenig grüßet die Gesundheit des Leibes und die Ruhe der Seele zu verschaffen, als die Einsicht des Ewigern, der ein Liebhaber von solchen

chen Thorheiten ist, und, so wie diese, lästiger für dem, der sie mit sich herumschleppt, als alle Vorteile, die sie geben können, bequem sind. Unter ihnen ist kein anderer wirklicher Unterschied, als der, daß die Bequemlichkeiten, die die ersten verschaffen, mehr in die Augen fallen als die von den letzten. Die Palläste, die Gärten, die Equipage, das Gefolge der Großen sind Gegenstände, deren Bequemlichkeiten so augenscheinlich sind, daß sie jeden rühren. Ihre Besitzer haben nicht nötig uns zu sagen, worin ihr Nuzze besteht, wir sind von selbst schon geneigt, sie uns vorzustellen, durch die Sympathie theilen wir sie mit ihnen, und ergeßen uns eben daher an dem Vergnügen, welches sie ihnen zu erteilen geschickt sind. Allein die Künstlichkeit eines Zahnschloßes, eines Ohrlöffels, einer Maschine, die Nägel abzuschneiden, oder eines andern Spielwerks von gleicher Art ist so sichtbar nicht. Die Bequemlichkeit, die sie geben, mag vielleicht eben so groß seyn, aber sie fällt so nicht in die Augen, und wir können daher so leicht das Vergnügen des Besitzers nicht mit ihm empfinden. Sie sind daher weniger vernünftige Gegenstände der Eitelkeit, als die Pracht des Reichthums und der Größe, und darin allein besteht der Vorteil dieser letztern.

Eie

Ele befriedigen die natürliche Begierde des Menschen nach Vorzug weit wirksamer. Dem, der auf einer wüsten Insel allein leben sollte, würde es vielleicht noch zweifelhaft seyn, ob ein Pallast, oder eine Sammlung solcher kleinen Geräthschaften, als in einem Etui enthalten sind, am meisten zur Glückseligkeit und zum Vergnügen beitragen würde. So bald man in der Gesellschaft lebt, kann zwar keine Frage darüber seyn, weil wir in diesen sowol als in andern Fällen, beständig auf die Empfindungen des Zuschauers mehr achten als auf diejenigen, die die Haupt-Person hat, und mehr d'rauf sehen, wie seine Situation andern Leuten, als wie sie ihm selbst erscheint. Untersuchen wir indessen, warum der Zuschauer den Zustand der Reichen und Grossen mit solcher Bewunderung anschauet, so werden wir finden, daß es nicht so wol wegen der vorzüglichen Ruhe und des Vergnügens geschieht, das bei ihnen vermutet wird, sondern wegen der zahlreichen, künstlichen und netten Maschinen, die diese Ruhe und Vergnügen befördern sollen. Er läßt es sich nicht einmal einfallen, daß sie wirklich glücklicher sind als andere Leute: allein er stellt sich doch vor, daß sie mehrere Mittel der Glückseligkeit besitzen. Und die scharfsinnige und künstliche Zurichtung dieser Mittel

Mittel zu der Absicht, die dadurch abgezielet worden, ist die vornehmste Quelle seiner Bewunderung. Allein in der Mattigkeit einer Krankheit und bei der Ermüdung des hohen Alters verschwinden die Vergnügungen der eiteln und leeren Vorzüge der Grösse. Dann sind sie nicht mehr so reizend, einen Menschen, der in diesem Zustande sich befindet, für die sauren und mühsamen Geschäfte, worin sie ihn vormals verwickelt, schadlos zu halten. Er verflucht in seinem Herzen den Ehrgeiz, und bedauert vergblich die Ruhe und Sorglosigkeit der Jugend, die auf immer von ihm geflohen, und die er thörigst dem aufgeopfert, was ihm, nachdem er es erhalten, kein wirkliches Vergnügen verschaffen kann. In dieser elenden Gestalt erscheint die Grösse jedem Menschen, wenn er durch Krankheit oder Mühsucht dahin gebracht wird, seinen eigenen Zustand mit Aufmerksamkeit zu betrachten, und zu überlegen, was er in der That zu seiner Glückseligkeit nötig hat. Dann lernet er Macht und Reichthümer für das anzusehen, was sie sind, für ungeheure und schwerfällige Maschinen, die mit Mühe in Gang gebracht werden, um einige nichtsbedeutende Bequemlichkeiten des Lebens zu bewirken, die aus den feinsten und härtesten Triebfedern bestehen, die mit der ernsthaftesten

N a                      Auf

Aufmerksamkeit in Ordnung müssen erhalten werden, und die trotz aller unserer Behutsamkeit alle Augenblicke leicht in Stücken zerbrechen und ihren unglücklichen Besitzer unter ihren Ruinen verschmettern können. Es sind unermessliche Gebäude, welche aufzuführen die Arbeit eines Lebens erfordert, die alle Augenblick einzufallen, und den, der darin wohnet, unter ihrem Schutt zu begraben drohen, und die, so lange sie noch stehen, ihn zwar gegen einige kleinere Unbequemlichkeiten schützen, aber doch gegen keine der rauheren Witterungen der Jahreszeit bedecken können. Den Sommer, Regen halten sie ab, aber nicht den Winter, Sturm, sondern sie lassen ihn eben so sehr und ja wohl noch mehr als dorthin, der Mangel, Krankheit, der Furcht, der Sorge, den Krankheiten, der Gefahr und dem Tode ausgesetzt.

Ob nun aber gleich diese missliche Weltwehheit, die in der Zeit der Krankheit oder Niedergeschlagenheit einem jeden Menschen gewöhnlich ist, auf diese Art den Werth der grossen Gegenstände der menschlichen Begierden sehr herabsetzt, so betrachten wir sie doch, wenn wir in besserer Gesundheit und auf besserer Laune sind, allemal unter einer weit angenehmeren Gestalt. Unsere Einbildungskraft, die zur Zeit des Schmerzens und des Kummerd



In uns selbst eingeschränkt und eingeschlossen  
 zu seyn scheint, breitet sich in den Zeiten der  
 Ruhe und des Glücks auf alles um uns her  
 aus. Wir werden alldenn von der schönsten  
 und bequemen Anordnung entzückt, die in dem  
 Palasten und in dem Hauswesen der Großen  
 herrscht, wir sehen es mit Verwunderung, wie  
 da alles darauf abgerichtet ist, ihre Ruhe zu  
 befördern, ihren Mangel zuzufüllen, ihre  
 Wünsche zu befriedigen, und ihre eitelsten Be-  
 gier: n zu vergnügen und zu unterhalten. Be-  
 trachten wir die wirkliche Vorteile, die alle  
 diese Dinge zu verschaffen im Stande sind, an  
 sich selbst und von der Schönheit aller der An-  
 stalten, die gemacht werden, sie zu befördern,  
 abgesehen, so werden sie uns in dem höchsten  
 Grad klein, verächtlich und nichtwürdig schei-  
 nen. Allein in diesem abstracten und philo-  
 sophischen Lichte betrachten wir sie selten. Es  
 ist uns vielmehr natürlich, sie in unserer Ein-  
 bildungskraft mit der Ordnung, mit der regel-  
 mäßigen und harmonischen Bewegung des Ep-  
 stems, mit der Maschine und mit der Oecono-  
 mie, vermittelt welcher sie gewirkt werden, zu  
 vermischen. Die Vergnügungen des Reich-  
 thums und der Größe, wenn sie unter diesen  
 zusammengefaßten Begriff betrachtet werden,  
 rühren unsere Einbildungskraft, als etwas groß-

set, schönes und edles, dessen Besiz alle Arbeit und Sorgen reichlich belohnet, die es kostet, sie zu erlangen.

Und es ist sehr gut, das uns die Natur auf die Art hintergeht. Dieser Betrug ist es, der den Fleis und die Beschäftigkeit der Menschen erweckt und in Bewegung erhält. Er ist es, der sie zuerst antreibt, Land zu bauen, Häuser aufzuführen, Städte und Republiken zu gründen, und alle die Künste und Wissenschaften zu erfinden, die das menschliche Leben schmücken und veredeln, die die ganze Gestalt der Erde verändert, die rauhen Wildnisse der Natur in angenehme und fruchtbare Ebenen verwandelt, die den unwegsamen und wüsten Ocean zu einer neuen Quelle des Reichthums und zu einer grossen Heerstrasse, durch welche die verschiedenen Völker des Erdbodens mit einander in Verbindung stehen, umgeschaffen haben. Durch diese Arbeiten der Menschen ist die Erde gezwungen worden, ihre natürliche Fruchtbareit zu verdoppeln, und eine grössere Menge von Einwohnern zu erhalten. Vergebens wirft der stolze und südhafte Edelmann seinen Blick auf seine ausgedehnte Ländereien, als ob alles für ihm wäre, vergebens verzehrt er in seiner Einbildungskraft die ganze Erndte, die daraus wächst, ohne an die Bedürfnisse seiner Brüder

zu denken, er muß ihnen auch ohne es zu wollen, abgeben. Das einfältige und gemeine Sprichwort, daß der Wagen eher genug hat, als die Augen, wird nie vollkommener als bei ihm wahr befunden. Die Geräumigkeit seines Wagens hat kein Verhältniß gegen die Unermeßlichkeit seiner Begierden, und kann nicht mehr fassen, als der Wagen des geringsten Bauern. Das übrige muß er unter diejenigen vertheilen, die auf die künstlichste Art das wenige, was er braucht, zubereiten, unter diejenigen, die den Pallast, in welchem dieses wenige soll verzehret werden, ausschmücken, unter diejenigen, die alle die verschiedenen Geräthe und Geschirre, die bei der Haushaltung der Größe gebraucht werden, besorgen und in Ordnung erhalten. Diese alle bekommen von seiner Ueppigkeit und Eigensinn den Theil von den Bedürfnissen des Lebens, den sie von seiner Menschlichkeit oder Gerechtigkeit vergebens würden erwartet haben. Die Früchte des Landes ernähren zu jeder Zeit fast die ganze Zahl der Einwohner, die es ernähren kann. Die Reichen haben nichts voraus als die Freiheit, aus dem Hauffen das Kostbarste und Beste für sich auszusuchen. Sie verzehren wenig mehr als die Armen, sie mögen immerhin nur auf ihre eigene Vorteile denken, immerhin mag die Befriedi-

A a 3

gung

gung ihrer eigenen eiteln und unersättlichen Begierden der einzige Endzweck seyn, um welchen es ihnen bei den Arbeiten der tausende, die ihnen dienen, zu thun ist, trotz ihrer selbstischen Eigenliebe und Raubgierigkeit, theilen sie doch mit den Armen die Früchte ihrer Anstalten und Verbesserungen. Sie werden durch eine unsichtbare Hand geleitet, bei nahe eben die Ausbreitung der Nothwendigkeiten des Lebens zu machen, welche würde gemacht seyn, wenn die Erde unter alle ihre Einwohner in gleiche Portionen vertheilt wäre. Ohne es zu wissen, befördern sie die Vorteile der Gesellschaft, und erleichtern die Bevölkerung. Als die Vorsehung die Erde unter wenige Eigentümer vertheilte, so ließ sie doch diejenigen, die bei der Verteilung übergegangen zu seyn schienen, nicht leer ausgehen, sie vergaß sie nicht. Die letztem bekommen ihr Theil von allem, was sie hervorbringt. In dem, was die wahre Glückseligkeit des menschlichen Lebens ausmacht, sind sie auf keine Art unter denen, die über sie so sehr erhaben scheinen. In dem guten Zustande des Körpers und in der Ruhe der Seele sind fast alle verschiedene Classen der Menschen sich gleich, und der Bettler, der sich an der Herrn-Strasse hinter einem Zaun sonnet, besitzt die Sicherheit, für welche Könige sechten.

Eben

Eben dieses Principium, eben diese Liebe zum System, eben diese Achtung gegen die Schönheit der Ordnung, der Kunst und der Erfindung dienet sehr häufig, die Anstalten zu empfehlen, die auf die öffentliche Wohlfarth abzielen. Wenn ein Patriot sich angreift einen Theil der Staats-Polizei zu verbessern, so entspringt seine Bemühung nicht allemal bloß aus der Sympathie mit der Gütlichkeit derer, die die Früchte davon erndten sollen. Gemeinlich rührt es nicht aus Mitleid mit den Kattern und Frachtfahrern her, daß ein patriotischer Mann die Verbesserung der Heer-Strassen sich angelegen seyn läßt. Wenn die gesetzgebende Macht Preise darauf setzt, die leinene oder wollene Manufacturen zu befördern, oder durch andere Veranstellungen dazu ermuntert, so geschieht es nicht deswegen, weil sie die Vorteile derer, die wohlfeile oder feine Lächer tragen, und noch weniger, weil sie das Beste der Fabricanten oder des Kaufmanns zu Herzen nimmt. Die Vollkommenheit der Polizei, die Ausbreitung des Handels und der Manufacturen sind edle und erhabene Gegenstände. Die Betrachtung derselben gefällt uns, und alles was dazu dienen kann, sie höher zu treiben, wird uns interessant. Sie machen ein Theil von dem grossen System der Regierung

A a 4

aus,

aus, und die Räder der politischen Maschine scheinen sich vermittelst derselben mit mehrerer Harmonie und Leichtigkeit zu bewegen. Wir haben unser Vergnügen daran, die Vollkommenheit eines so schönen und grossen Systems zu sehen, und wir sind unruhig, bis wir jedes Hinderniß, das die Regelmäßigkeit seiner Bewegungen stören oder aufhalten kann, wegschaffen. Alle Anordnungen der Regierung gelten aber doch nur immer so viel und nach dem Maasse, als sie darauf abzielen, die Glückseligkeit derer, die unter ihr leben, zu vergrößern. Dies ist ihr einziger Nutzen und Endzweck. Und doch scheint es oft, daß wir aus einem gewissen Geist des Systems, aus einer gewissen Liebe gegen Kunst und Ordnung die Mittel höher schätzen als den Zweck, und daß wir eifrig darauf bedacht sind, die Glückseligkeit unserer Neben-Menschen zu befördern, mehr, um ein gewisses schönes und ordentliches System zu verbessern und zur Vollkommenheit zu bringen, als weil wir von dem, was ihnen unangenehm oder angenehm ist, ein unmittelbares Gefühl haben. Man hat Leute von dem stärksten patriotischen Geiste gesehen, die sich in andern Stücken gegen die Regungen der Menschlichkeit nicht sehr empfindlich gezeigt haben. Dagegen hat man andere gefunden, denen

denen man die größte Menschlichkeit nicht absprechen kann, und denen es doch an dem, was man Patriotismus nennet, völlig zu fehlen geschieht. Jeder kann in dem Cirkel seiner Bekannten Beispiele von der einen und von der andern Art antreffen. Wer hatte je weniger Menschlichkeit und mehr Patriotismus als der berühmte Gesetgeber der Russen? Der gesellige und gütige Jacob der Erste von Großbritannien scheint an der andern Seite weder für die Ehre noch für den Vortheil seines Landes einigen Eifer gehabt zu haben. Will man einen Menschen, der für den Ehrgeiz fast todt zu seyn scheint, in Bewegung bringen, so wird es oft vergebens seyn, ihm die Glückseligkeit der Reichen und Großen zu beschreiben, und ihm zu sagen, daß sie gemeinlich gegen Sonne und Regen bedeckt sind, daß sie selten hungrig sind, selten Frost leiden, selten der Ermüdung oder irgend einem Mangel ausgesetzt sind. Die beredteste Ermunterung von der Art wird wenig Eindruck bei ihm machen. Soll sie gelingen, so beschreibe man ihm die Bequemlichkeit und Nützigkeit der verschiedenen Zimmer in ihren Palästen, man schildere ihm die Schönheit ihrer Equipagen, und ihrer Hausgeräte, man bezeichne ihm die Menge, die Ordnung und die verschiedenen Geschäfte

schäfte ihrer Bedienten. Ist irgend etwas fähig Eindruck bei ihm zu machen, so wird es dis seyn. Und doch dienen alle diese Dinge blos dazu, die Sonne und den Regen abzuhalten, sie gegen Hunger und Kälte zu schützen, gegen Mangel und Müdigkeit zu vertheidigen. Man fange es eben so an, wenn man in einem andern, der um das allgemeine Beste seines Landes ganz unbekümmert scheint, den patriotischen Geist erwecken will. Man sage ihm nicht, welche vorzügliche Vorteile die Unterthanen eines gut-regierten Staats genießen. Daß sie besser wohnen, besser sich kleiden, besser speisen, das würde oft sehr vergebens seyn, und gemeinlich keinen grossen Eindruck machen. Am ersten wird man etwas bei ihm ausrichten, wenn man ihm das grosse System der Staats-Polizei beschreibe, die diese Vorteile hervorbringt. Wenn man ihm die Verbindungen und den Zusammenhang ihrer verschiedenen Theile, ihre gegenseitige Unterordnung unter einander, und ihre allgemeine Abweklung zu der Glückseligkeit der Gesellschaft erklärt, wenn man ihn zeigt, wie dieses System in seinen eigenem Lande könnte eingeführt werden, was daran hindert, daß es ist noch nicht Platz daselbst hat, wie diese Hindernisse können aus dem Wege geräumt, und alle die verschiedenen



denen Räder in dem grossen Uhrwerke der Regierung so gekettet und eingerichtet werden, daß sie sich mit mehrerer Harmonie und Leichtigkeit bewegen, ohne an einander zu flossn, oder wechselseitig ihre Bewegungen aufzuhalten. Kaum ist es möglich, daß ein Mensch eine solche Vorstellung anhören, und sich doch nicht vom patriotischen Geiste bis zu einigen Grad befeelt fühlen sollte. Wenigstens wird er doch auf einen Augenblick ein Verlangen empfinden, diese Hindernisse wegzuräumen, und eine so schöne und ordentliche Maschine in Bewegung zu setzen. Nichts trägt so viel dazu bei, den Patriotismus zu befördern, als das Studium der Politik, der verschiedenen Systeme der bürgerlichen Regierung, ihrer Vortheile und Nachteile, der Verfassung unsers eigenen Landes, seiner Lage, seines Interesse in Ansehung fremder Nationen, seines Handels, seiner Vertheidigung, der nachtheiligen Umstände, die es drücken, der Gefahren, denen es kann ausgesetzt seyn, auf welche Art jene weggeschafft und diese abgewehret werden können. Aus dieser Ursache sind politische Untersuchungen, wenn sie richtig, vernünftig und thunlich sind, unter allen speculativen Betrachtungen die nützlichsten. Auch die schwächsten und schlechtesten unter ihnen sind nicht ganz ohne allen Nutzen. Sie die-

men

nen wenigstens die patriotischen Triebe der Menschen zu beleben, und sie zu erwecken, die Mittel aufzusuchen, das Glück der Gesellschaft zu befördern.

## Zweites Hauptstück.

Von der Schönheit, die der Anschein der Nützlichkeit den Characteren und Handlungen der Menschen ertheilt, und in wie fern die Empfindung dieser Schönheit als eine von den ursprünglichen Principien der Nützigung kann angesehen werden.

Die Charactere der Menschen können eben sowol als die Werke der Kunst, und die Anordnungen des bürgerlichen Regiments geschickt seyn, die Glückseligkeit der einzelnen Mitglieder der Gesellschaft, und der Gesellschaft selbst zu befördern oder zu unterbrechen. Der kluge, der billige, der thätige, der entschlossene und mäßige Character verspricht Glück und Vergnügen, sowol dem, der ihn besitzt, als auch dem, der mit ihm in Verbindung steht. Der unbefonnene, der gewalthätige, der träge, der weibische, der wollüstige weisaget im Gegentheil dem, der ihn hat, den Untergang, und allen, die mit ihm etwas zu thun haben, Unglück. Die erste Gemüthsart hat wenigstens alle  
Schön-

Schönheit, die der vollkommensten Maschine, die je zu der Erreichung der nützlichsten Absichten erfunden worden, nur irgend zukommen kann, und die andere alle Häßlichkeit der unschicklichsten und plumpestern. Welche Einrichtung der Regierung kann so sehr darauf abzielen, die Glückseligkeit der Menschen zu befördern, als das allgemeine Uebergewicht der Weisheit und Tugend? Eine jede Regierung ist nur ein unvollkommenes Hülfsmittel gegen den Mangel von beiden. Was für eine Schönheit man also auch immer der bürgerlichen Regierung wegen ihrer Nützlichkeit zuschreiben mag, die muß in einem weit höhern Grade diesen zugeeignet werden. Welche bürgerliche Verfassung kann an der andern Seite so verderblich und zerstörend seyn als die Laster der Menschen? Die unglücklichen Wirkungen schlechter Regierungen entspringen bloß daher, daß sie nicht genugsam gegen die Nachteile schützen, wozu die menschliche Bosheit Gelegenheit giebt.

Diese Schönheit und Häßlichkeit, die den Characteren der Menschen wegen ihrer Nützlichkeit oder Schädlichkeit eigen zu seyn scheint, rühren auf eine besondere Art diejenigen, die die Handlungen und das Verhalten der Menschen in einem abstracten und philosophischen Lichte zu

zu betrachten gewohnt sind. Wenn ein Philosoph sich hinsetzt zu untersuchen, warum gütige Besinnungen gebilliget und grausame verworfen werden, so bildet er sich nicht allemal auf eine klare und deutliche Art den Begriff von einer besondern Handlung der Grausamkeit oder der Güte, sondern er befriediget sich gemeiniglich mit dem dunkeln und unbestimmten Begriff, den die allgemeinen Namen dieser Eigenschaften ihm beibringen. Die Glücklichkeit und Unglücklichkeit der Handlungen aber, ihr Verdienst und ihre Schuld ist doch nur in besondern Beispielen sehr merklich und sichtbar. Nur alldenn, wenn einzelne Fälle angeführt werden, bemerken wir deutlich die Uebereinstimmung oder Nicht-Uebereinstimmung zwischen unsern Besinnungen und den Besinnungen des Handelnden; nur alldenn fühlen wir eine gesellige Dankbarkeit gegen ihn in dem einen, und einen sympathetischen Unwillen in dem andern Fall erwachen. Betrachten wir Tugend und Laster bloß auf eine allgemeine und abstracte Art, so scheinen die Eigenschaften, wodurch sie diese verschiedene Empfindungen erregen, größtentheils zu verschwinden, und die Empfindungen selbst regen sich schwach und unmerklich. Dagegen aber scheinen die glücklichen Wirkungen der Tugend und die traurigen Folgen des Lasters

laster's uns desto stärker in die Augen zu fallen, und vor allen andern Eigenschaften gleichsam hervorzustechen und sich zu unterscheiden.

Eben der scharfsinnige und angenehme Schriftsteller, der zuerst die Ursache angegeben, warum das, was nützlich ist, gefällt, ist von dieser Betrachtung der Dinge so gerührt worden, daß er unsere ganze Billigung der Tugend in die Empfindung dieser Art von Schönheit, die aus dem Anschein des Nutzens entspringet, auflöset. Er bemerkt zu dem Ende, daß keine Eigenschaften der Seele als tugendhaft gebilliget werden, ausser denen, die entweder dem, der sie besitzt, oder andern nützlich und angenehm sind, und daß keine als lasterhaft verworfen werden, ausser denen, die eine gegenseitige Wirkung haben. Und in der That scheint die Natur unsere Empfindungen des Lobes und des Tadels nach dem Nutzen sowohl der Gesellschaft überhaupt, als auch ihrer einzelnen Mitglieder so glücklich abzumessen und geordnet zu haben, daß es, glaube ich, nach den strengsten Untersuchungen durchgängig so wird befunden werden. Dem ohngeachtet behaupte ich doch, daß die Betrachtung dieser Nützlichkeit oder Schädlichkeit nicht die erste und nicht die vornehmste Quelle unsers Beifalls oder unsers Tadels ist. Daß diese Empfindungen

bungen durch die Vorstellung der Schönheit und Nützlichkeit, die aus dieser Nützlichkeit oder Schädlichkeit entspringet, erhöht und verstärkt werden, das ist unstreitig, und ich gebe es zu. Aber dabei sage ich, daß sie ursprünglich und wesentlich von dieser Vorstellung verschieden sind.

Denn erstlich scheint es unmöglich, daß die Billigung der Tugend eine Empfindung von eben der Art seyn sollte, wie diejenige, mit welcher wir ein bequemes und gut eingerichtetes Gebäude billigen, und daß wir keine andere Ursache haben sollten einen Menschen zu loben, als diejenige, aus welcher wir ein Schrank mit Auszügen rümen.

Zweitens wird es bei näherer Untersuchung erhellen, daß die Nützlichkeit einer Bemühts-Erfassung selten der erste Grund unserer Billigung ist, und daß die Empfindung des Beifalls allezeit ein Gefühl von Schicklichkeit, das von der Vorstellung des Nutzens gänzlich verschieden ist, in sich schließt. Wir können das in Ansehung aller Eigenschaften, die als tugendhaft gebilliget werden, bemerken, sowohl derer, die nach diesem System ursprünglich als nützlich für uns selbst geschätzt, als auch derer, die wegen ihrer Nützlichkeit für andere gepriesen werden.

Zu den Eigenschaften, die uns selbst die nützlichsten sind, gehört zuerst, vorzügliche Vernunft und Verstand, wodurch wir fähig sind die entfernten Folgen aller unserer Handlungen zu erkennen, und den Vorteil oder Schaden voranzusehen, der wahrscheinlich aus ihnen entspringen wird; zweitens die Selbst-Beherrschung, wodurch wir in den Stand gesetzt werden, uns ein gegenwärtiges Vergnügen zu versagen, oder einen gegenwärtigen Schmerz zu leiden, um in einer künftigen Zeit ein größeres Vergnügen zu erhalten, oder einen größern Schmerz zu vermeiden. In der Vereinigung dieser beiden Eigenschaften besteht, die Tugend der Klugheit, eine Tugend, die für das einzelne Beste eines jeden unter allen die nützlichste ist.

In Ansehung der ersten dieser Eigenschaften ist es schon oben bei Gelegenheit bemerkt worden, daß vorzügliche Vernunft und Verstand als richtig, regelmäßig und accurat, nicht aber bloß als nützlich und vortheilhaft gebilliget werden. Die Kräfte der menschlichen Vernunft haben sich in ihrer größten und wunderbarsten Stärke hauptsächlich in den tief sinnigen Wissenschaften, besonders in den höhern Theilen der Mathematik gezeigt. Indessen fällt doch die Nützlichkeit dieser Wissenschaften entweder für das gemeine oder für das besondere Beste eines jeden nicht so gleich in die Augen, und sie zu beweisen

beweisen wird eine Untersuchung erfordert, die nicht allezeit leicht kann verstanden werden. Ihre Rüge war es also nicht, der sie zuerst der allgemeinen Bewunderung empfahl. Darauf wurde nur wenig gedrungen, bis man es nöthig fand, die Vorwürfe derer abzuweisen, die, weil sie selbst keinen Geschmack an solchen erheblichen Entbehrungen hatten, sich Mühe gaben, sie als unnützlich herabzusetzen.

Auf gleiche Art wird die Selbst-Beherzschung, durch welche wir unsere gegenwärtigen Begierden einschränken, um sie demnächst bei eines andern Gelegenheit desto völliger zu befriedigen, nicht allein weil sie nützlich ist, sondern auch, weil sie schicklich ist, gebilliget. Wenn wir auf die Art handeln, so scheinen die Empfindungen, die auf unser Verhalten einen Einfluß haben, mit den Empfindungen des Zuschauers genau übereinzutreffen. Dieser föhlet die Reizungen unserer gegenwärtigen Begierden nicht. Ihm ist das Vergnügen, das wir nach einer Woche, oder nach einem Jahre genießen werden, eben so interessant, als das, was wir in diesem Augenblick genießen wollen. Wenn wir also dem Gegenwärtigen zu gefallen das Künftige aufopfern, so scheint unser Verhalten ihm im höchsten Grad ungereimt und ausschweifend, und er kann den Befinnungen, wonach wir es einrichten, nicht beipflichten. Da-  
gegen



gegen, wenn wir uns des gegenwärtigen Vergnügens enthalten, um ein größeres künftiges Vergnügen uns sicher zu machen, wann wir so handeln, als ob der entfernte Gegenstand uns eben so sehr interessirte, als der, welcher unmittelbar auf unsere Sinne wirkt, so kann er, da seine Befinnungen mit den unsrigen genau übereinstimmen, nicht umhin, unser Verhalten zu billigen; und, weil er aus der Erfahrung weiß, wie wenige dieser Selbst-Beherrschung fähig sind, so betrachtet er unser Bezeigen mit einem hohen Grade von Hochachtung und Bewunderung. Daher entsteht die vorzügliche Achtung, womit alle Menschen von Natur eine gesetzte Ständhaftigkeit in der Ausübung der Sparsamkeit, des Fleißes und der Geschäftigkeit ansehen, wenn sie gleich keinen andern Zweck hat, als sich zu bereichern. Die entschlossene Festigkeit eines Menschen, der auf die Art handelt, und der, um ein großes, obgleich entferntes Gut zu erreichen, nicht allein alle gegenwärtigen Vergnügen aufgibt, sondern auch die größte Arbeit des Leibes und der Seele übernimmt, nöthigt uns nothwendig an fernem Beifall ab. Die Vorstellung seines Vortheils und seiner Glückseligkeit, die sein Verhalten zu regieren scheint, ist genau dem Begriffe gleich, den wir uns natürlicher Weise davon machen. Hier ist die vollkommenste Ueberein-

B b 2

stimmung

Stimmung zwischen seinen Empfindungen und unsern eigenen, und zwar eine Uebereinstimmung, die wir nach der Erfahrung, welche wir von der gewöhnlichen Schwachheit der menschlichen Natur haben, mit recht nicht erwarten konnten. Daher billigen wir nicht allein, sondern wir bewundern so gar sein Bezeigen, und schätzen es eines vorzüglichen Lobes würdig. Das Bewußtseyn dieser verdienten Billigung und Achtung ist allein fähig, den, der so handelt, in dieser Art des Betragens beständig zu erhalten. Das Vergnügen, welches wir nach zehn Jahren genießen werden, interessiert uns so wenig in Vergleichung mit dem, das wir heute genießen können, die Begierde, die das erste erregt, ist natürlicher weise so schwach in Vergleichung mit der heftigen Leidenschaft, die das andere entzündet, daß das eine dem andern nie das Gleichgewicht würde halten können, wenn es nicht durch das Gefühl von Schicklichkeit, durch das Bewußtseyn, daß wir eine allgemeine Achtung und Beifall verdienen, wenn wir auf die eine Art handeln, und, wenn wir anders verfahren, die eigentlichen Gegenstände einer eben so allgemeinen Verachtung und Verspottung werden, eine neue Stärke erhielte.

Ehre, Gerechtigkeit, Edelmut und Patriotismus sind Eigenschaften, die andern am nützlichsten sind.

nächststen Grad. Worin die Schicklichkeit der Güte und Gerechtigkeit besteht, ist schon vorher bei Gelegenheit erklärt worden, da wir gezeigt, wie sehr unsere Hochachtung und Billigung dieser Eigenschaften von der Uebereinstimmung zwischen den Gefinnungen des Handelnden und des Zuschauers abhängen.

Die Schicklichkeit der Edelmut und des Patriotismus hat mit der Gerechtigkeit einetlei Principium zum Grunde. Die Edelmut ist von der Menschlichkeit verschieden. Diese beiden Eigenschaften, die auf den ersten Blick so nahe verwandt scheinen, sind oft bei einer Person getrennt. Menschlichkeit ist die Tugend des Weibes, Edelmut, des Mannes. Das schöne Geschlecht, das gemeinlich weit mehr Bärtlichkeit hat als das unsrige, hat selten so viel Edelmut. Das Frauenzimmer selten eine ansehnliche Ehrentug machen, ist eine Bemerkung des bürgerlichen Geistes. (\*) Die Menschlichkeit besteht bloß in dem feinen Mitgefühl des Zuschauers mit den Empfindungen der Haupt-Personen, so daß er trauert, wenn sie leiden, über das Unrecht, das sie erdulden, Unwillen, und über ihr Glück Freude empfindet. Die menschlichen Handlungen erfordern keine Selbst-Verläugnung, keine Selbst-Verherrlichung, keine große Stärke des Gefühls von

B b j      Schick-

(\*) Mulieres 1710 domare solent.

**Echtheit.** Es besteht hierin, daß man das thut, was und wie seine Sympathie von selbst trägt. Wer der Edelmut ist es ganz anders. Wer hat sie eckelnd, außer wenn wir in gewisser Weise einen andern und selbst versichern, und einen großen und wichtigen eigenen Vorteil dem gleichen Vorteile eines Freundes oder eines Vorgesetzten aufopfern. Wer seine Ansprüche auf eine Verdiennung aufgibt, weil er glaubt, daß die Verdienste eines andern ihm ein größeres Recht dazu geben, wer sein Leben in Gefahr setzt, um das Leben eines Freundes zu retten, welches er für wichtiger hält, der thut es nicht aus Menschlichkeit, oder weil er das was andere angeht, liebster führt, als das, was ihn selbst betrifft. Beide betrachten vielmehr die entgegengesetzten Vorteile des andern, und die Thigen nicht in dem Maße, worin sie natürlich Weise ihnen selbst erscheinen, sondern in dem, worin sie andern erscheinen. Jedem Zuschauer mag die Erhaltung oder die Erhaltung dieser andern Person ansehnlicher sein, als die Thige. Aber sie selbst kann je das nicht sein. Wenn sie also dem Vorteil dieser andern Person ihren eigenen aufopfern, so bekommen sie sich selbst nach den Eigenschaften des Zuschauers, und ihre Verdiennt geht so weit, daß sie mit Aufopferung ihrer selbst denen Vorstellungen, die

die

die natürlicher Weise einer jeden dritten Person auffallen müssen, gemäß handeln. Der Soldat, der in einer Schlacht sein Leben wagt, um das Leben seines Hauptmannes zu verteidigen, würde vielleicht von dem Tode desselben sehr wenig geküret werden, wenn ihm nichts davon zur Last gelegt werden könnte, und ein kleines Unglück, das ihn selbst befallen, würde eine weit lebhaftere Bekümmerniß bei ihm erwecken. Wenn er sich aber bestrebet so zu handeln, daß er Beifall verdienet, und der unparteiische Zuschauer den Triebfedern seines Verhaltens bestimmen muß, so fület er, daß einem jeden außer ihm selbst sein eigenes Leben im Vergleichung mit dem Leben seines Officiers nur eine Kleinigkeit ist, und daß er, wenn er das erste dem andern aufopfert, völlig schicklich und den natürlichen Empfindungen eines jeden, dem es persönlich nicht angehet, gemäß handelt.

Mit den größern Beweisen des Patriotismus verhält es sich nicht anders. Wenn ein junger Officier sein Leben in Gefahr setzt, das Gebiet seines Herrn durch einen unbedächtlichen Zusatz zu erweitern, so geschieht es nicht deswegen, weil die Eroberung dieser neuen Herrschaft für ihn wünschenswürdiger ist, als die Erhaltung seines eigenen Lebens. Ihm ist dasselbe unendlich schätzbarer als die Eroberung

rung eines ganzen Königreichs für den Staat,  
 welchen er dienet. Wenn er aber diese beiden  
 Gegenstände mit einander vergleicht, so betrach-  
 tet er sie nicht in dem Lichte, worin sie na-  
 türlich ihm selbst erscheinen, sondern in dem,  
 worin sie der Nation, für welche er sieht, er-  
 scheinen werden. Für diese ist der glückliche  
 Erfolg des Krieges von der größten; das Leben  
 einer Privat-Person kaum von einiger Wich-  
 tigkeit. Wenn er sich selbst in ihren Plag  
 stellt, so fühlt er den Augenblick, daß er mit  
 seinem Blut nicht zu verschwenderisch seyn  
 kann, wenn er dadurch, daß er es vergießt,  
 einen so schätzbaren Endzweck befördern kann.  
 Und darin, daß er aus einem Gefühl der  
 Pflicht und der Schicklichkeit die stärksten Nei-  
 gungen der Natur bekämpft, besteht das He-  
 roische seines Verhaltens. Mancher brave En-  
 gekländer, der in seinem Privat-Stande über  
 den Verlust einer Guinee eine erashaftere Un-  
 ruhe empfinden würde, als über den National-  
 Verlust von Minorca, würde doch, wenn es in  
 seiner Gewalt gestanden, diese Besung zu ver-  
 theidigen, sein Leben tausendmal lieber auf-  
 geopfert haben, als es durch seine Schuld in  
 die Hände der Feinde fallen lassen. Als  
 der erste Brutus seine Eddue zur Todes-Strafe  
 hinführen ließ, weil sie sich gegen die Freiheit  
 Roms verschworen, so opferte er die Neigung

die ihm, wenn er sein eigenes Herz in Rathe gezogen, die stärkere würde geschehen haben, ver schwächern auf. Der Todt seiner Söhne mußte ihm natürlicher Weise weit mehr unangenehme Empfindung machen, als aller Nachtheil, den Rom davon konnte gelitten haben, wenn ihm ein so grosses Beispiel gefehlet hätte. Er betrachtete sie aber nicht mit den Augen eines Vaters, sondern eines römischen Bürgers. In die Empfindungen dieses leyten Characters setzte er sich so völlig hinein, daß er gar nicht auf das Band achtete, wodurch er mit ihnen verbunden war. Dem römischen Bürger schienen die Söhne, selbst des Brutus, verächtlich, so bald sie mit dem kleinsten Vortheil von Rom auf die Waagschale gelegt wurden. In diesen und allen andern Fällen dieser Art gründet sich unsere Bewunderung nicht so wol auf den Nutzen als auf die unerwartete und eben deswegen grosse, edle und erhabene Schicklichkeit solcher Handlungen. Der Nutzen giebt ihr unstrittig, wenn er uns zu Gesichte kommt, eine neue Schönheit, und empfiehlt sie eben deswegen unserem Urtheile noch mehr. Diese Schönheit wird aber doch vornehmlich nur von denen, die viel Ueberlegung und Nachdenken haben, bemerkt, und ist auf keine Art die Eigenschaft, die solche Handlungen den natürlichen Empfindungen des grossen Hauffens empfiehlt.

B b 5

E4

Es wird nicht undienlich seyn, hier noch anzumerken, daß die Empfindung des Beifalls, in so fern sie aus der Vorstellung der Schönheit entspringet, die die Nützlichkeit giebt, ganz und gar keine Beziehung auf die Empfindungen anderer hat. Wäre es daher möglich, daß ein Mensch ohne aller Verbindung mit der Gesellschaft zu männlichen Jahren aufwachsen könnte, so könnten dem obgeachtet seine Handlungen ihm angenehm oder unangenehm seyn, weil sie auf sein Glück oder auf seinen Schaden abzielen. Er könnte eine Schönheit von dieser Art in der Klugheit, Mäßigkeit und gutem Verhalten, und eine Häßlichkeit in dem entgegengeetzten Bezeigen wahrnehmen. In dem einen Fall könnte er seine Gemüths-Fassung und Character mit der Art von Vergnügen betrachten, womit wir eine gut eingerichtete Maschine ansehen, und in dem andern mit dem Mißfalle und Mißvergnügen, womit wir ein sehr plummes und ungeschicktes Kunstwerk betrachten. Da diese Vorstellungen indessen bloß eine Sache des Geschmacks sind, und alle Schwäche und Feinheit der Art von Vorstellungen haben, auf deren Richtigkeit das, was eigentlich Geschmack heißt, sich gründet, so werden sie wahrscheinlich in seinem einsamen und verlassenem Zustande nicht sonderlich bemerkt werden. Sollten sie ihm auch aufstossen, so werden



werden sie doch, vor seiner Verbindung mit der Gesellschaft auf keine Art eben die Wirkung bei ihm haben, die sie nach dieser Verbindung hervorbringen würden. Bei dem Bedanken an diese Höflichkeit würde keine innere Scham ihn niederschlagen; und eben so wenig würde bei dem Bewußtseyn der gegenseitigen Schönsheit ein geheimer Triumph der Seele ihn erheben. Er würde in dem einen Fall über die Vorstellung, daß er Belohnung verdiente nicht frohlocken, und in dem andern bei dem Gedanken, daß er strafwürdig sei, nicht erzittern. Alle diese Empfindungen setzen den Begriff eines obren Wesens voraus, das der natürliche Richter dessen ist, der sie sälet, und bloß durch die Sympathie mit den Entscheidungen dieses höchsten Richters, kann er entweder den Triumph der Selbst-Zufriedenheit, oder die Scham der Selbst-Verwerfung empfinden.

## Fünfter Theil.

Von dem Einfluß der Gewohnheit und der Mode auf die Empfindungen der moralischen Billigung und Mißbilligung.

besteht aus einem Abschnitt.

### Erstes Hauptstück.

Von dem Einfluß der Gewohnheit und Mode auf unsere Begriffe von Schönheit und Häßlichkeit.

Nusser den schon erwähnten Principien, giebt es noch andere, die auf die moralischen Empfindungen der Menschen einen beträchtlichen Einfluß haben; und die vornehmsten Ursachen der mancherlei unregelmäßigen und uneinigen Meinungen sind, die bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeit-Ältern über das, was lobens oder tadelnswürdig ist, herrschen. Diese sind Mode und Gewohnheit, die ihre Herrschaft

schaft über unsere Urtheile in Ansehung der Schönheit von jeder Art sehr weit erstrecken.

Wenn zwei Gegenstände sehr oft mit einander gesehen worden, so erwirbt sich unsere Einbildungskraft eine Fertigkeit von dem einen sehr leicht zu dem andern überzugehen. Erblicken wir den ersten, so machen wir uns die sichere Rechnung, daß der andere folgen wird. Sie bringen sich uns von selbst ins Gedächtniß und unsere Aufmerksamkeit fällt sehr leicht von dem einen auf das andere. Wäre gleich unabhängig von der Gewohnheit keine wirkliche Schönheit in ihrer Vereinigung, so fühlten wir doch, wenn sie dieselben einmal so verbunden hat, einen Mangel, wenn sie getrennet werden. Das eine, denken wir, ist läppisch, wenn es ohne seiner gewöhnlichen Gesellschaft erscheint. Wir vermissen etwas, das wir gewis erwarteten, und die gewöhnliche Reihe und Folge unserer Begriffe wird durch diese schlagene Erwartung gestört. Einer Kleidung zum Beispiel, scheint etwas zu fehlen, wenn sie den unbedeutendsten Zierrath nicht hat, der sie gewöhnlich begleitet, und wir finden in der Abwesenheit auch eines Rock-Knopfes etwas kleines und wiederliches. Ist in der Verbindung eine natürliche Schicklichkeit, so vermehret die Gewohnheit unser Gefühl davon, und machet daß eine andere Einrichtung und Stellung uns

noch

noch unangenehmer wird, als sie sonst würde gewesen seyn. Diejenigen, die gewohnt sind, Sachen von gutem Geschmack zu sehen, finden alles was grob und plump ist, noch anstößiger. Ist die Verbindung unschicklich, so hat doch die Gewohnheit die Kraft, das Gefühl von der Unschicklichkeit, wo nicht ganz aufzuheben, doch zu vermindern. Diejenigen, die zu schmutziger Unordnung gewohnt sind, verlieren alles Gefühl von Reintigkeit und Zierlichkeit. Die Moden in Kleidung oder Hausrath, die fremden lächerlich scheinen, machen denen, die dazu gewohnt sind, keinen Anstoß.

Die Mode ist von der Gewohnheit verschieden, oder vielmehr eine besondere Art davon. Das ist nicht Mode, was jedermann trägt, sondern was diejenigen tragen, die vom höhern Range oder Character sind. Die ausständigen, ungezwungenen und einnehmenden Sitten der Großen, mit dem Reichthum und der Pracht ihrer Kleidung verbunden, geben selbst der Form, worin es ihnen gefällt sie zu tragen, Annehmlichkeit und Würde. So lange sie fortfahren, diese Form zu gebrauchen, ist sie in unserer Einbildung mit dem Begriff von etwas, das artig und prächtig ist, verbunden, und sollte sie auch an sich selbst noch so gleichgültig seyn, so scheint es doch, wegen dieser Beziehung daß sie etwas an sich hat, das auch artig

artig und prächtig ist. So bald sie dieselbe ablegen, so verliert sie alle Annehmlichkeit, die sie vorher zu besitzen geschienen, und, da sie nun bloß von den niedrigeren Classen des Volks gebraucht wird, so scheint sie von ihrer Niedrigkeit und Plumpheit etwas an sich zu nehmen.

Von der Kleidung und von dem Hausgeräthe gesteht es jeder ein, daß sie unter der Herrschaft der Mode und der Gewohnheit stehen. Der Einfluß derselben ist indessen nicht in eine so enge Sphäre eingeschränkt, sondern erstreckt sich auf alles, was in einiger Absicht der Gegenstand des Geschmacks, der Kunst, der Poesie und Danksunft ist. Die Moden im Putz und in dem Hausrathe ändern sich beständig, und da die Mode heute lächerlich scheint, die fünf Jahr vorhin bewundert wurde, so sind wir aus der Erfahrung überzeugt, daß sie lediglich der Mode und der Gewohnheit ihr Ansehen zu danken hatte. Kleidungen und Möbeln sind aus nicht sehr dauerhaftem Stoffe gemacht. Ein gut gemachter Rock ist in einem Jahre abgetragen, und kann nicht länger den Schnitt, nach welchem er gemacht ist, als modisch fortpflanzen. Die Moden in den Möbeln verändern sich nicht so schnell, als die in der Kleidung, weil der Stoff dazu gemeiniglich dauerhafter ist. In fünf oder sechs Jah,

Jahren leiden sie aber doch eine gänzliche Revolution, und jeder Mensch erlebt es, daß die Mode sich zu seiner Zeit auf vielfache Art verändert. Die Werke der andern Künste sind weit dauerhafter, und wenn sie mit Geschmack gearbeitet sind, so können sie ihre besondere Gestalt weit länger zur Mode machen. Ein gut angelegtes Gebäude kann viele Jahrhunderte stehen, eine schöne Urie kann manchen Geschlechtsfolgen hintereinander durch eine Art von Tradition überliefert werden, ein gut geschriebenes Gedicht kann so lange dauern als die Welt, und eben daher können sie auf viele Zeitalter den besondern Styl, den besondern Geschmack und die Manier, wornach sie fertiget sind, im Gange erhalten. Wenige Menschen erleben es, daß sie zu ihrer Zeit die Mode in einer von diesen Künsten sich beträchtlich verändern sehen. Wenige Menschen haben so viel Erfahrung und Bekanntschaft mit den verschiedenen Moden, die in entfernten Zeitaltern und bei entfernten Völkern geherrscht haben, daß sie sich völlig mit ihnen versöhnen, oder zwischen ihnen und dem, was zu ihrer Zeit und in ihrem eigenem Lande eingeführt ist, unpartheiische Schiedsrichter seyn könnten. Wenige Menschen sind daher geneigt zu gesehen, daß Mode oder Gewohnheit auf ihre Urtheile über das, was schön ist, oder, mit andern

andern Worten, über die Werke der Kunst, einen großen Einfluß hat, sie bilden sich vielmehr ein, daß alle die Regeln, die ihrer Meinung nach in einer jeden müssen beobachtet werden, auf Vernunft und Natur, nicht aber auf Vorurtheil und Gewohnheit gegründet sind. Eine sehr kleine Aufmerksamkeit kann sie indessen von dem Gegenteil belehren, und sie überzeugen, daß die Herrschaft der Gewohnheit und Mode über Putz und Kleidung nicht unumschränkter ist, als über Baukunst, Poesie und Musik.

Kann, z. E. wohl einige Ursache angegeben werden, warum das Dorische Gesimse einer Säule, deren Höhe acht Diametern gleich ist, die jonische Schnecke einer von neunem, und das Corinthische Laubwerk einer von zehnem, eigenthümlich zukommt? Die Schicklichkeit einer jeden von diesen Bestimmungen kann auf nichts als auf Gewohnheit und Gebrauch gegründet seyn. Da das Auge dazu gewöhnt worden, eine besondere Proportion mit einem besondern Zierrath verbunden zu sehen, so würde es beleidiget werden, wenn sie nicht miteinander vereiniget wären. Jede dieser fünf Ordnungen hat ihre besondern Zierrathen, die nicht gegeneinander vertauschet werden können, ohne allen denen, die etwas von den Regeln der Baukunst verstehen, einen Anstoß zu geben. Einige Baumeister stehen zwar in den Gedanken, daß die Alten einen  
 G c jeden

jeden Ordnung ihre eigenthümlichen Zierrathen mit so feinem Verstande zugerathet haben, daß keine andere eben so passliche an ihre Stelle gesetzt werden können. Es scheint aber doch ein wenig schwerer zu begreifen, daß diese Formen, ob sie gleich unstreitig sehr angemessen sind, die einzigen seyn sollten, die sich vor diese Proportionen schickten, oder daß nicht fünf hundert andere seyn könnten, die nicht vor allem einzuführenden Gebrauch ihnen eben so wohl gemäß wären. Wenn indessen die Gewohnheit besondere Regeln im Tausen festgesetzt hat, so ist es, falls sie nur nicht ganz unvernünftig sind, thöricht, sich es einfallen zu lassen, sie gegen andere, die bloß gleich gut sind, oder auch gegen solche, die, was die Schönheit und Zierlichkeit betrifft, einen kleinen Vorzug vor ihnen haben, zu wechseln. Ein Mensch würde lächerlich seyn, der sich mit einer Kleidung, die von derjenigen, die gewöhnlich getragen wird, gänzlich verschieden ist, öffentlich wolke sehen lassen, und wenn sie auch an sich selbst noch so anständig und zierlich wäre. Eine Ungereimheit von der nemlichen Art würde es auch seyn, ein Haus, nach einem ganz andern Geschmack, als Gewohnheit und Mode vorgeschrieben haben, auszugieren, wenn gleich die neuen Zierrathen an sich selbst denen gewöhnlichen noch vorzuziehen wären.

Den



Den alten Lehrern der Redekunst zu Folge war ein gewisses Sylbenmaaß seiner Natur nach jeder besondern Gattung der Gedichte eigentümlich, weil es den Character, die Empfindung, oder Leidenschaft, die darinnen herrschen sollte, natürlich ausdrückte. Ein Vers, sagten sie, schicke sich zu ernsthaften, ein anderer zu muntern Versen, und diese, dachten sie, könnten nicht ohne der größten Unschicklichkeit verwechselt werden. Die Erfahrung der neuern Zeiten scheint indessen doch diesem Grundsatz zu widersprechen, ob er gleich an sich selbst ein sehr wahrscheinliches Ansehen hat. Was im Englischen der Burleske Vers ist, das ist in Französischen der Heroische. Die Trauerspiele von Racine und die Henriade von Voltaire haben eben das Sylbenmaaß mit diesem *Thus said to my lady the Knight full of care*. Dagegen ist der Burleske Vers im Französischen fast derselbe mit dem Heroischen von zehn Sylben im Englischen. Die Gewohnheit hat gemacht, daß die eine Nation die Begriffe vom Ernst, Erhabenheit und Feierlichkeit mit dem Maaß verbindet, das die andere mit dem, was munter, lustig und possierlich ist, verbunden hat. Nichts würde im Englischen ungereimter scheinen, als eine Tragedie, die in dem Alexandrinischen Verse der Franzosen geschrieben wäre, und nichts im Französischen ungereimter, als ein Werk von eben der Art in Versen von zehn Sylben.

Ct 2

Ein

Ein großer Künstler ist fähig, in den festgesetzten Moden einer jeden von diesen Künsten eine beträchtliche Veränderung hervorzubringen, und eine neue Mode zu schreiben, zu spielen, oder zu bauen einzuführen. Da die Kleidung eines angenehmen Mannes von hohen Range sich selbst empfiehlt, und, so sonderbar und fantastisch sie auch seyn mag, bald bewundert und nachgeahmet wird, so empfehlen auch die ungemeinen Vorzüge eines großen Meisters seine Besonderheiten und seine Manier wird der modische Styl in der Kunst, die er ausübet. Der Geschmack der Italiener in der Musik und Baukunst hat in diesen fünfzig Jahren eine beträchtliche Veränderung erlitten, und zwar durch die Nachahmung der Besonderheiten einiger fürtrefflichen Meister in einer jeden von diesen Künsten. Seneca wird von Quintilian beschuldigt, daß er den Geschmack der Römer verdorben, und anstatt der Majestätischen Vernunft und der männlichen Beredsamkeit eine frivolam orationem eingeführt. Dem Sallust und Tacitus ist eben das, wiewohl auf eine verschiedene Art zur Last gelegt worden. Sie haben, sagt man, einen Styl aufgebracht, dem, ob er gleich in höchsten Grad concis, zierlich, expressiv ja selbst poetisch ist, es doch an Leichtigkeit, Einfach und Natur fehlt, und der augenscheinlich die Frucht der mühsamsten und ausstudirtesten Affectation war. Wie viele

viele groſſe Eigenschaften muß der Künſtler beſitzen, der auf die Art ſelbſt ſeine Fehler annehmen machen kann? Nach dem Ruhm, den Geſchmack ſeiner Nation zu verfeinern, kann vielleicht einem Autor kein größeres Lob gegeben werden, als wenn man ſagt, daß er ihn verdorren. In unſerer eigenen Sprache haben Pope und Swift in allen Werken, die in Reimen geſchrieben werden, eine Manier eingeführt, die von der damahls üblichen ganz verſchieden iſt, der erſte in langen Verſen, der andere in kurzen. Die Feinheit des Buttler hat der Simplicität des Swift Platz gemacht. Die ungebundene Freiheit des Dryden, und die correcte, aber oft langweilige und profaiſche Mattigkeit des Adiſon ſind nicht mehr Gegenſtände der Nachahmung, ſondern alle lange Verſe werden oft nach der Art der nervöſen Precision von Pope geſchrieben.

Die Werke der Kunſt liegen aber nicht allein in dem Gebiete der Herrſchaft und der Mode. Dieſe beherrschen gleichfalls unſere Urtheile über die Schönheit der natürlichen Dinge. Was für manigfaltige und entgegengeſetzte Formen werden nicht in den verſchiedenen Gattungen der Dinge für ſchön erklärt! Die Proportionen, die in dem einen Puncte bewundert werden, ſind gänzlich von denen verſchieden, die man bey andern hochſchätzt. Jede Claſſe der Dinge hat ihre

re eigene besondere Bildung, die gelobt wird, und ihre eigene Schönheit, die von der Schönheit einer jeden andern Gattung verschieden ist. Auf diesen Grund bauet ein gelehrter Jesuit, der Vater Buffier, wenn er behauptet, daß die Schönheit einer jeden Sache in der Form und Farbe besteht, die in der besondern Gattung, wozu sie gehöret, die gewöhnlichste ist. So liegt in der menschlichen Gestalt die Schönheit eines jeden Zuges in einer gewissen Mitte, die von der Mannigfaltigkeit der andern Gestalten, die häßlich sind, gleich weit unterschieden ist. Eine schöne Nase, zum Exempel ist diejenige, die weder sehr lang noch sehr kurz, weder sehr gerade noch sehr krumm ist, sondern die zwischen allen diesen Extremen das Mittel hält, und von einer jeden andern Nase weniger unterschieden ist, als sie alle untereinander sind: Dies ist die Form, die die Natur bey ihnen allen zur Absicht gehabt zu haben scheint, in welcher sie aber doch auf sehr mannigfaltigen Wegen abweicht, und die sie selten ganz genau trifft; mit welchen aber doch alle diese Abweichungen eine sehr starke Aehnlichkeit haben. Wenn eine Zahl von Copien nach einem Muster gemacht sind, so können sie dasselbe alle in manchen Absichten verfehlen, sie werden aber doch alle demselben ähnlicher, als sich unter einander seyn, der allgemeine Character des Vorbildes wird durch alle laufen, die seltsamsten und schlech-

schlechtesten werden diejenigen seyn, die am meisten davon abweichen, und ob gleich sehr wenige es ganz genau treffen, so werden doch die richtigsten Abrisse mit den nachlässigsten eine größere Aehnlichkeit, als diese mit einander haben. Auf gleiche Art trägt in einer jeden Gattung von Geschöpfen, das was das schönste ist, die stärksten Charactere der allgemeinen Fabric der Gattung, und hat die genaueste Aehnlichkeit mit dem größeren Theile der einzelnen Dinge, zu deren Classen es gehöret. Dagegen entfernen sich Ungeheuer, oder das, was vollkommen häßlich ist, am weitesten davon, und haben mit der Allgemeinheit der Gattung, wozu sie gerechnet werden, die wenigste Aehnlichkeit. So ist die Schönheit einer jeden Gattung, ob sie gleich in einem Verstande höchst selten ist, weil wenige Individua diese mittlere Gestalt genau treffen, in einem andern Verstande die gemeinste, weil alle Abweichungen davon mehr Aehnlichkeit mit ihr, als mit sich selbst unter einander haben. Diesem Schriftsteller zu folge ist demnach die gewöhnlichste Gestalt in einer jeden Gattung von Dingen auch die schönste. Und daher kommt es, daß eine große Übung und Erfahrung in der Betrachtung jeder Arten von Dingen erfordert wird, ehe wir von ihrer Schönheit urtheilen oder wissen können, worin diese mittlere und gewöhnlichste Gestalt bestehet. Wer aber die Schönheit des

menschlichen Körpers mit dem feinsten Verstande  
 beurtheilen kann, wird dadurch noch nicht geschick-  
 ter seyn, über die Schönheit der Blumen, der  
 Pferde, oder einer andern Art von Dingen zu  
 urtheilen. Einer gleichen Ursache ist es zuzuschrei-  
 ben, daß unter verschiedenen Himmelsstrichen und  
 an allen Orten, wo verschiedene Gewohnheiten  
 und Lebensarten Platz gefunden, auch verschiede-  
 ne Begriffe von der Schönheit einer jeden Gat-  
 tung herrschen, so wie diese gleichfalls nach sol-  
 chen Umständen eine verschiedene Bildung em-  
 pfängt. Die Schönheit eines Mohrischen Pfer-  
 des ist mit der Schönheit eines Englischen nicht  
 genau einerlei. Was für verschiedene Urtheile wer-  
 den nicht bey verschiedenen Völkern über die  
 Schönheit der menschlichen Gestalt und Bildung  
 gefällt? Eine weiße Haut, ist auf der Küste  
 von Guinea eine anstößige Häßlichkeit. Dicke  
 Lippen und eine flache Nase sind eine Schönheit.  
 Bey einigen Völkern sind lange Ohren, die auf  
 die Schultern herabhängen, die Gegenstände einer  
 allgemeinen Bewunderung. In China wird ein  
 Frauenzimmer, deren Fuß so breit ist, daß sie  
 darauf gehen kann, als ein Ungeheuer der Häß-  
 lichkeit betrachtet. Einige von den wilden Völ-  
 kern in America, binden ihren Kindern vier  
 Bretter um den Kopf, und pressen sie, so lange  
 die Knochen noch nicht weich und knorpelicht sind,  
 in eine Gestalt die fast ein vollkommenes Vier-  
 ed

ed ist. Die Europäer erlauben über die thörichte Grausamkeit eines solchen Gebrauchs, welchem einige Missionarien die seltsame Dummheit der Völker, unter welchen er herrscht, zuschreiben. Indem sie aber diese wilden verdammen, so erinnern sie sich nicht, daß die Frauenzimmer in Europa beinahe ein ganzes Jahrhundert bis noch vor wenig Jahren sich alle Mühe gegeben die schöne Rinde ihrer natürlichen Bildung in eine viereckte Form von gleicher Art zusammen zu pressen, und daß obgleich der mancherlei Verdrehungen der Glieder und Krankheiten, die dieser Gebrauch bekanntermaßen veranlaßt, die Gewohnheit ihn doch unter einigen der gesitteten Nationen, die die Welt vielleicht je gesehen, annehm gemacht.

Das ist das System dieses Gelehrten und scharfsinnigen Schriftstellers über die Natur der Schönheit; deren ganze Reizung seiner Meinung nach daraus zu entspringen scheint, daß sie mit den Eindrücken, die die Gewohnheit der Einbildungskraft in Anschauung der Dinge von jeder besondern Art eingeprägt, zusammentrifft. Ich kann mich indessen doch nicht überwinden zu glauben, daß unser Gefühl auch von äußerlicher Schönheit ganz und allein auf die Gewohnheit gegründet ist. Die Nützlichkeit einer Form, ihre Tüchtigkeit zu den gewöhnlichen Endzwecken, welche zu erreichen sie bestimmt ist, empfiehlt sie uns augenscheinlich,

Cc 5

und

und macht sie uns auch unabhängig von der Gewohnheit angenehmer. Gewisse Farben sind angenehmer als andere, und geben dem Auge gleich das erste mahl, da es sie siehet mehr Vergnügen. Eine glatte Fläche ist angenehmer als eine rauhe. Mannigfaltigkeit ist angenehmer als edelhafter, durch nichts abgewechselte Einformigkeit. Eine verbundene Mannigfaltigkeit, in welcher jede neue Erscheinung durch das, was vorhergieng, hergeführt zu seyn scheint, und worinnen alle zusammengehörende Theile eine natürliche Beziehung auf einander zu haben scheinen, ist weit angenehmer, als eine verflückte und unordentliche Sammlung von verbundenen Gegenständen. Wenn ich aber gleich nicht zugeben kann, daß die Gewohnheit die einzige Quelle der Schönheit ist; so gestehe ich doch gerne, daß kaum eine äußerliche Form so schön sey, daß sie gefallen sollte wenn sie der Gewohnheit ganz entgegen, und alle dem, was wir in dieser besondern Gattung von Dingen sonst gesehen haben, ungleich ist; kaum eine so häßlich, daß sie nicht gefallen sollte, wenn die Gewohnheit sie durchgängig unterschützt, und es uns zur Fertigkeit macht, sie in einem jeden einzelnen Individuum von der Art zu sehen: und in so fern kann ich die Wahrheit dieses scharfsinnigen Systems einräumen.



## Zweytes Hauptstück.

Von dem Einfluß der Gewohnheit und Mode auf  
moralische Eindrücke.

**D**a Gewohnheit und Mode auf unsere Empfindungen in Ansehung einer jeden Art von Schönheit einen so großen Einfluß haben, so kann man nicht erwarten, daß diejenigen die sich auf die Schönheit des Verhaltens beziehen, von der Herrschaft derselben gänzlich ausgenommen seyn sollen. Ihr Einfluß scheint hier aber doch geringer zu seyn als sonst irgend. Vielleicht giebt es keine Norm der äußerlichen Gegenstände, so ungereimt und fantastisch sie auch seyn mag, mit welcher die Gewohnheit uns nicht endlich befreundet, oder die die Mode uns nicht so gar angenehm machen kann. Aber mit den Charactern und mit den Handlungen eines Nero und Claudius kann die Gewohnheit uns nie befreunden. Die Mode kann sie uns nie angenehm machen. Die ersten werden allemal der Gegenstand des Abscheues und des Hasses, die andern der Verachtung und der Verpöthung seyn. Die Regeln nach welchen die Einbildung wirkt, von welcher unser Gefühl von Schönheit abhängt, sind von einer sehr feinen und zarten Natur, und können durch Gewohnheit und Erziehung leicht verfälschet werden: aber die Empfindung der mo-  
rali-

ralischen Billigung und Mißbilligung sind auf die stärksten lebhaftesten Leidenschaften der menschlichen Natur gegründet, und ob sie gleich etwas verdrückt werden können, so können sie doch nie ganz verdrückt werden.

Ob nun aber gleich der Einfluß der Gewohnheit und Mode auf die moralischen Empfindungen nicht völlig so groß ist, so ist er dennoch dem, was er sonst durchgängig ist, vollkommen ähnlich. Treffen sie mit unsern natürlichen Grundgesetzen von Recht und Unrecht zusammen, so erhöhen sie die Feindschaft unserer Empfindungen und vergrößern unsern Abscheu gegen alles, was den Werten sich nähert. Leute, die in guter Gesellschaft auferzogen sind, ich meine in derjenigen, die es wirklich ist, nicht in der, die gemeinlich so genannt wird, die gewohnt sind in denen, mit welchen sie gelebt, und die sie hochgeschätzt, nichts als Gerechtigkeit, Bescheidenheit, Menschlichkeit und gute Ordnung zu sehen, werden von einer jeden Aufführung, die mit den Regeln zu streiten scheint, welche diese Tugenden vorschreiben, um so viel mehr beleidigt, dagegen verachten diejenigen, die das Unglück gehabt, unter Gewaltthätigkeit, Frechheit, Falschheit und Ungerechtigkeit aufzuwachen, wo nicht alles Gefühl von der Unglücklichkeit eines solchen Verhaltens, doch wenigstens alle Empfindung von der schrecklichen Abscheulichkeit desselben, oder

von

von der Nahe und Strafe, die es verdient. Sie sind von ihrer Kindheit damit vertraut geworden. Die Gewohnheit hat es ihnen zur Fertigkeit gemacht, und sie sind sehr geneigt es als den Lauf der Welt anzusehen wie man es nennet, als etwas, das ausgeübt werden darf und muß, um zu verhüten, daß man nicht von seiner eigenen Rechtschaffenheit betrogen werde.

Die Mode kann so gar zuweilen einem gewissen Grad von Unordnung ein Ansehen geben, und dagegen an der andern Seite Eigenschaften, die Hochachtung verdienen, in Mißcredit bringen. Unter der Regierung Karls des zweiten, wurde ein Grad von Unerschämtheit für das Merkmal einer vornehmen Erziehung und einer anständigen Lebensart gehalten. Nach den Begriffen dieser Zeit, war sie mit Edelmut, Aufrichtigkeit, Großmut und Treue gegen den König verbunden, sie bewies, daß der, welcher sich auf die Art aufzürte, ein Edelmann und kein Parianer war. Strenge der Reden, Regelmäßigkeit des Verhaltens waren dagegen ganz aus der Mode, und wurden in der Einbildung der damaligen Welt, mit Schwärmerey, Hinterlist, Heuchelei und hebhaften Sitten verbunden. Solen Köpfen, die nur auf die Oberfläche sehen, scheinen die Laster der großen allzeit ansehnlich. Sie verbinden sie nicht allein mit dem Glanz des Glücks, sondern auch mit manchen vorzüglichen Tugenden,

den, die sie denen die über sie sind, zuschreiben, mit dem Geist der Freiheit und Unabhängigkeit, mit Treuepflicht, Edelmut, Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Die Tugenden der niedrigen Classe des Volks, ihre hausaltersmäßige Sparsamkeit, ihre mühsame Engherzigkeit, ihre strenge Anhänglichkeit an Regeln scheint ihnen dagegen klein und unangenehm. Sie verknüpfen sie in ihrer Einbildungskraft sowohl mit der Niederigkeit des Standes, dem viele Eigenschaften gemeinlich zukommen, als auch mit manchen großen Tugenden, die ihrer Meinung nach sie gemeinlich begleiten, mit Besonnenen, die sie zur Widerständigkeit, zur kriechenden Furcht, zur Bosheit, zum Lügen und Stahlen angelegt machen.

Da die Begriffe, mit welchen die Menschen in den verschiedenen Ständen und Lebensarten umgeben, sehr verschieden sind, und ihnen ja sehr verschiedenen Leidenschaften einen Hang geben, so bilden sie in ihnen auch ganz natürlich verschiedene Character und Sitten. Wie erwartet in einem jeden Stande, und in einer jeden Lebensart einen gewissen Grad der Sitten, die auch der Erziehung damit verbunden zu seyn pflegen. Es wie wir aber bei jeder Gattung von Dingen an solchen Eigenschaften vornehmlich Geistes haben, die zwischen allen Abwegen das Mittel halten, und in allen Theilen und Zügen mit dem allgemeinen Maßstabe, den die Natur für

für die Dinge von der Art verordnet zu haben scheint, am genauesten übereinstimmen; so gefallen uns auch in jeder Classe, oder, wenn ich so reden darf, in jeder Gattung von Menschen diejenigen vorzüglich, die von dem Character der gemeintlich ihren besondern Zustand und Lebensart begleitet, weder zu viel, noch zu wenig haben. Jeder Mensch sagt man, muß seinem Gewerbe und seiner Profession gleich sehen, und doch ist die Pedanterei in einer jeden Profession mißfällig. Die verschiedene Perioden des Lebens, haben aus gleicher Ursache, verschiedene für sie bestimmte Sitten. Von den alten erwarten wir die Ernsthaftigkeit und das gesetzte Wesen, das ihre Schwachheiten ihre lange Erfahrung und ihre verweichte und stumpfe Sinne so wohl natürlich als auch ehrwürdig machen: Bey den Jünglingen aber rechnen wir darauf die Empfindlichkeit, die Lustigkeit, die muntere Lebhaftigkeit zu finden, die wir nach der Erfahrung von den lebhaften Eindrücken, welche alle rührende Gegenstände auf die zarten Sinne dieser frühen Periode des Lebens machen, zu erwarten berechtigt sind. Jedes Alter kann aber doch in diesen Besonderheiten, die ihm zukommen, zu viel haben. Der hüpfende Leichtsin der Jugend, und die unbewegliche Unempfindlichkeit des hohen Alters sind beide gleich unangenehm. Die Jünglinge sind, nach dem bekannten Sprichwort alsdenn am angenehmsten,

ken, wenn in ihren Betragen etwas von den Sitten der Alten ist, und die Alten, wenn sie etwas von der Munterkeit der Jünglinge beibehalten. Indessen können sie doch auch leicht, einer von des andern Sitten zu viel haben. Die äußerste Gleichgültigkeit, und die steife Höflichkeit, die man den hohen Alter zu gute hält, machen die Jugend lächerlich; der Leichtsin, die Sorglosigkeit, und die Eitelkeit, die man in der Jugend verziehet, machen das Alter verächtlich.

Die verschiedenen Charactere und Sitten, die wir einem jeden Stande und Lebensart zuertheilen, weil sie darinnen gewöhnlich sind, haben vielleicht zuweilen eine Schicklichkeit, die von der Gewohnheit unabhängig ist, wir würden sie um ihrer selbst willen billigen, wenn wir alle verschiedene Umstände in Betrachtung zögen, die in den verschiedenen Ständen des Lebens, auf diejenigen, die sich darinnen befinden, und auf ihr Verhalten natürlicher Weise Einfluß haben. Die Schicklichkeit in der Ausführung eines Menschen hängt nicht so wohl von ihrer Uebereinstimmung mit einem Umstande, als vielmehr mit allen Umständen seiner Lage ab, von dem uns unsere Empfindung sagt, wenn wir nur in seinen Platz stellen, daß sie natürlicher Weise seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen müssen. Scheinet er durch irgend einen von denselben so beschäftigt, daß er die übrigen gänzlich aus der Acht läßt, so

mißbilligen wir sein Verhalten als ~~schlecht~~, dem  
 wir nicht völlig beitreten können, weil es nicht  
 allen Umständen seiner Situation angemessen ist;  
 und doch überschreitet die Bewegung, die der Ge-  
 genstand, der ihn hauptsächlich rührt, bei ihm  
 herüberbringt, das Maas nicht, dem wir völlig  
 zustimmen, und beifallen würden, wenn wir es  
 bei einem andern anträfen, dessen Aufmerksamkeit  
 durch sonst nichts aufgefodert würde. Ein Va-  
 ter könnte im Privat-Leben bei dem Verlust ei-  
 nes einzigen Sohnes ohne Tadel, einen Grad  
 von Kummer und Zärtlichkeit äußern, der bei ei-  
 nem General an der Spitze einer Armee, wenn  
 Ehre und allgemeine Sicherheit den größten Theil  
 seiner Aufmerksamkeit forderte, unverzeihlich seyn  
 würde. Da verschiedene Gegenstände bey ge-  
 wöhnlichen Gelegenheiten die Aufmerksamkeit der  
 Menschen von verschiedenen Lebens-Ärten beschäf-  
 tigen müssen, so müssen auch verschiedene Leiden-  
 schaften bei ihnen natürlicher Weise zur Fertigkeit  
 werden, und wenn wir in dieser besondern Absicht  
 uns in die Situation setzen, worinn sie sich be-  
 finden, so müssen wir es fühlen, daß jeder Vor-  
 fall natürlicher Weise sie mehr oder weniger rü-  
 ren muß, so wie die Reanna, die er erweckt,  
 mit der Fertigkeit oder der Verfassung ihres Ge-  
 müths übereinstimmt oder nicht übereinstimmt.  
 Bei einem Geistlichen können wir nicht eben die  
 Empfindlichkeit gegen die munteren Vergnügungen

und Ergehungen des Lebens erwarten, worauf wir uns bey einem Officier Rechnung machen. Der Mann, dessen Hauptbeschäftigung es ist, die Welt in der Erwartung der grossen Zukunft, die ihnen bevorsteht, zu erhalten, der dazu berufen ist, die unglücklichen Folgen jeder Abweichung von den Regeln der Pflicht anzukündigen, und der selbst das Beispiel der genauesten Gleichförmigkeit mit denselben geben muß, scheint der Herold solcher Botschaften zu seyn, die allem Anstande gemäß nicht mit Leichtsinne oder Gleichgültigkeit überliefert werden können. Man setzt voraus, daß seine Seele beständig mit solchen Gegenständen umgethet, die zu groß und zu feierlich sind, als daß sie den Eindrücken jener wichtigen Dinge, die die Aufmerksamkeit des Weltmannes und des munteren Gesellschafter's erfüllen, einigen Raum lassen sollten. Wir fühlen demnach sehr leicht, daß die Sitten, die die Gewohnheit diesem Stande zugetheilt hat, auch unabhängig von der Gewohnheit schicklich und anständig sind, und daß dem Character eines Geistlichen nichts gemäßer seyn kann, als das gefasste, ernsthafte und gedankenvolle Wesen, welches wir in seinem Verhalten zu erwarten gewohnt sind. Diese Betrachtungen fallen so deutlich in die Augen, daß kaum einer so unbedachtsam seyn kann, der sie nicht zu einer oder anderer Zeit sollte angestellt, und sich auf die Art selbst den Grund angegeben haben, warum



rum er dem gewöhnlichen und eingeführten Character dieses Standes Beifall giebt.

Der Grund, warum der Gebrauch für andere Lebensarten diesen oder jenen Character festgesetzt hat, ist nicht so augenscheinlich, und unsere Billigung gründet sich lediglich auf die Gewohnheit, ohne daß sie durch die Betrachtungen von solcher Art entweder bestätigt oder bestränkt wird. So ist es, z. E. der Gewohnheit zuzuschreiben, daß wir den Character der Leichtigkeit, des Leichtsinnes, der muntern Freiheit, und einigermaßen auch der Zerstreuung mit dem Stande eines Soldaten verbinden, da wir doch, wenn wir nach der Vernunft entscheiden wollten, was für ein Ton der Seele, oder welche Gemüths Art dieser Situation am angemessensten wäre, vielleicht geneigt seyn würden, zu urtheilen, daß die ernsthafteste und bedachsamste sich für diejenigen, deren Leben beständig ungewöhnlichen Gefahren ausgesetzt ist, und die deshalb mit den Gedanken des Todes und seiner Folgen mehr als andere Menschen beschäftigt seyn müssen, am besten schicken werde. Indessen ist doch wahrscheinlich eben dieser Umstand die Ursache, warum die gegenwärtige Gemüths Art unter Leuten von dieser Profession so sehr die Herrschaft hat. Es erfordert eine so große Bemühung die Furcht des Todes zu überwinden, wenn wir ihn unverwandelt mit Aufmerksamkeit betrachten, daß

diejenigen, die demselben beständig ausgesetzt sind, es leichter finden, ihre Gedanken von diesem schrecklichen Anblick abzuwenden, sich in sorgloser Sicherheit und Gleichgültigkeit einzuhüllen, und zu dem Ende einer jeden Art von Lustbarkeiten und Zeitvertreiben zu überlassen. Das Geld ist nicht das Element des nachdenkenden, des schwermütigen Mannes. Leute von solcher Gemüthsart haben zwar oft überflüssigen Muth und Entschlossenheit, sie sind fähig, wenn sie die Stärke ihrer Seele anstrengen, mit unbeugsamer Standhaftigkeit dem unvermeidlichen Tode entgegen zu gehen. Allen beständigen, obgleich nicht so nahen Gefahren ausgesetzt seyn, auf eine lange Zeit verpflichtet seyn, eine solche Art von Stärke zu üben, das erschöpft ihre Seele und schlägt sie nieder, und macht sie aller Glückseligkeit und aller Freude unfähig. Der muntere und sorglose, der sich so sehr, daß er sich überall nicht angreifen, und Gewalt anthun darf, der sich schlechtweg entschließt, gar nicht vor sich zu sehen, sondern in beständigen Erregungen und Zerstreuung alle sinnliche Gedanken wegen seiner Situation zu erstickn, erträgt solche Umstände weit leichter. Hat aber ein Officer, vermöge einiger besonderer Umstände Ursache darauf zu rechnen, daß er nie einiger ungewöhnlichen Gefahr wird ausgesetzt seyn, so kommt er leicht dahin, daß er die Munterkeit und die zerstreute Gedankenlosigkeit

lofigkeit seines Characters verliehret. Der Hauptmann einer Stadtwache ist ein eben so bedächtliches, sorgsameres und langes Thier als der Rest seiner Mitbürger. Aus eben der Ursache ist ein langer Friede sehr geschickt den Unterschied zwischen dem bürgerlichen und militärischen Character zu verringern. Die gewöhnliche Situation, worinn sich Leute von dieser Lebensart befinden, macht indessen Lofigkeit und einen Grad von Zerstreuung so sehr zu ihrem gewöhnlichen Character, und diesen hat die Gewohnheit in unserer Einbildungskraft mit ihrer Lebensart so genau verbunden, daß wir nicht lange anstehen, einen Menschen zu verachten, den sein Naturell oder seine Situation unfähig macht, ihn zu erwerben. Wir lachen über die ernsthaften und bedächtlichen Gesichter einer Stadtwache, die denen von ihrer Lebensart so wenig gleich sind. Sie scheinen selbst sich oft der Regelmäßigkeit ihrer Sitten zu schämen, und, um nicht ganz aus der Mode zu seyn, zwingen sie sich den Schein eines Leichtsinns anzunehmen, der ihnen nicht natürlich ist. Das Betragen, das wir gewöhnet worden bey einem ehrwürdigen Orden von Menschen zu sehen, das wird in unserer Einbildungskraft mit diesem Orden so genau verbunden, daß, wo wir das eine antreffen, wir auch gewis denken, das andere zu finden, und, wenn uns diese Erwartung fehl schlägt, so vermessen wir etwas, worauf wir uns

gewis Rechnung machten. Wir werden flüchtig und in Verlegenheit gesetzt, wir wissen nicht, was wir mit einem Menschen machen sollen, der sich losfandor aus der Gattung derer heraussetzt, in deren Classe wir ihn sonst zu stellen Lust gehabt hätten.

Die verschiedenen Situationen in verschiedenen Zeit: Altern und Ländern, tragen auf gleiche Art viel dazu bei, den Menschen, die darinnen leben, verschiedene Charactere zu geben, und ihre Empfindungen und Urtheile von dem besondern Grade, wenn jede Eigenschaft Lob oder Tadel verdienet, verändern sich nach dem Maasse, das in ihrem Lande und zu ihren Zeiten gebräuchlich ist. Der Grad von Höflichkeit, der in Rußland sehr hoch würde geschätzt, ja vielleicht für weibliche Schwachheit gehalten werden, würde am Französischen Hofe noch Grobheit und Unhöflichkeit heißen. Der Grad von Sparsamkeit und Ordnung, den man an einem Polnischen Edelmann für übermäßige Kargheit halten würde, würde bei einem Bürger von Amsterdam schon als Verschwendung getadelt werden. Jede Zeit und jedes Land setzet den Grad jeder Eigenschaft, den man gemeinlich bei denen antrifft, die unter ihnen geschätzt werden, als die gültigste Mittelstraße an, auf welcher diese besondere Tugend oder Tadel bleiben muß. Und so wie dieser ungleich ist, nach dem Maasse, wie ihre verschiedenen Umstände ihnen auch verschiedene Eigenschaften mehr

mehr oder weniger zur Fertigkeit machen, so sind auch ihre Urtheile über die genaue Schicklichkeit des Characters und des Betragens sehr ungleich.

Unter gesitteten Nationen werden die Tugenden, die sich auf Menschlichkeit gründen, mehr angebauet, als diejenigen, die sich auf Selbst-Verläugnung und auf die Herrschaft über die Leidenschaften gründen. Unter groben und barbarischen Völkern geht es ganz anders, da werden die Tugenden der Selbst-Verläugnung mehr angebauet, als die Tugenden der Menschlichkeit. Die allgemeine Sicherheit und Glückseligkeit, die in dem bürgerlichen Zustande eines gesitteten Volks herrschen, geben der Verachtung der Gefahr, der Geduld und Standhaftigkeit in Erbuldung der Beschwerden des Hungers und Durstes eine Uebung. Die Armuth kan leicht vermieden werden, und die Verachtung derselben hört daher fast auf eine Tugend zu seyn. Die Enthaltksamkeit von Vergnügungen wird weniger nothwendig und die Seele hat mehr Freiheit, ihrem Gange zu folgen, und ihren natürlichen Neigungen in allen diesen besondern Absichten freien Lauf zu lassen.

Unter wilden und barbarischen Völkern verhält es sich weit anders. Jeder Wilde unterwirft sich einer Art von spartanischer Zucht, und wird durch die Nothwendigkeit, die seine Situation ihm auflegt, zu jeder Art von Beschwerden gewöhnt. Er ist in beständiger Gefahr. Er ist oft der größten

Hungerknoth ausgesetzt, und stirbt nicht selten aus Mangel der Nahrung. Seine Umstände gewöhnen ihn nicht allein zu jeder Art von Widerwärtigkeit, sondern lehren ihn auch keiner von den Leidenschaften, die diese Widerwärtigkeit erregt, Raum zu geben. Er kan von seinen Landesleuten keine Sympathie oder Rücksicht gegen solche Schwachheit erwarten. Ehe wir viel für andere empfinden können, müssen wir für uns selbst wenig empfinden. So lange unser eigenes Elend uns heftig schmerzt, haben wir keine Zeit auf das Elend anderer zu achten. Und alle Wilde sind mit ihren eigenen Bedürfnissen und Nothwendigkeiten zu sehr beschäftigt, als daß sie auf die von andern Leuten viel Acht geben sollten. Ein Wilder erwartet daher von denen, die um ihn sind, keine Sympathie, was auch sein Unglück seyn mag, er würde sich nur verächtlich machen, wenn er sich die geringste Schwachheit merken ließe, und daß ist die Ursache, warum er sich davor hütet. So wüthend und heftig auch seine Leidenschaften seyn mögen, so erlaubt er ihnen doch nie auszubrechen, und die Heiterkeit seines Gesichts und die ruhige Gleichheit in seinem Verhalten zu ändern. Man berichtet uns von den Wilden in Nord America, daß sie bei allen Gelegenheiten die äußerste Gleichgültigkeit annehmen, und sich selbst für erniedrigt halten würden, wenn sie im geringsten es sich merken ließen, daß Liebe oder Traurigkeit oder daß Gewalt über sie hätte. Ihre Grobmut und Selbsts

Selbst-Beherrschung geht über allen Begriff der Europäer hinaus. In einem Lande, wo alle Menschen sich in Ansehung des Ranges und der Glücks-Güter gleich sind, sollte man erwarten, daß die gegenseitigen Neigungen bey Schließung der Heirathen ganz allein würden zu Rath gezogen, und ohne einige Art von Einschränkung befriediget werden. Und dies ist doch das Land, wo alle Heirathen ohne Auenahme von den Eltern geschlossen werden, und wo ein junger Mensch es als einen unauslöschlichen Schandfleck ansehen würde, wenn man es ihm anmerkte, daß er eine Frauen-Person der andern im geringsten vorzöge, oder daß er sowohl wegen der Zeit, wann, als auch in Ansehung der Person, mit welcher er soll vermählet werden, nicht vollkommen gleichgültig wäre. Die Schwachheit der Liebe, gegen welche man unter gesitteten und menschlichen Völkern so viel Nachsicht hat, wird unter den wilden als die unverzeihlichste Nachlässigkeit angesehen. Auch nach der Heirath scheinen die beiden Partheien sich einer Verbindung zu schämen, die sich auf ein so niedriges Bedürfniß gründet. Sie leben nicht beisammen. Sie sehen einander nur verstoßen. Sie bleiben jeder in dem Hause seines Vaters. Die öffentliche Wohnung bei einander in einem Hause, die in allen Ländern ohne Tadel verstatet wird, würde hier als die unanständigste und unanständigste Sinnlichkeit angesehen werden. Diese

se anagenehme Leidenschaft ist es aber nicht allein, worüber sie eine solche unumschränkte Herrschaft beweisen. Sie ertragen oft vor den Augen aller ihrer Landesleute Beschimpfungen, Vorwürfe, und die größten Beleidigungen unter dem Schein der größten Unempfindlichkeit, und ohne sich den geringsten Unwillen merken zu lassen. Wenn ein Wilder zum Kriegsgefangenen gemacht wird, und von seinen Ueberwindern, wie gewöhnlich, das Lo, des Urtheil empfängt, so hört er es ohne alle Bewegung an, und unterwirft sich nachher den schmerzlichsten Martern, ohne sich zu beklagen, oder einer andern Leidenschaft, ausser der Verachtung seiner Feinde, Plaz zu geben. Unterdessen, daß er mit den Schultern über ein langsames Feuer gehängt wird, verlacht er seine Henker, und erzählt ihnen, mit wie viel größerer Kunst er die Jünglinge von ihren Landesleuten gequält habe, die in seine Hände gefallen wären. Nachdem er lange gesenget und gebraten und in allen empfindlichsten und zartesten Theilen seines Körpers verschiedene Stunden hintereinander zerfleischt worden, so verkattet man ihm oft um seine Qual zu verlängern, eine kurze Frist, und er wird von dem Plazl abgenommen. Diesen Zwischen-Raum braucht er von allerhand gleichgültigen Dingen zu sprechen, er erkundiget sich nach den Neuigkeiten des Landes, und scheint gegen nichts, als nur gegen seinen eigenen Zustand unempfindlich. Die  
Zu-



Zuschauer beweisen eine gleiche Unempfindlichkeit, der Anblick eines so schrecklichen Gegenstandes scheint gar keinen Eindruck auf sie zu machen, sie sehen den Gefangenen kaum an, außer wenn sie behülflich sind ihn zu quälen. Zu andern Zeiten räucher sie Toback, und unterhalten sich mit einem jeden gewöhnlichen Gegenstande, als ob nichts dergleichen iht vorgienge. Man sagt, daß jeder Wilde sich von seiner frühesten Jugend an zu diesem schrecklichen Ende vorbereitet. Er versfertiget zu dem Ende den sogenannten Todesgesang, den er singen will, wenn er in die Hände seiner Feinde gefallen ist, und unter den Martern, die sie ihm zufügen, stirbt. Er bestehet aus Spöttelei über seine Henker, und zeigt die stärkste Verachtung des Todes und der Schmerzen. Diesen Gesang singt er bei allen außerordentlichen Gelegenheiten, wenn er in den Krieg zieht, wenn er mit seinen Feinden zum Treffen kommt, oder wenn er sonst Lust hat, zu zeigen, daß er seine Einbildung mit den Leiden der schrecklichsten Unglücks-Fälle vertraut gemocht, und daß kein menschlicher Zufall seine Enschlossenheit schwächen, oder seinen Vorsatz ändern kann. Die gleiche Verachtung des Todes und der Marter herrscht unter allen andern wilden Nationen. Kein Schwarzer von der Africarischen Küste, der nicht in diesem Betracht einen Grad von Grobmut besitzt, den sein niederträchtiger Herr oft kaum

kaum fähig ist sich vorzustellen. Nie hat das Glück seine Herrschaft über die Menschen grausamer bewiesen, als da es diese Völker von Helden dem Abschaum aus den Gefängnissen von Europa unterworfen, Bösewichtern, die weder die Tugenden der Länder, aus welchen sie gekommen, noch derer, wohin sie gegangen, besitzen, und deren Niederträchtigkeit, Liederlichkeit, und viehische Wildheit sie mit so vielem Rechte der Verachtung derer, die ihnen unterwürfig sind, aussetzt.

Diese Heldenmüthige und unüberwindliche Standhaftigkeit, die Gewohnheit und Erziehung von jedem Wilden fordern, wird von denen nicht verlangt, die für gestittete Gesellschaften erzogen werden. Sie können sich beklagen, wenn sie Schmerzen leiden, sie können weinen, wenn sie im Unglück sind, sie können sich von der Liebe oder vom Zorn überwältigen lassen, das alles verzeiht man ihnen gerne. Solche Schwachheiten können sie haben, den wesentlichen Theilen ihres Characters unbeschadet. So länger als sie sich nicht davon zu solchen Handlungen hinreißen lassen, die die Gerechtigkeit oder Menschlichkeit beleidigen, verlieren sie nur wenig von ihrem Ansehen, obgleich die Heiterkeit ihres Gesichtes dadurch etwas umtölkelt, und die ruhige Gleichheit in ihren Gesprächen und Bezeigen dadurch gestört wird. Ein menschliches und gestittetes Volk, das gegen

gegen die Leidenschaften anderer mehr Empfindsamkeit hat, findet weniger Mühe die Lebhaftigkeit der Leidenschaften, die sich äußerlich in dem Verhalten zeigen, mitzuempfinden, und ist daher weit geneigter, ein kleines Uebermaß zu verzeihen. Derjenige, der dabei die Haupt-Person ist, weiß dies, und da er von der Billigkeit seiner Richter versichert ist, so verstattet er sich viele Ausbrüche seiner Leidenschaft, und fürchtet sich weniger durch die Heftigkeit seiner Regungen sich ihrer Verachtung auszusetzen. Wir dürfen es wagen in der Gegenwart eines Freundes einen stärkeren Affect zu äußern, als vor einem Fremden, weil wir von dem ersten mehr Rücksicht erwarten als von dem andern. Auf gleiche Art erlauben die Regeln des decorum unter gesitteten Völkern ein weit lebhafteres Verhalten, als unter Barbaren verstattet wird. Die ersten gehen mit einander mit der Offenherzigkeit der Freunde um, die andern mit der Zurückhaltung der Fremden. Die Lebhaftigkeit und Heftigkeit, welche die Franzosen und Italiener, die beiden gesittetsten Völker auf dem westen Lande, bei allen Gelegenheiten, die nur nicht ganz gleichgültig sind, beweisen, setzet die Fremden, die als Reisende zu ihnen kommen, bei dem ersten Anblick in Ersauern. Da sie unter Leuten von stumpferer Empfindsamkeit erzogen sind, so fällt es ihnen schwer, an einem so passionirten Betragen, wenn sie in ihrem eigenen Lande nie ein Beispiel gesehen,

gesehen, durch die Mit-Empfindung Theil zu nehmen. Ein junger Französischer Edelmann wird in Gegenwart des ganzen Hofes weinen, wenn ihm ein Regiment versetzt wird. Ein Italiener, sagt der Abt du Bos, äußert eine weit größere Empfindlichkeit, wenn er zu einer Geldbuße von zwanzig Schillingen verdammet wird, als ein Engländer, wenn er sein Todes-Urtheil empfängt. Cicero konnte zu den Zeiten, da die Römische Politur auf's höchste gestiegen, ohne sich zu erniedrigen, mit aller Bitterkeit des Kummer, vor den Augen des ganzen Rathes und des ganzen Volkes Thränen vergießen, wie er am Schluß fast einer jeden seiner Reden unstreitig muß gethan haben; die Redner in den freieren und rohern Zeiten der Republik konnten sich wahrscheinlich ohne gegen die Sitten ihrer Zeit zu verstossen, nicht mit so vieler Lebhaftigkeit ausdrücken. Na den Scipionen, an den Celiussen, und an dem ältern Cato würde es, denke ich, als ein Fehler gegen die Natur und gegen die Schicklichkeit angesehen worden seyn, wenn sie vor den Augen des Publicums so viele Zärtlichkeit hätten sehen lassen. Diese alten Krieger konnten sich mit Ordnung, Nachdruck, und Verstande ausdrücken, aber man sagt, daß sie in der erhabenen und pathetischen Beredsamkeit, die nicht lange vor der Geburt des Cicero von den beiden Gracchen, vom Crassus und Sulpicius eingeführt worden, Fremdlinge gewesen. Diese affectvolle Beredsamkeit, die schon lange in

Frankl

Frankreich und Italien, mit und ohne Erfolg ausgeübet worden, fängt nun erst an in England aufzulommen. So groß ist der Unterschied, unter den Stufen der Selbstbeherrschung, die bei gesitteten und bei barbarischen Völkern gefordert werden, und so verschieden ist der Maassstab, nach welchem sie von der Schicklichkeit des Verhaltens urtheilen.

Dieser Unterschied giebt Gelegenheit zu manchen andern, die nicht weniger wesentlich sind. Ein gesittetes Volk, das gewohnt ist, den Bewegungen der Natur bis auf einen gewissen Grad Raum zu geben, wird frei, offen und aufrichtig. Dagegen erwerben sich Barbaren, die verpflichtet sind, den Schein einer jeden Leidenschaft zu verbergen und zu unterdrücken, nothwendig eine große Fertigkeit in der Falschheit und Verstellung. Diejenigen, die mit wilden Völkern in Asia, Africa oder America Umgang gehabt, haben bemerkt, daß sie alle gleich undurchdringlich sind, und daß, wenn sie es darauf gesetzt haben, die Wahrheit zu verbergen, kein Ausfragen fähig ist, sie ihnen abzulocken. Sie können durch die künstlichsten Fragen nicht ausgeholet werden. Die Folter selbst kan sie nicht dahin bringen, eine Sache zu gestehen, die sie nicht sagen wollen. So wenig sich aber die Leidenschaften eines Wilden durch äußere Bewegungen offenbaren, sondern in der Brust dessen, der sie empfindet, verborgen liegen,

gen, so steigen sie doch alle auf den höchsten Gipfel der Wuth. Selten zeigt er einige Emporwachen des Zorns, seine Rache aber ist, wenn er ihm einmal Raum giebt, blutig und schrecklich, die stärkste Beschimpfung treibt ihn zur Verzeufelung. Sein Gesicht und seine Reden sind noch ganz heiter und gefaßt, sie zeigen nichts, als die vollkommenste Ruhe des Gemüths: Seine Handlungen aber sind oft die wüthendsten und gewaltsamsten. Unter den Nord.Americanern ist es selbst bei Personen von dem zartesten Alter und von dem furchtsamsten Geschlecht nicht ungewöhnlich, sich auf den leichtesten Verweis, den sie von ihren Müttern bekommen, zu verhaspen, und das thun sie, ohne sich einen großen Unwillen merken zu lassen, und ohne etwas anders zu sagen, als dieses: Ihr sollt nicht länger eine Tochter haben. Bei gekitteten Nationen sind die Leidenschaften der Menschen gemeinlich so während und verzeufelt nicht. Sie machen oft viel Lärmen und Geschrei, aber selten thun sie Schaden; es scheint als ob sie oft keine andere Befriedigung verlangen, als nur die, den Zuschauer zu überzeugen, daß sie Recht haben, so sehr gerührt zu seyn, und sich seine Sympathie und Beifall zu erwerben.

Alle diese Wüthungen der Mode und Vernunft heft auf die moralischen Empfindungen der Menschen, sind indeffen sehr un- glücklich, wenn sie  
mit

mit denen verglichen werden, worzu sie in einigen andern Fällen Gelegenheit geben. In Ansehung des Charactere und des Verhaltens überhaupt zerrütten und verwirren sie die Gedanken der Menschen lange nicht so sehr, als in Ansehung der Schicklichkeit und Unschicklichkeit besonderer Gebräuche.

Die verschiedene Sitten, die wir an verschiednen Ständen und Lebensarten aus Gewohnheit billigen, betreffen keine Dinge von der größten Wichtigkeit. Wir erwarten Wahrheit und Gerechtigkeit von einem alten Manne eben sowohl als von einem jungen, von einem Geistlichen eben sowohl als von einem Officier, blos in Dingen, die nicht vielmehr auf sich haben, sehen wir auf die unterscheidende Merkmale ihrer besondern Charactere. Auch in Ansehung dieser findet sich oft ein unbemerkter Umstand, der, wenn wir Acht darauf hätten, uns zeigen würde, daß der Character, den wir der Gewohnheit zufolge einer jeden Profession bestimmen, auch unabhängig von der Gewohnheit, schicklich und anständig sei. In diesem Fall können wir uns demnach nicht beschweren, daß die natürliche Empfindung sehr verdorben wird. Obgleich die Sitten verschiedener Nationen in dem Character, den sie der Hochachtung werth halten, verschiedene Stufen einer und eben derselben Eigenschaft fordern, so ist doch das Schlimmste, was daraus entstehen kann, dieses, daß die

E e                      Pflicht

Pflichten der einen Tugend zuweilen so weit ausgehenet werden, daß sie in die Pflichten der andern ein wenig ein greiffen. Die dänrische Gastfreiheit, die unter den Polen mode ist, thut vielleicht der Sparsamkeit und der Ordnung des Hauswesens; die Sparsamkeit aber und Häuslichkeit, die in Holland geschätzt wird, vielleicht der Edelmut und Geielligkeit ein wenig Eintrag. Die Härte, die von den Wilden gefodert wird, verringert ihre Menschlichkeit, und vielleicht zerstört die feine Empfindsamkeit, die bei gesitteten Nationen im Schwange ist, die männliche Festigkeit des Characters. Ueberhaupt kann man sagen, daß die eigenthümlichen und abschreckenden Sitten, die unter einem Volke sich vest setzen, gemeinlich im Ganzen betrachtet, für seinen Zustand sich am besten schicken. Härte ist der Character, der den Umständen des Wilden; Empfindsamkeit aber der, der den Umständen eines Menschen, der in einer sehr gesitteten Gesellschaft lebt, am meisten angemessen ist. Auch hier können wir also die Gewohnheit nicht beschuldigen, daß sie die moralischen Empfindungen der Menschen sehr verderben sollte.

Wollen wir daher die stärkste Abweichung von der natürlichen Schicklichkeit der Handlungen, die die Gewohnheit brünstiget und beschränket, sehen: so werden wir sie in dem Allgemeinen des Characters und des Verhaltens nicht finden. In Ansehung



Ansehung besonderer Gebräuche aber, verführt sie oft und mehr alle Sittlichkeit, und ist fähig, solche Handlungen für rechtmäßig und untadelhaft zu erklären, die den deutlichsten Grundsätzen vom Recht und Unrecht offenbar zuwider sind.

Kann, zum Exempel, wohl eine größere Barbarei seyn, als Grausamkeit gegen ein Kind? Seine Hilflosigkeit, seine Unschuld, seine Liebendwürdigkeit, zwingen so gar einen Feind zum Mitleiden, und dieses zarte Alter nicht zu schonen, wird als die wüthendste Gewalthätigkeit eines rasenden und grausamen Siegers angesehen. Was wollen wir denn von dem Herzen eines Vaters denken; der hart gegen sein schwaches Kind verfahren kann, das auch ein wüthender Feind zu beleidigen sich scheuet? Und doch war der Gebrauch ein neugeborenes Kind auszusetzen, das heißt, zu ermorden, fast in allen Staaten Griechenlands, so gar unter den feinen und gesitteten Atheniensen, hergebracht, bei welchen es ganz untadelhaft und unschuldig war, ein Kind dem Hunger oder den wilden Thieren Preis zu geben, das der Vater seinen Umständen nach ohne Unbequemlichkeit nicht aufziehen konnte. Dieser Gebrauch hatte wahrlich, inlich zu den Zeiten der wildesten Barbarei seinen Anfang genommen. Die Einbildungskraft der Menschen war in dieser frühesten Periode der Gesellschaft zuerst damit vertraut geworden, und die einformige Fort-

Dauer der Gewohnheit hatte sie hernach abgehat-  
 ten, die Abscheulichkeit derselben wahrzunehmen.  
 Wir finden bis auf diesen Tag, diesen Gebrauch  
 unter allen wilden Völkern eingeführt, und in  
 diesem rohesten und niedrigsten Zustande der Ge-  
 sellschaft ist er unstreitig vergleichlicher, als in ei-  
 nem andern. Die äußerste Dürftigkeit eines wil-  
 den ist oft so groß, daß er häufig der größten  
 Hungersnoth ausgesetzt ist, er stirbt oft bloß aus  
 Mangel, und es ist ihm oft unmöglich, sowohl  
 sich selbst als sein Kind zu ernähren. Es ist da-  
 her in diesem Fall kein Wunder, daß er es ver-  
 läßt. Ein Mensch, der auf der Flucht vor ei-  
 nem Feinde, dem er nicht widerstehen konnte, sich  
 entschloß, sein Kind wegzumwerfen, weil es seine  
 Flucht verzögerte, würde gewis zu entschuldigen  
 seyn, da er, wenn er es retten wollte, nichts  
 anders hoffen konnte, als den Trost mit ihm zu  
 sterben. Und aus gleicher Ursache darf es uns  
 nicht sehr Wunder nehmen, daß man in einem  
 solchen Zustande der Gesellschaft, es einem jeden  
 freigestellt, selbst zu urtheilen, ob er sein Kind  
 aufzichen könne oder nicht. Daß aber in den spä-  
 tern Zeiten von Griechenland diese Freiheit aus  
 Absichten auf entfernte Vortheile oder Bequem-  
 lichkeit noch gebuldet wurde, das leidet gar keine  
 Entschuldigung. Und doch finden wir, daß die  
 ununterbrochene Gewohnheit zu dieser Zeit die-  
 sen Gebrauch so bekräftiget hatte, daß nicht allein

die jüdischen Grundzüge der Welt dieses barba-  
rische Privilegium duldeten, sondern auch die  
Lehre der Philosophen, die richtiger und oecoma-  
ner hätte seyn sollen, durch die eingeführte Ge-  
wohnheit verleitet, sowohl bei dieser als bei man-  
cher andern Gelegenheit, durch weit hergeholt  
Betrachtungen vom öffentlichen Nutzen, diesen  
schrecklichen Mißbrauch unterstüßte, anstatt ihn  
zuadren. Aristoteles spricht davon als von ei-  
ner Sache, wozu die Obrigkeit bey manchen Ge-  
legenheiten die Unterthanen aufmuntern sollte.  
Der menschliche Plato ist gleicher Meinung, und  
bei aller der Menschenliche, die alle seine Chris-  
ten zu befehlen scheint, belegt er doch diesen Ge-  
brauch nirgend mit dem verdienten Tadel. Wenn  
die Gewohnheit einer so abscheulichen Beleidigung  
der Menschlichkeit eine Art von Sanction ge-  
ben kann, so können wir uns leicht vorstellen,  
daß kaum ein besonderer Gebrauch so barbarisch  
seyn wird, den sie nicht autorisiren kann. Das  
geschicht alle Tage, pflegt man gemeinlich zu  
sagen, und damit glaubt man, daß, was im  
Grunde das ungerechteste und unvernünftigste Ver-  
halten ist, hinreichend gerechtfertigt zu haben.

Warum die Gewohnheit unsere Urtheile, die  
den Character des moralischen Verhaltens über-  
haupt betreffen, nie so sehr verderben kann, als in  
Ansehung der Schädlichkeit oder Geschaetztheit  
besonderer Gebräuche, davon kann man diese Ma-

te Ursache ansehn -- weil nie eine solche Ge-  
sellschaft sein kann. Keine Gesellschaft  
kann einem Augenblick bestehen, in welcher das  
ganz gewöhnliche Betragen der Menschen, mit  
der Gewohnheit, die ich oben berührt, in einem  
Einklang steht.

Sech.

## Sechster Theil.

### Von den Systemen der Moralphilosophie,

bestehend aus vier Abschnitten.

#### Erster Abschnitt.

Von den Fragen, die in einer Theorie der  
Moralischen Empfindungen müssen untersucht werden.

**W**enn wir die berühmtesten und merkwürdigsten unter den verschiedenen Theorien, die über den Ursprung und über die Natur der moralischen Empfindungen gegeben sind, untersuchen, so werden wir finden, daß die meisten derselben mit dem einen oder andern Theil dessen, was wir zu erklären uns bemühet haben, übereintreffen, und daß, wenn jeder alles, was wir schon angeführt, wohl entgegen wird, man bald entdecken könne, von welcher Seite, und unter welchem Anblick jeder Schriftsteller die Natur betrachtet, um sein besonderes System zu erbauen.

erbauen. Aus einer oder der andern von den Grund Ursachen, die ich mich bemüht habe zu entdecken, ist vielleicht ein jedes System der Eittlichkeit, das einiges Aufsehen in der Welt gemacht, am Ende hergeleitet worden. Da sie in dieser Absicht alle auf irgend ein natürliches Principium gebauet sind, so sind sie auch alle gewissermassen gegründet. Da aber manche derselben aus einer einseitigen und unvollkommenen Betrachtung der Natur hergeleitet werden, so sind sie auch in gewissen Absichten unrichtig und ungegründet.

Wenn man von den Principien der Moras handelt, so müssen zwei Fragen in Betrachtung gezogen werden, die erste; worin besteht die Tugend? welches ist die Gemüths-Einstellung und das durchgängige Verhalten, das den vortheilhaften und lobenswürdigen Character aufmacht, der den natürlichen Gegenstand der Hochachtung, der Ehre und des Beifalls ist? Die andere: durch welche Kraft oder durch welches Vermögen der Seele wird dieser Character, worinnen er auch bestehen mag, uns angepriesen? oder mit andern Worten, wie geht es zu, durch welche Mittel wird es bewirkt, daß die Seele die eine Art des Verhaltens der andern vorzieht, die eine als die andere unrecht nennt, die eine als den Gegenstand der Billigung, der Ehre, der Beloh-

Belohnung, die andere aber des Tadel, der Verachtung und der Strafe betrachtet.

Die erste Frage untersuchen wir, wenn wir nachforschen, ob die Tugend in der Wohlgenugung besteht, wie D. Hutcheson sich vorstellt, oder in der Uebereinstimmung unserer Handlungen mit den verschiedenen Verhältnissen, worinnen wir uns befinden, wie D. Clarke annimmt, oder in der weisen und klugen Bestrebung nach unserer eigenen wirklichen und gründlichen Glückseligkeit, wie einige andere sich eingeildet haben.

Die andere Frage untersuchen wir, wenn wir nachforschen, ob der tugendhafte Character, worinnen er auch bestehen mag, uns durch die Selbstliebe angepriesen wird, die uns aufmerksam darauf macht, daß dieser Character bei uns selbst sowohl als bei andern am meisten darauf abzielt, unser eigenes Privat-Interesse zu befördern: oder durch die Vernunft, die den Unterschied zwischen einem Character und den andern auf eben die Art, wie den Unterschied zwischen Wahrheit und Falschheit bezeichnet: oder durch eine besondere Kraft der Empfindung, die das Moralische-Gefühl heißt, dem dieser tugendhafte Character gefällig und angenehm, so wie der gegenwärtige mißfällig und niedrig ist: oder endlich durch irgend ein anderes Principium in der

E e 3      Mensch

Menschlichen Natur, wie Z. E. die Modification der Sympathie oder vergleichen.

Ich will den Anfang damit machen, die Systeme zu untersuchen, die über die erste Frage errichtet sind, und hernach weiter gehen, diejenigen zu prüfen, die die andere betreffen.

## Zweiter Abschnitt.

Von den verschiedenen Erklärungen, die über die Natur der Tugenden gegeben sind.

**D**ie verschiedenen Erklärungen, die man von der Natur der Tugend oder von der Gemüthsfassung gegeben, die den vortreflichen und lobenswürdigen Character ausmacht, können zu drei verschiedenen Classen gebracht werden. Einigen zufolge, besteht die tugendhafte Gemüthsfassung nicht in irgend einer besondern Art von Neigungen, sondern in der gehörigen Ordnung und Regierung aller Vergnügen, die nach der Verschiedenheit der Gegenstände, wornach sie trachten, und des Grades der Heftigkeit, womit sie denselben nachtrachten, entweder tugendhaft oder lasterhaft seyn können.

Nach



Nach der Meinung dieser Schriftsteller besteht also die Tugend in der Glückseligkeit.

Anderer wollen, daß die Tugend in dem weisen Bestreben nach unserm eigenen Privat-Interesse und Glückseligkeit, oder in der gehörigen Regierung und Richtung der selbstlichen Neigungen, die blos auf diesen Endzweck abzielen, bestehe. Nach der Meinung dieser Schriftsteller besteht also die Tugend in der Klugheit.

Eine andere Classe derselben setzt die Tugend in denen Neigungen, die auf die Glückseligkeit anderer, nicht in denen, die auf unsere eigene gerichtet sind. Ihnen zufolge ist also uneigennütziges Wohlgevoogenheit, der einzige Bewegungsgrund, der einer Handlung den Character der Tugend geben kann.

Es ist offenbar, daß der Character der Tugend entweder allen Neigungen ohne Unterschied, wenn sie unter gehöriger Regierung und Richtung stehen, beigelegt, oder in eine besondere Classe und Einteilung derselben eingeschränkt werden muß. Ihre beiden Haupt-Classen sind aber die eigennütziges und die gemeinnütziges. Wenn daher der Character der Tugend nicht ohne Unterschied allen unsern Neigungen, wenn sie gehörige Ordnung und Richtung haben, beigelegt werden kann, so muß er entweder auf diejenigen eingeschränkt werden, die gerade auf unsere eigene Privat-Glückseligkeit, oder auf diejenigen, die auf  
die

die Glückseligkeit anderer abzielen. Bestehet also die Tugend nicht in der Schicklichkeit, so muß sie entweder in der Klugheit oder in der Wohlgenommenheit bestehen. Außer diesen dreien Eintheilungen ist es kaum möglich, eine andere von der Natur der Tugend zu geben. Ich werde mich in der Folge bemühen zu zeigen, wie alle andere Eintheilungen, die von diesen unterschieden zu seyn scheinen, im Grunde mit einer oder der andern von ihnen übereinstimmen.

### Erstes Hauptstück.

Von den Systemen, die die Schicklichkeit zum Wesen der Tugend machen.

Nach der Meinung des Plato, des Aristoteles und des Zeno, besteht die Tugend in der Schicklichkeit des Verhaltens, oder in der Uebereinstimmung der Meinung, die die Quelle der Handlung ist, mit dem Gegenstande, der sie erzeugt.

1. In dem System des Plato, \* wird die Seele als ein kleiner Staat oder Republik betrachtet, die aus drei Vermögen oder Ständen zusammengesetzt ist.

Das erste ist das Vermögen zu urtheilen, oder das Vermögen, welches nicht allein die Mäß-

\*) de republ. l. 4.

tel anzeigt, einen Zweck zu erreichen, sondern auch, welche Zwecke müssen gesucht werden, und welchen relativen Werth wir auf einen jeden legen müssen. Dieses Vermögen nannte Plato, wie er es mit Grund nennen konnte, Vernunft, und betrachtete es als ein solches, das ein Recht habe das herrschende Principium des ganzen zu seyn. Unter dieser Benennung begriff er aber unstreitig, nicht allein das Vermögen, wodurch wir von Wahrheit und Falschheit, sondern auch dasjenige, wodurch wir von der Schicklichkeit oder Unschicklichkeit der Begierden und Neigungen urtheilen.

Die verschiedenen Leidenschaften und Begierden, die natürlichen Unterthanen dieses herrschenden Vermögens, die aber so sehr geneigt sind, sich gegen ihren Herrn zu empören, brachte er auf zwei verschiedene Classen oder Ordnungen. Die erste bestand aus denen Leidenschaften, die auf Stolz und Zorn oder auf das, was die Schullehrer den zürnenden Theil der Seelen nannten, gegründet sind. Hieher gehören Ehrgeiz, Feindschaft, Liebe zur Ehre und Furcht der Schande, die Begierde nach Eica, Vorzug und Rache, mit einem Worte, alle die Leidenschaften, von denen man glaubt, daß sie das, was wir in unserer Sprache durch eine Metapher Geist oder natürliches Feuer nennen, anzeigen, oder daraus entspringen. Die andern begriff die Leidenschaften unter

unter sich, die auf die Liebe des Vergnügens, oder auf das, was die Schullehrer den begehrten Theil der Seele nannten, gegründet sind. Hieher rechnete er alle Begierden des Körpers, die Liebe zur Ruhe und Sicherheit, und zu allen sinnlichen Vergnügungen.

Es trifft sich selten, daß wir diesen Plan des Verhaltens, den das herrschende Principium vorschreibt, und den wir selbst in allen unsern kühlen Stunden, als den besten und schicklichsten uns zur Regel machen, brechen, wenn wir nicht durch eine oder andere aus diesen beiden verschiedenen Classen der Leidenschaften, entweder durch unbedingten Ehrgeiz und Rache, oder durch die ungesättigten Reizungen einer gegenwärtigen Rache und Erregung dazu getrieben werden. Ob nun aber gleich diese beiden Classen von Leidenschaften so mächtig sind uns zu verführen, so werden sie doch als nothwendige Theile der menschlichen Natur betrachtet, da die ersten uns gegeben worden, uns gegen Beleidigungen zu verteidigen, unsern Rang und Würde zu behaupten, und uns anzutreiben, daß wir dem, was rechtlich und rühmlich ist, nachstreben, und diejenigen, die auf gleiche Art handeln, hervorzuheben; die andern aber für die Erhaltung und Bedürfnisse des Körpers zu sorgen.

In der Stärke, Freiheit und Vollkommenheit des herrschenden Vergnügens setzte Plato die Tugend

Tugend der Klugheit, die seiner Meinung nach in einem klaren und richtigen, auf allgemeine und scientifische Begriffe gegründeten Urtheil über die Endzwecke, welche man suchen müsse, und über die geschickten Mittel, sie zu erreichen, bestand.

Wenn die erstere Classe der Leidenschaften, nemlich die von dem zürnenden Theil der Seele, den Grad der Stärke und Heftigkeit haben, die sie fähig machte, unter der Regierung der Vernunft und der Bestrebung nachdem, was edel und rühmlich ist, alle Gefahren zu verachten; so entstand daraus die Tugend der Tapferkeit und der Großmuth. Diese Gattung der Leidenschaften war nach diesem System von weit edlerer und erhabenerer Natur als die andern. Sie wurden bei manchen Gelegenheiten als Hülfstruppen betrachtet, die der Vernunft zum Beistande gegeben werden, die unartigen und thierischen Begierden einzuschränken und zurückzuhalten. Wir werden oft böse auf uns selbst, wir werden oft die Gegenstände unsers eigenen Zorns und Unwillens, wenn die Liebe des Vergnügens uns verleitet etwas zu thun, das wir misbilligen: und auf die Art wird der zürnende Theil der Seele herbeygerufen, dem vernünftigen gegen die begehrenden beizustehen.

Wenn alle diese drei verschiedenen Theile unserer Natur in vollkommener Einigkeit mit einander sind, wenn weder die zürnende noch die be-

gehren-

gehrenden Leidenschaften auf eine Befriedigung dringen, die die Vernunft nicht billigt, und wenn die Vernunft nichts befiehlt, als was diese von freien Stücken zu beobachten geneigt sind, so entstand aus dieser glücklichen Mischung, aus dieser vollkommenen und gänzlichen Harmonie der Seelen, die Tugend, die sie in ihrer Sprache durch ein Wort ausdrückten, das wir gemeinlich durch Mäßigkeit übersezen, das aber füglich durch gute Gemüths-Fassung oder Mäßigung könnte übersezt werden.

Gerechtigkeit, die letzte und größte unter den vier Haupt-Tugenden, fand nach diesem System Platz, wenn ein jedes von den dreien Vermögen der Seele sein eigenes Amt wahrnahm, ohne den Amte eines andern zu nahe zu treten, oder Eintrag zu thun, wenn die Vernunft herrschte, und die Leidenschaft gehorchte, und wenn jede Leidenschaft ihre gehörige Pflicht erfüllte, und sich gegen ihre eigentlichen Gegenstände leicht und ohne Widerstreben und mit dem Grad der Stärke und Kraft äußerte, die dem Werth dessen, worauf sie abzielte, gemäß war. Hierinnen bestand die vollkommene Tugend, die vollkommene Schicklichkeit des Verhaltens, die Plato, nach einigen von den alten Pythagoräern, Gerechtigkeit nannte.

Man bemerke hier, daß das Wort, welches in der griechischen Sprache die Gerechtigkeit anzeigt,

zeigt, verschiedene Bedeutungen hat, und da das damit übereinstimmende Wort in allen andern Sprachen, so viel ich weiß, dieselben Bedeutungen hat, so muß unter diesen mancherlei Bedeutungen einige natürliche Verwandtschaft seyn. In einem Verstande sagt man von uns, daß wir unsern Nächsten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn wir uns enthalten, ihm einen positiven Schaden zuzufügen, und ihn nicht entweder an seiner Person, oder an seinen Gütern, oder an seiner Ehre beleidigen, das ist die Gerechtigkeit, wovon ich oben gehandelt. Die Beobachtung dessen, wozu wir mit Gewalt können gezwungen werden, und dessen Uebertretung uns straffällig macht. In einem andern Verstande sagt man von uns, daß wir unsern Nächsten nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn wir nicht gegen ihn alle Ehrfurcht, Achtung und Liebe hegen, die wir nach seinem Character, nach seiner Situation und nach seiner Verbindung mit uns billig gegen ihn hegen müssen, und wenn wir nicht diesen Empfindungen gemäß handeln. Und in diesem Verstande kann man von uns sagen, daß wir gegen einen Mann von Verdiensten ungerecht handeln, ob wir uns gleich enthalten, ihn auf einige Art zu beleidigen, wenn wir uns nicht bestreben, ihn zu dienen, und ihn in die Situation zu setzen, worin es einem jeden unparteyischen Zuschauer angenehm seyn würde, ihn zu sehen. Die erste

erste Bedeutung des Wortes ist völlig mit dem einerlei, was Aristoteles und die Schullehrer die vertauschende Gerechtigkeit, und was Grotius *iustitia explettrix* nennet, welche darin besteht, daß man sich nicht an das vergreift, was andern zugehört, und das freiwillig thut, wozu man durch Zwangs-Mittel mit Recht kann angehalten werden. Die andere Bedeutung des Wortes trifft mit der von einigen sogenannten austheilenden Gerechtigkeit \* oder mit der *iustitia attributrix* des Grotius überein, welche in schicklicher Wohlthätigkeit besteht, in dem gehörigen Gebrauche dessen was unser ist, in der Anwendung desselben zu solchen Endzwecken der Liebe oder Großmuth, zu welchen es in unserer Situation muß angewandt werden. In diesem Verstande begreift die Gerechtigkeit alle gesellige Tugenden. Es giebt aber noch einen andern Verstand, worin das Wort Gerechtigkeit zuweilen genommen wird, der sich noch weiter erstreckt als einer der vorigen, ob er gleich dem letzten sehr nahe kommt, und der, so viel ich weiß, in allen Sprachen statt hat. In diesem letzten Verstande sagt man von uns, daß wir ungerecht sind, wenn wir einen besondern Gegenstand nicht

\* Die austheilende Gerechtigkeit des Aristoteles ist etwas hiervon verschieden. Sie besteht in der schicklichen Austheilung der Belohnungen, aus dem Schatze eines Staats. S. Aristoteles *Ethica Nic.* L. V. c. 2.



nicht mit dem Grad der Hochachtung schätzen, oder mit dem Grad des Eifers suchen, den er nach dem Urtheil des unparteyischen Zuschauers zu verdienen oder natürlicher Weise zu erregen geschieht zu seyn scheint. So sagt man, daß wir ungerecht gegen ein Gedicht oder gegen ein Gemählde sind, wenn wir es nicht genug bewundern, und daß wir mehr als gerecht dagegen sind, wenn wir es zu sehr bewundern. Auf gleiche Art sagt man, daß wir gegen uns selbst ungerecht sind, wenn wir auf ein besonderes Object unsers Eigenthums nicht gehörige Aufmerksamkeit zu wenden scheinen. In diesem letzten Verstande ist das, was man Gerechtigkeit nennet, einerseits die genaue und vollkommene Schicklichkeit des Verhaltens und der Aufführung, und begreift nicht allein die Pflichten sowohl der vertauschenden als antheilenden Gerechtigkeit, sondern auch die Pflichten einer jeden andern Tugend der Klugheit, der Tapferkeit, der Mäßigkeit unter sich. Und in diesem Verstande nimt Plato augenscheinlich das Wort, wenn er von der Gerechtigkeit redet, die seiner Meinung nach, die Vollkommenheit einer jeden Art von Tugend unter sich begreift.

Dies ist die Entdeckung, die Plato von der Natur der Tugend, oder von der Gemüths-Eigenschaft giebt, die der eigentliche Gegenstand des Lobes und des Preisfalls ist. Ihm zufolge besteht

ße in dem Zustande der Seelen, worin ein jedes Vermögen sich in seiner eigenen Sphäre einschränkt, ohne dem andern in der feinsten Eintraag zu thun und seine eigenthümliche Pflicht genau mit dem Grade der Stärke und Lebhaftigkeit verrichtet, die ihm zukommt. Jeder sieht leicht ein, daß seine Erklärung mit dem, was wir oben von der Schicklichkeit des Verhaltens gesagt haben, in allen Stücken übereinstimmt.

II. Nach dem Aristoteles \* besteht die Tugend in der Fertigkeit, der richtigen Vernunft zu folgen, zwischen zweien Abwegen die Mittelstrasse zu halten. Jede besondere Tugend liegt seinen Gedanken nach zwischen zweien entgegengesetzten Lastern in die Mitte, von denen das eine darin zu weit gehet, daß es zu sehr, das andere darin, daß es zu wenig von einer besondern Art der Gegenstände gerührt wird. So liegt die Tugend der Tapferkeit und des Muthes zwischen dem entgegengesetzten Lastern der Feigheit und der unbesonnenen Kühnheit in der Mitte, von denen das eine dadurch zum Laster wird, daß es zu sehr, das andere dadurch, daß es zu wenig von den Gegenständen der Furcht gerührt wird. Auf eben die Art liegt auch die Tugend der Sparsamkeit in der Mitte zwischen Geiz und Verschwendung, von denen das erste in einem Uebermaß, das andere in einem Mangel der gehörigen Aufmerksamkeit

\* Ethic. Nic. L. 2. c. 5. II. L. 3. c. 5. 6.

keit auf die Gegenstände des Privat-Vorteils be-  
steht. Von der Großmuth kann man eben das  
sagen. Sie liegt in der Mitte zwischen dem  
Uebermaas des Stolzes, und dem Mangel, der  
Kleinmuth, oder Niederträchtigkeit heisst, von de-  
nen jeder in einer zu ausschweifenden, diese in ei-  
ner zu schwachen Empfindung unsern eignen Wer-  
thes und unserer Würde besiehet. Es ist unnö-  
tig zu bemerken, daß auch diese Erklärung von  
der Tugend vortreflich mit dem was oben über  
die Glücklichkeit und Unseligkeit des Ver-  
haltens gesagt worden, übereinstimmt.

Darinn gehet Aristoteles \* von dem Plato  
ab, daß er die Tugend nicht so sehr in den ge-  
mäßigten und wohlgeordneten Neigungen selbst,  
als in der Fertigkeit dieser Mäßigung sehet. Um  
das zu verstehen, muß man bemerken, daß die  
Tugend auf eine doppelte Art kann betrachtet wer-  
den, entweder als die Eigenschaft einer Hand-  
lung, oder als die Eigenschaft einer Person. Als  
die Eigenschaft einer Handlung betrachtet, besiehet  
sie, auch nach dem Aristoteles, in der vernünf-  
tigen Mäßigung der Neigung, woraus die Hand-  
lung entspringt, diese Mäßigung mag nun der  
handelnden Person habituel seyn oder nicht. Als  
die Eigenschaft einer Person betrachtet, besiehet  
sie in der Fertigkeit dieser vernünftigen Mäßi-  
gung, darin, daß sie der Seele gewöhnlich und

§ 3

geläufig

\* Arist. Ethic. Nic. L. II. c. 1. 2. 3. 4.

geläufig geworden ist. So ist die Handlung, die aus einem gelegentlichem Anfall von Edelmut entspringet, unstreitig eine edelmütige Handlung, aber der Mensch, der sie verrichtet, ist nicht nothwendig edelmütig, weil es vielleicht die einzige Handlung dieser Art seyn mag, die er je verrichtete. Der Bewegungsgrund und die Disposition des Herzens, die diese Handlung veranlassen, kann völlig gut und schicklich gewesen seyn. Da aber diese glückliche Verfassung mehr der Wirkung von einer zufälligen Ursache, als von etwas stetigen und festen in dem Character gewesen zu seyn scheint, so kann sie dem, der die Handlung that, keine große Ehre bringen. Wenn wir einen Character in irgend einer Absicht edelmütig, oder hebreich oder tugendhaft nennen, so wollen wir dadurch anzeigen, daß die Gemüthsfassung, die durch jeden von diesen Ausdrücken bezeichnet wird, dem Menschen, gewöhnlich und geläufig geworden ist. Aber einzelne Handlungen von jeder Art, so schicklich und anständig sie auch seyn mögen, bedeuten mir wenig zu beweisen, daß es sich wirklich so verhält. Wäre eine einzelne Handlung zureichend, dem, der sie verrichtet, den Character irgend einer Tugend zu geben, so könnten die Unwürdigsten unter den Menschen auf alle Tugenden Anspruch machen. Denn es ist vielleicht kein Mensch, der nicht hier und da mit Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Tapferkeit

keit gehandelt hätte. Ob nun aber gleich einzelne Handlungen, so löblich sie auch seyn mögen, dem, der sie gethan, nur wenig Lob erwerben, so ist doch eine einzelne lasterhafte Handlung desjenigen, der sonst eine regelmäßige Aufführung beobachtet, fähig, unsere Meinung von seinen Tugenden sehr zu verringern, und zuweilen ganz zu zerstören. Denn diese einzelne Handlung zeigt wenigstens zureichend, daß seine Fertigkeiten nicht vollkommen sind, und daß er bei weitem nicht so zuverlässig ist, als wir nach seinem gewöhnlichen Verhalten zu denken geneigt gewesen wären.

Aristoteles \*) hatte auch, da er die Tugend in practischen Fertigkeiten setzte, wahrscheinlich die Absicht, sich der Lehre des Plato zu widersetzen, der der Meinung gewesen zu seyn scheint, daß richtige Empfindungen und vernünftige Urtheile über das, was gethan oder unterlassen werden muß, allein zureichend wären, die allervollkommenste Tugend zu erzeugen. Seinen Gedanken zu folge, kan die Tugend als eine Art von Wissenschaft betrachtet werden. Kein Mensch, dachte er, kannte deutlich und demonstrativisch einsehen, was recht und was unrecht wäre, ohne darnach zu handeln, die Leidenschaften konnaten wohl uns verführen, zweifelhaften und ungewissen Meinungen, aber nicht deutlichen und augenscheinlichen Urtheilen zuwider zu handeln. Aristoteles war dagegen der Meinung

§ 4

\*) Aristoteles Magn. Mor. L. I. c. 1.

nung, daß keine Ueberzeugung des Verstandes fähig wäre, eingemurzelte Fertigkeiten zu überwinden, und daß die Sittlichkeit nicht aus Wissenschaft sondern aus Handlungen entspringe.

III. Nach dem Zeno, \* dem Stifter der Stoischen Secte, war jedes Thier in der Natur seiner eigenen Vorsorge übergeben, und mit dem Grundtriebe der Selbst-Liebe begleitet, die es antreiben sollte, nicht allein sein Daseyn, sondern auch alle verschiedene Theile seiner Natur in den besten und vollkommensten Zustände, deren sie fähig wären, zu erhalten.

Die Selbstliebe des Menschen umfaßte, wenn ich so reden darf, seinen Körper und alle verschiedene Glieder desselben, seine Seele und alle ihre verschiedene Vermögen und Kräfte, sie beehrte die Erhaltung und Fortdauer derselben insgesamt in ihren besten und vollkommensten Zustände, was nun darauf abzielte diesen Zustand des Daseyns zu erhalten, das würde ihm von der Natur als ein Gegenstand der Wahl: was darauf abzielte, ihn zu zerstören, als ein Gegenstand der Verwerfung bezeichnet. So werden Gesundheit, Stärke, Fröhlichkeit und Leichtigkeit des Körpers, nebst allen äußerlichen Bequemlichkeiten die sie uns verschaffen können, Reichthum, Macht, Würden, die Hochachtung

\* S. Cicero de finibus, L. III. und Diogenes Laertius in Zenone L. VII. sect. 14.

achtung und Ehrfurcht derer, mit welchen wir leben, uns von der Natur als wählbare Dinge, deren Besitz ihrem Gegentheil vorzuziehen sey, bezeichnet. An der andern Seite und auf gleiche Art werden Krankheit, Schwachheit, Unbehülfslichkeit, Schmerzen des Körpers nebst allen äußerlichen nachtheiligen Umständen, die jene Unbequemlichkeiten veranlassen oder uns zuziehen können, Armuth, Mangel des Ansehens, Verachtung und Haß derer, mit welchen wir leben, uns als Dinge bezeichnet, die wir vermeiden und fliehen müssen. In jeder von diesen beiden Classen der Gegenstände, waren einige, die mehr die Gegenstände der Wahl oder der Verwerfung zu seyn schienen, als andere aus eben der Classe. So schiene in der ersten Classe Gesundheit der Seelen wäre der Huzsigkeit, Ehre der Macht, und Macht den Reichthümern vorzuziehen. Ebenso auch müßte in der zweiten Classe Krankheit mehr als Unbehülfslichkeit des Körpers, Schande mehr als Armuth, Armuth mehr als Mangel des Ansehens vermieden werden. Die Tugend und Schicklichkeit des Verhaltens bestand in der Wahl oder in der Verwerfung aller verschiedenen Objecte und Umstände, je nachdem sie von der Natur mehr oder weniger zu Gegenständen der Wahl oder der Verwerfung gemacht werden, darin, daß wir jedesmahl unter den verschiedenen Gegenständen der Wahl, die uns vorgelegt werden, diejenigen aufsuchet, die vorzüg-

lich gemählet werden müssen, wenn wir sie nicht alle erhalten können, und eben so, aus den verschiedenen verwerflichen Gegenständen, die sich uns darstellen, diejenigen auszuwählen, die am meisten vermieden werden müssen, wenn es nicht in unsern Kräften steht, sie alle zu vermeiden. Wenn man so nach richtiger und genauer Ueberlegung erwählet und verwirft, und auf jeden Gegenstand genau den Grad der Aufmerksamkeit wendet, den er nach der Stelle, den er in dieser natürlichen Leiter der Dinge hat, verdient, so behaupten wir, den Stoischen Lehrsätzen zufolge, die vollkommene Richtigkeit des Verhaltens, die ihren Gedanken nach das Wesen der Tugend ausmachte. Das nannten sie ordentlich leben, der Natur gemäß leben, und denen Befehlen und Anweisungen gehorchen, die die Natur oder der Urheber der Natur unsern Verhalten vorgeschrieben hat.

In so fern ist der Stoische Begriff von Glückseligkeit und Tugend nicht sehr von demjenigen verschieden, den Aristoteles und die alten Peripatetiker gehabt. Das was diese beyden Systeme hauptsächlich von einander unterschied, war der verschiedene Grad der Selbstbeherrschung, den sie verlangten. Die Peripatetiker verhielten im gewissen Grade die unruhigen Leidenschaften, als solche, die der Schwachheit der menschlichen Natur gemäß, und einer so unvollkommenen Geschaf-

fte



pse der Mensch, möglich wären. Wenn keine Unglücksfälle, dachten sie, keinen heftigen Kummer erweckten, wenn die Beleidigungen, die ihn zugesüget werden, keinen lebhaften Zorn reizten, so würde die Vernunft, oder die Rücksicht auf allgemeine Regeln, die es bestimmten, was recht und schicklich wäre, viel zu schwach seyn ihn anzutreiben, die ersten zu vermeiden und die andern abzuwehren. Dagegen forderten die Stoiker die vollkommenste Apathie und betrachteten jede Gemüthsbewegung, die die Ruhe der Seelen nur im geringsten stören konnte, als die Wirkung des Leichtsinns und der Thorheit. Die Peripatetiker scheinen der Meinung gewesen zu seyn, daß keine Leidenschaften die Gränzen der Schicklichkeit überschritten, so lange der Zuschauer mit der großen Stärke der Menschlichkeit, noch damit sympathisiren konnte. Die Stoiker scheinen dagegen eine jede Leidenschaft als unschicklich angesehen zu haben, die einige Sympathie von dem Zuschauer verlangte, und von ihm forderte, den natürlichen und ordentlichen Zustand seines Gemüths zu verändern um der Heftigkeit ihrer Regungen gleich zu kommen. Ein tugendhafter, dachten sie, mußte nie die Großmuth derer, mit welchen er lebte, nöthig haben, eine Vergeltung oder Beißfall zu erhalten.

Nach den Stoischen Lehrsätzen muß eine jede Begehrtheit den Weisen gleichgültig seyn, er muß sie

sie als etwas ansehen, die für sich und um ihr  
 selbst willen der Gegenstand weder der Begierde  
 noch des Abscheus, weder der Freude noch des  
 Kummerd fern kann. Ziehe er einige Begeben-  
 heiten andern vor, wären einige Situationen Ge-  
 genstände seiner Wahl, andere seiner Verwerfung,  
 so geschehe es nicht deswegen, weil er die erstern  
 an sich für besser halte, oder denke, daß seine eige-  
 ne Glückseligkeit vollkommener in dem, was man  
 den glücklichen Zustand nennt, fern werde, als in  
 dem, welchen man gemeinlich als einen unglück-  
 lichen betrachtet, sondern weil die Schicklichkeit  
 der Handlung die Regel, die die Güter ihm zur  
 Einrichtung seines Verhaltens gegeben haben, von  
 ihm verlange auf die Art zu wählen oder zu  
 verwerfen. Zu den Haupt-Gegenständen der na-  
 türlichen Neigungen, oder zu den Dingen, die die  
 Natur uns ursprünglich als wählenswürdig em-  
 pfohlen habe, gehöre das Glück unserer Familie,  
 unserer Freunde, unsers Landes, des menschlichen  
 Geschlechts und der Welt überhaupt. Die Na-  
 tur habe uns auch gelehrt, daß wir das Glück  
 von zweien dem Glück eines einzigen vorzuziehen  
 sey, also auch das Glück vieler oder aller noch  
 vorzüglich mehr vorzuziehen sei, daß wir selbst nur  
 einer sind, und daß folglich, wenn unser Glück  
 mit dem Glück entweder des Ganzen oder eines  
 ansehnlichen Theils des Ganzen in Collision kom-  
 me, es auch nach unserer eignen Wahl, dem,

was

das so viel vorzüglicher ist, weichen müsse. Da  
 alle Begebenheiten in der Welt von der Vorsehung  
 eines weisen, mächtigen und guten Gottes geleitet  
 werden, so könne man versichert seyn, daß alles  
 was sich zuträgt, auf das Glück und auf die  
 Vollkommenheit des ganzen abziele, wäre man  
 daher in Armuth, in Krankheit oder in einem  
 andern Unglücke, so müsse man zwar vor allen  
 Dingen, seine kühnsten Kräfte anwenden, so weit  
 es die Gerechtigkeit und die Pflicht gegen andere  
 verhalten, sich selbst von diesem unangenehmen  
 Zustande zu befreien. Wenn man aber nach  
 allen Vermählungen habe, daß das unmöglich  
 sey, so müsse man sich in der Ueberzeugung betru-  
 gen, daß die Ordnung und Vollkommenheit des  
 Ganzen es verlange, daß man so lange in dieser  
 Situation bleiben solle. Und da die Glückselig-  
 keit des Ganzen, auch in unsern eigenen Augen  
 nicht gelten müsse als die Glückseligkeit eines so  
 unbedeutenden Theils davon, als wir selbst sind,  
 so müsse, unsere Situation, wie hart sie auch  
 seyn mag, von dem Augenblick an der Gegenstand  
 unserer Wahl und selbst unser Verlangens wer-  
 den, wenn man die vollkommene Schicklichkeit und  
 Nützlichkeit der Gesinnungen und des Verhal-  
 tens, worin die Vollkommenheit unserer Natur  
 besteht, behaupten wolle. Sollte sich eine be-  
 quemere Gelegenheit und eine Verheißung  
 darbieten, so wäre es freilich unsere  
 Pflicht

Schuldigkeit sei zu erkennen; es sei alsdenn offenbar, daß die Ordnung der Welt es nicht länger verlange, daß wir in diesem Zustande bleiben sollten, und der große König der Welt fordere uns deutlich auf, ihn zu verlassen, da er uns so deutlich den Weg angewiesen, den wir folgen sollen. Auf gleiche Weise verhalte es sich mit den Widertätigkeiten unsrer Verwandten, unsrer Freunde, unsrer Landes. Erleide es in unserm Vermögen, ohne irgend eine heilige Pflicht zu beleidigen, ihn zum Anstand herzuführen oder es zu endigen, so sey es unsrer Pflicht unsere Schuldigkeit es zu thun; die Schuldigkeit der Handlung, die Regel die Zugewandte und zu der Einrichtung unsers Verhaltens gegeben, verlangen das offenbar von uns. Wenn es aber nicht in unsrer Gewalt wäre, eines von beiden zu thun, so müßte man alsdenn diejenige Betrachtung als die glücklichste ansehen, die sich möglicher Weise habe zutragen können, weiß wir unschwerlich fern können, daß sie am meisten auf die Glückseligkeit und Ordnung des ganzen abzielt, welches wir selbst, wenn wir weise und billig wären, vor allen Dingen zu wünschen hätten. „In welchem Verstande spricht Epictet, wird von einigen Dingen gesagt, daß sie unserer Natur gemiß, von andern, daß sie ihr zuwider sind? In dem Verstande, worin wir uns selbst als von allen andern Dingen abgesondert und getrennet betrachten.“ Denn so kann man sagen, daß es allemahl „der

„der Natur des Fußes gemäß sei, reich zu sein.  
 „Wenn man ihn aber als Fuß betrachtet, und  
 „nicht als etwas das von dem übrigen Theil des  
 „Corpers abgefondert ist, so mußes ihm zuweilen  
 „gebühren in den Roth zu treten, zuweilen auf Dor-  
 „nen zu gehen, zuweilen auch um des ganzen Edr-  
 „pers willen abgenommen zu werden, und wenn  
 „er sich dagegen weigerte, so ist er nicht länger  
 „Fuß. So müssen wir uns auch die Sache in An-  
 „sichung unserer selbst vorstellen. Was sehd ihr?  
 „ein Mensch. Betrachtet ihr euch als etwas ab-  
 „gefondertes und getrenntes, so ist es eurer Natur  
 „gemäß, alt zu werden, reich und gesund zu seyn.  
 „Betrachtet ihr euch aber als Mensch und als ei-  
 „nen Theil des ganzen, so wird es euch zum be-  
 „stehen des ganzen zuweilen gebühren, krank zu seyn,  
 „zuweilen den Unbequemlichkeiten einer See-  
 „reise ausgesetzt zu seyn, zuweilen in der Dürf-  
 „tigkeit zu seyn, und endlich vielleicht vor der Zeit  
 „zu sterben, worüber beschweret ihr euch denn?  
 „Wisset ihr nicht daß ihr dadurch eben so wie der  
 „Fuß aufhöret Fuß zu seyn, auch aufhöret Mensch  
 „zu seyn.“ \*

Es ist deutlich, daß diese Unterwürfigkeit uns-  
 ter der Ordnung des ganzen, diese völlige Gleich-  
 gültigkeit gegen alles was uns selbst angehet, wenn  
 es mit dem Vortheil des ganzen in die Waagschale  
 gesetzt wird, aus keinem andern Principium ihre  
 Schick,

Schicklichkeit herleiten konnte, als aus dem, worauf ich mich bemühet habe zu zeigen, daß die Schicklichkeit der Gerechtigkeit gegründet sei. So lange wir unsere eigene Urtheile mit unsern eigenen Augen betrachten, so lange ist es keinem möglich, daß wir uns willig dazu bequemen sollten, daß sie auf die Art den Vortheilen des ganzen aufgeopfert werden. Bloss alsdenn, wenn wir diese streitenden Urtheile mit den Augen anderer betrachten, wenn uns das, was uns selbst angeht, in der Vergleichung so verächtlich schiene, daß wir sie ohne alles Widerstreben verläugnen. Einem jeden außer dem, den die Sache hauptsächlich betrifft, kann nichts der Vernunft und der Schicklichkeit gemäßer scheinen, als daß der Theil dem ganzen weichen muß. Was aber der Vernunft aller andern Menschen gemäß ist, das darf der seinigen nicht zuwider seyn. Er muß also selbst dieses Opfer billigen und erkennen, daß es mit der Vernunft übereinstimme. Nun sind aber alle Reigungen des Weisen, nach der Lehre der Stoiker, mit der Vernunft und Schicklichkeit vollkommen übereinstimmig, und treffen freiwillig mit allem, was diese herrschenden Principia vorschreiben, zusammen. Daher darf der Weise nie einigen Widerwillen empfinden, sich diese Einrichtung der Dinge gefallen zu lassen.

IV. Außer diesen alten Systemen giebt es noch einige neue, nach welcher die Tugend in der Schick-

Schicklichkeit beschränket, oder in der Uebereinstimmung der Neigung, aus welcher die Handlung entspringet mit der Ursache oder dem Object, das sie erreget. Das System des D. Clarke, welcher die Tugend in der Uebereinstimmung der Handlungen mit dem Verhältnisse der Dinge setzt, oder in der Einrichtung des Verhaltens nach der Schicklichkeit oder Unschicklichkeit, die sich dabei findet, wenn man gewisse Handlungen bei gewissen Dingen oder gewissen Verhältnissen verrichtet; das System des Woolaston, der sie darcin setzt, daß man der Wahrheit der Dinge, ihrer eigenen Natur und Wesen gemäß handelt, oder damit so umgeht, als mit dem, was sie sind, nicht als mit dem, was sie nicht sind; das System des Lord Shaftesbury, welcher sie darinn setzt, daß man die Neigungen in einem gehörigen Gleichgewicht erhält, und keiner Leidenschaft erlaubt, über ihre eigene Sphäre auszuschnappen. Alle diese Systemen sind mehr oder weniger unvollständige Beschreibungen einer und eben derselben Grund-Idee.

Die Beschreibung der Tugend, die in einem jeden von diesen Systemen entweder gegeben, oder wenigstens gemeint und angedeutet ist, (denn verschiedene der neuern Schriftsteller sind nicht glücklich in der Art sich auszudrücken,) ist ohne Zweifel richtig, so weit sie gehet. Keine Tugend ist ohne Schicklichkeit, und, wo diese ist, da ver-

dienet sie einen bestimmten Grad von Beifall. Dennoch ist aber diese Beschreibung unvollkommen. Denn obgleich die Schicklichkeit ein wesentlicher Bestandtheil der Tugend ist, so ist sie doch nicht allezeit der einzige. Wohlthätige Handlungen haben noch eine andere Eigenschaft, Vermöge welcher sie nicht allein Beifall, sondern auch Belohnung verdienen. Keines von diesen Systemen, erklärt entweder leicht oder zureichenden Grund dieses höhern Grades der Hochachtung, die solchen Handlungen zu gebühren scheint, oder dieser Verschiedenheit der Empfindungen, die sie natürlicher Weise erregen. Eben so unvollständig ist auch die Beschreibung des Hasses. Denn obgleich die Unschicklichkeit auf eben die Art ein wesentlicher Bestandtheil einer jeden lasterhaften Handlung ist, so ist sie doch nicht allemahl der einzige; oft findet sich der höchste Grad der Ungeretheit in sehr unschuldigen und unbedeutenden Handlungen. Vorsehliche, auf den Schaden derselben mit welchen wir leben, abzielende Handlungen, haben, außer der Unschicklichkeit noch eine besondere Eigenschaft, die ihnen eigenständig ist, vermöge welcher sie nicht allein Tadel, sondern auch Strafe verdienen, und nicht bloß Gegenstände des Misfallens, sondern auch des Zorns und der Rache sind. Keines dieser Systeme erklärt aber auf eine leichte oder zureichende Art den Grund dieses höhern Grades von



von Abscheu, den wir gegen solche Handlungen empfinden.

## Zweytes Hauptstück.

Von denen Systemen, die die Tugend in der Klugheit setzen.

Das älteste der Systemen, die die Tugend in der Klugheit setzen, und wovon einige das trübselige Ueberbleibsel bis auf uns gekommen sind, ist das vom Epicurus, von dem man aber doch sagt, daß er alle Haupt-Grundsätze seiner Philosophie von einigen seiner Vorgänger, besonders von Aristipp erborget habe, ob es gleich dabei sehr wahrscheinlich ist, daß, ungeachtet dieser Beschuldigung seiner Feinde, wenigstens die wichtigsten Grundsätze anzuwenden ihm allein zugehört.

Dem Epicurus\* zufolge sind körperliche Lust und körperlicher Schmerz die einzigen Objecte, worauf jede natürliche Begierde und Abscheu zuletzt sich beziehet. Daß sie allezeit die natürlichen Gegenstände dieser Leidenschaften sind, das, dachte er, brauche keinen Beweis. Zwar lehrte er, daß das Vergnügen zuweilen müsse vermieden werden, nicht aber, weil es Vergnügen wäre, sondern weil wir durch den Genuß desselben entweder ein größeres Vergnügen verlieren, oder uns

§ 2

einen

\* C. Cicero de Senectute L. I Diogenes Laertius IX.

einen körperlichen Schmerz zuziehen würden, der  
 mehr vermieden als das Vergnügen begehrt zu  
 werden verdiente. Auf eben die Art müßte auch  
 der Schmerz zuweilen gewählt werden, nicht weil  
 es Schmerz wäre, sondern weil wir durch die  
 Erbuldung desselben entweder einen größern  
 Schmerz vermeiden, oder ein Vergnügen von  
 weit größerer Wichtigkeit erlangen könnten. Daß  
 also körperlicher Schmerz und Vergnügen alle-  
 zeit die natürlichen Gegenstände der Begierde und  
 Verabscheuung wären, das dachte er, wäre ganz  
 unstreitig. Eben so augenscheinlich, meinte er, wä-  
 re es auch, daß sie die einzigen Gegenstände wären,  
 worauf sich diese Leidenschaften zuletzt beziehen.  
 Was man außer denselben nur immer begehren  
 oder vermeiden mag, das würde nur deswegen  
 begehrt oder vermieden, weil es darauf abzielt,  
 die eine oder die andere von diesen Empfindun-  
 gen hervorzubringen; Reichthum und Macht  
 schiene daher aus einer andern Ursache begehr-  
 tungswürdig, als weil sie Vergnügen verschaffen;  
 die gegenseitige Wirkung, nemlich die Hervor-  
 bringung des Schmerzens machte Armuth und  
 Niedrigkeit zu Gegenständen des Abscheues; Eh-  
 re und Ruhm würden geschätzt, weil die Liebe  
 und Hochachtung derer, mit welchen wir leben,  
 sehr viel dazu beitrage, uns Vergnügen zu ver-  
 schaffen und uns gegen den Schmerz zu schützen;  
 Ehre und adler Ruf, müßten im Gegentheil

vermieden werden, weil Haß, Verachtung und Unwille derer, mit welchen wir leben, alle Stillerheit zerstört, und uns nothwendig den größten körperlichen Uebeln aussetzt.

Alle Vergnügen und Missergnügen der Seele entspringen, nach dem Epicur, am Ende von denen des Leibes. Die Seele ist glücklich, wenn sie sich an die vergangene Vergnügen des Leibes erinnert, und andere in der Zukunft hoffet: unglücklich aber, wenn sie an die Schmerzen denkt, die der Leid vorhin ausgestanden, und eben so große oder noch größere in der Folge befürchtet.

Ob nun aber gleich die Vergnügen und Missergnügen der Seele aus den körperlichen entstehen, so sind sie doch weit größer, als diejenigen, woraus sie entstehen. Der Körper füllet allein die Empfindung des gegenwärtigen Augenblicks, dahingegen die Seele auch die vergangenen und künftigen füllet, die eine durch die Erinnerung, die andere durch das Voraussehen, und die giebt natürlich einen großen Zuwachs von Leid und Freude. Wenn wir die größten körperlichen Schmerzen dulden, sagt er, so werden wir allezeit finden, daß es nicht der Schmerz des gegenwärtigen Augenblicks ist, was uns vornehmlich quälet, sondern entweder die ängstende Erinnerung des Vergangenen, oder der noch schrecklicheren Furcht des künftigen. Der Schmerz eines jeden Augenblicks, an sich selbst betrachtet, und von allem was vorgehet,

oder nachfolget, absondert, ist eine Kleinigkeit, die gar nichts auf sich hat. Und das ist doch alles, was den Körper je treffen kann. Eben das werden wir auch bemerken, wenn wir das größte Vergnügen genossen. Die körperliche Empfindung, die Empfindung des gegenwärtigen Augenblicks, macht nur einen sehr kleinen Theil unserer Glückseligkeit aus, unser Vergnügen entsteht vornehmlich aus der angenehmen Erinnerung des Vergangenen, und aus dem noch angenehmen Vor-schmack des Künftigen, und folglich trägt die Seele allemahl zu dem Vergnügen, das wir haben, das meiste bei.

Da nun unser Glück und Unglück hauptsächlich von der Seele abhängt, so kommt es, seiner Meinung nach, wenig auf die Empfindungen unsers Körpers an, wenn es nur mit jenem Theil unsrer Natur gut stehet, wenn unsere Meinungen und Gedanken nur so sind, wie sie seyn sollen. Behaupten unsere Vernunft und Urtheil ihre Oberherrschafft, so können wir, wenn gleich ein großer Schmerz den Körper quälet, doch noch einen angenehlichen Theil von Glück genießen; wir können uns mit der Erinnerung vergangener, und mit der Hoffnung künftiger Vergnügen unterhalten, wir können die Heftigkeit unserer Schmerzen erleichtern, wenn wir uns vorstellen, was das eigentlich ist, das wir auch in dieser Situation zu erdulden haben, daß es nemlich bloß die körperliche Empfindung,

ding, die Empfindung des gegenwärtigen Augenblicks ist, die ihrer Natur nach, und an sich selbst recht sehr groß seyn kann; daß die Angst, die die Furcht der Fortdauer desselben erweckt, so peinlich sie auch seyn mag, aus einer Meinung der Seele entsiehet, die durch richtige Gedanken verbessert werden kann; wir dürfen nur bedenken, daß wenn unsere Schmerzen heftig sind, sie wahrscheinlich auch von kurzer Dauer seyn, und wenn sie anhalten, wahrscheinlich mäßig seyn, und manche Zwischenräume der Erleichterung zulassen werden, daß endlich, wenn das Uebel aufs höchste steigt, der Tod allezeit bei der Hand und auf unsern Ruf bereit ist, uns zu erlösen: dieser aber könnte nicht als ein Uebel betrachtet werden, da er, seiner Meinung nach, aller Empfindung des Schmerzens sowol als des Vergnügens ein Ende machte. Wenn wir sind, sagt er, so ist der Tod nicht, wenn der Tod ist, so sind wir nicht. Er kann also nichts für uns seyn.

Ist nun die merckliche Empfindung des positiven Schmerzens so wenig zuzufürchten, so ist gewiß die Empfindung des Vergnügens noch weniger zu begehren. Natürlicher weise ist die Empfindung des Vergnügens bei weitem so lebhaft nicht, als die des Schmerzens. Wenn folglich der letztere der Glückseligkeit einer wohlbesonnenen Seele so wenig entziehen kann, so kann der andere kaum etwas zu ihr hinzusetzen. Ist der Körper

frei von Schmerz und die Seele von Furcht und Menßlichkeit, so hat es mit den hinzukommenden Gefül des körperlichen Vergnügens nur wenig zu bedeuten: es kann das Glück dieser Situation in etwas abwechselnder machen; eigentlich aber kann man nicht sagen, daß es dieselbe vermehre.

In der Ruhe des Körpers also und in der Sicherheit und Zufriedenheit der Seele, bestehet nach dem System des Epicur, der vollkommene Zustand der menschlichen Natur, die größte Glückseligkeit, zu deren Genuß der Mensch fähig ist. Diesen großen Endzweck des natürlichen Verlangens zu erfüllen, ist das einzige Object aller Tugenden, die nicht ihrer selbst wegen, sondern seiner Meynung nach blos deswegen zu suchen sind, weil sie darauf abzielen, diese Situation zu bewirken.

So ist z. E. die Klugheit, ob sie gleich nach dieser Philosophie die Quelle und der Grund aller Tugend ist, doch nicht ihrer selbst wegen begehrenswürdig. Jene wachsams Sorgfalt, jene aufmerktsame Behutsamkeit, die allezeit auf der Wache steht, allezeit auf die entfernteste Folge einer jeden Handlung acht giebt, kann ihrer selbst wegen nicht so etwas angenehmes und reizendes seyn, wenn sie es nicht deswegen wäre, weil sie dahin gehet, die größten Güter zu verschaffen, und die größten Uebel abzuhalten.

Den des Vergnügens enthalten und die natürlichen Begierden, es zu genießen, im Zaum halten und einschränken, kann an sich und um sein selbst willen nie begehrtswürdig seyn. Die Mäßigkeit also, die uns das zur Pflicht macht, würde gar keinen Werth haben, wenn sie nicht nützlich wäre, wenn sie uns nicht geschickt machte, den gegenwärtigen Genuß hinten zu setzen, um einen größern in der Folge nicht zu verlieren, oder den größern Schmerz zu vermeiden, der daraus entstehen würde. Mit einem Wort: die Mäßigkeit ist nichts, als die Klugheit in Ansehung des Vergnügens.

Die Tapferkeit bringt uns oft in solche Situationen, in welchen wir schwere Arbeiten übernehmen, Schmerzen erdulden, und uns der Gefahr und dem Tod aussetzen müssen, und diese können gewiß noch weit weniger Gegenstände des Verlangens seyn. Sie werden nur gewählt, um größere Uebel zu vermeiden. Wir unterwerfen uns der Arbeit, um die größere Schande und das Mißvergnügen der Armut zu vermeiden, und setzen uns der Gefahr und dem Tode aus, um unsere Freiheit und Eigenthum zu vertheidigen, die die Mittel und Werkzeuge des Vergnügens und der Glückseligkeit sind, oder unser Vaterland zu vertheidigen, mit dessen Sicherheit unser eigene nothwendig verbunden ist. Die Tapferkeit setzt uns in den Stand das alles mit Lust zu thun,

§ 5

als

als das Beste, das in unserer gegenwärtigen Situation kann gethan werden, und sie ist in der That nichts weiter als Klugheit, reise Ueberlegung, und Gegenwart des Geistes, Schmerz, Arbeit und Gefahr nach ihren wahren Werth zu schätzen, und die Kleinere allemahl zu erwählen, um den größern vorzubeugen.

Eben so verhält es sich auch mit der Gerechtigkeit. Sich dessen enthalten, was andern zugehört, ist an sich selbst nicht begehrenswürdig; Es kann gewiß nicht besser für euch seyn, daß ich in den Besitz dessen bleibe, was mein ist, als daß ihr es besitzet. Demohingeachtet müßet ihr euch doch dessen, was mir zugehört, enthalten, weil ihr sonst den Unwillen und die Rache der Menschen gegen euch reizen werdet. Und dann würde die Ruhe und Zufriedenheit eurer Seelen gänzlich zerstört werden; Furcht und Verhörung würde euch allemal überfallen, wenn ihr an die Strafe dachtet, die ihr eurer eigenen Vorstellung nach von allen Menschen zu jederzeit zu besorgen hättet, und widrigen euch weder Macht, noch Kunst, noch Verbergung hinreichend schützen könnte. Die andere Art der Gerechtigkeit, die in den Liebedienste besteht, den man verschiedenen Personen, nach den verschiedenen Verhältnissen, wenn sie als Nachbarn, Verwandte, Freunde, Wohlthäter, Obern oder unsern Gleichen gegen uns stehen, zu leisten hat, wird uns durch eben diese



diese Ursachen empfinden. In allen diesen mann-  
 cherlei Verhältnissen so handeln, wie es schicklich  
 und anständig ist, verschaffet uns die Liebe und  
 Achtung derer, mit welchen wir leben, so wie  
 das Gegentheil Verachtung und Haß erweckt.  
 Durch das eine setzen wir unsere eigene Ruhe  
 und Zufriedenheit, die großen und letzten Objecte  
 unserer Begierden in Sicherheit, durch das an-  
 dere aber in Gefahr. Die ganze Tugend der  
 Gerechtigkeit, die wichtigste unter allen Tugenden,  
 ist folglich nichts mehr als ein kluges und behut-  
 samms Verhalten in Ansehung unsers Nächsten.

Dies ist das System des Epicurus von der  
 Tugend. Es ist sonderbar, daß dieser Philosoph,  
 der uns als ein Mann von den liebenswürdigsten  
 Sitten beschrieben wird, nie bemerkt hat, daß,  
 welche Wendungen diese Tugenden oder ihre  
 entgegengesetzte Laster auch immer in Ansehung un-  
 serer körperlichen Ruhe und Sicherheit hervor-  
 bringen mögen, doch die Empfindungen, die sie  
 natürlicher Weise bei andern erregen, die Gegen-  
 stände einer weit heftigern Begierde, oder eines  
 weit heftigern Abscheues sind, als alle ihre andern  
 Folgen, daß es einem jeden wohlbeschaffenen Ge-  
 müth weit wichtiger ist, der schickliche Gegenstand  
 der Liebe, der Achtung und Wehrschätzung zu  
 seyn, als ihm alle Ruhe und Sicherheit, die aus  
 Liebe, Achtung und Wehrschätzung entspringt,  
 immer seyn kann, daß es ihm an der andern

Seite weit schrecklicher ist, Haß, Verachtung und Unwillen zu verdienen, als alle Folgen zu leiden, die Haß, Verachtung und Unwillen seinen Körper zuziehen kann: daß folglich unser Verlangen nach dem einen Character, und unser Absehen gegen den andern von keiner Rücksicht auf die Wirkungen, die jeder derselben auf den Körper wahr- scheinlich hervorbringen wird, entspringen kann.

Dieses System kann unstreitig mit dem, wel- ches ich mich bemühet habe, festzusetzen, auf keine Weise bestehen. Es ist aber doch nicht schwer den besondern Gesichtspunkt, oder die Seite der Natur zu entdecken, von welcher sie der Urheber desselben angesehen hat, um dar- auf zu kommen, und ihm Wahrscheinlichkeit zu geben. Nach der weisen Einrichtung, die der Schöpfer der Natur gemacht hat, ist es so ver- anstaltet, daß die Tugend, bei allen gewöhn- lichen Gelegenheiten, auch in Absicht auf dieses Leben, wahre Weisheit, und das gewisse und beste Mittel ist, uns Sicherheit und Vorteil zu verschaffen. Der glückliche oder unglückliche Er- folg unserer Unternehmungen hängt sehr stark von der guten oder schlechten Meinung ab, die man in der Welt von uns hat, und von der allge- meinen Neigung derer, mit welchen wir leben, uns beizustehen, oder sich uns zu widersetzen. Nun ist aber der beste, der sicherste, der leichtes- te und bequemste Weg die ungünstigen Urtheile zu

vermeiden, und die günstigen zu erhalten, ohne  
 Zweifel der, daß wir uns selbst zu den schickli-  
 chen Gegenständen der Iytern und nicht der er-  
 stern machen. „Verlangt ihr, sagt Socrates,  
 „den Ruf eines guten Tonkünstlers? Der einzige  
 „sichere Weg dazu ist ein guter Tonkünstler zu  
 „werden. Verlangt ihr auf gleiche Art, daß  
 „man euch sähig halten soll, eurem Vaterlande  
 „als General oder als Staats-Mann zu die-  
 „nen? Der beste Weg dazu ist auch in diesem  
 „Fall, daß ihr euch in der Kunst des Krieges  
 „und der Regierung Einsicht und Erfahrung er-  
 „werbet, und in der That geschickt werdet, ein  
 „General oder Staats-Mann zu seyn. Eben so  
 „verhält es sich auch, wenn ihr gerne für nüt-  
 „tern, mäßig, gerecht und billig gehalten werden  
 „wollt. Der beste Weg euch in diesen Ruf zu  
 „setzen, ist, daß ihr nüchtern, mäßig, gerecht und  
 „billig werdet. Könnet ihr euch der Liebe, der  
 „Achtung und Wehrtschätzung eurer Zeitgenossen  
 „in der That würdig machen, so dürft ihr nicht  
 „fürchten, daß ihr nicht auch bald Liebe, Ach-  
 „tung und Wehrtschätzung erlangen werdet. „Da  
 nun also die Ausübung der Tugend überhaupt  
 so vorthailhaft, die Ausübung des Lasters aber  
 so nachtheilig ist, so giebt die Betrachtung ihrer  
 entgegengesetzten Wirkungen unstreitig der einen  
 einen neuen Zusatz der Schönheit und Schicklich-  
 keit, dem andern aber einen neuen Zusatz von  
 Häßlich:

Häßlichkeit und Unschicklichkeit. Wäßigkeit, Grobmut, Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit, werden daher nicht allein unter ihren eigenen Characteren, sondern auch unter dem Hinzukommenden Character der höchsten Weisheit und der wirklichen Klugheit gebilliget. Dahingegen die dagegen streitenden Laster, Unmäßigkeit, Kleinmut, Ungerechtigkeit, Bosheit oder niederträchtiger Eigennutz, nicht allein unter ihren eigenen Characteren, sondern auch als die kurzschichtigste Thorheit und Schwachheit gemisbilliget werden. Epicur scheint bei jeder Tugend nur auf diese Art der Schicklichkeit Licht gegeben zu haben. Und diese wird auch denen allemahl am ersten beifallen, die sich Mühe geben, die Menschen zu einem regelmäßigen Verhalten zu überreden. Denn da diese durch ihr Bezeigen, und vielleicht auch durch ihre Denkungsart, offenbar verrathen, daß die natürliche Schönheit der Tugend bei ihnen allem Anschein nach nicht viel Eindruck machen wird, so ist es denn möglich, ihnen anders beizukommen, als wenn man ihnen die Thorheit ihrer Aufführung, und wie wahrscheinlich es ist, daß sie am Ende selbst darunter leiden werden, vorhält?

Dadurch, daß Epicur alle verschiedene Tugenden auf diese einzige Art der Schicklichkeit zurückführte, befriedigte er noch eine Neigung, die allen Menschen natürlich ist, der aber besonders Philo-

Philosophen mit einer vorzüglichen Bärtlichkeit nachzuhängen pflegen, weil sie ihnen die schönste Gelegenheit giebt, ihren Scharfsinn zu zeigen, sich meine die Neigung alle Phänomene aus so wenig Grundsätzen als möglich zu erklären. Diese Neigung verleitete ihn ohne Zweifel auch dazu, alle Haupt-Gegenstände unsers natürlichen Verlangens und Abscheues unter der Vergnügen und Schmerzen des Körpers zusammen zu fassen. Der große Gönner der Atomistischen Philosophie, der so viel Vergnügen daran fand, alle Kräfte und Eigenschaften der Körper aus denen, die die bekanntesten und gewöhnlichsten sind, aus der Figur, Bewegung und Ordnung der kleinen Theile der Materie herzuleiten, fand ohne Zweifel ein gleiches Vergnügen, wenn er alle Empfindungen und Leidenschaften der Seele aus den bekanntesten und gewöhnlichsten erklären konnte.

Darin kam das System des Epicur mit den Systemen des Plato, Aristoteles und Zeno überein, daß er die Tugend darein setzte, daß man auf die glücklichste Art handelt, die Haupt-Gegenstände \* der natürlichen Begierde zu erreichen. Aber in zweien andern Absichten war er von ihnen ganz verschieden. Theils dachte er über diese Haupt-Gegenstände der natürlichen Begierde anders als sie, theils gab er auch eine ganz andere Erklärung von der Vortrefflichkeit

des

\* Prima naturae.

der Tugend, oder von der Ursache, warum diese Eigenschaft muß geschätzet werden.

Die Hauptgegenstände der natürlichen Begierden bestehen nach dem Epicur in körperlichem Vergnügen und Schmerz und in nichts andern; Dahingegen, den andern drei Weltweisen zufolge, manche andere Objecte, als die Wissenschaft, das Glück naher Verwandten, unserer Freunde, und unser Vaterlandes eben sowohl um ihrer selbst willen, begehrenswürdig sind.

Nach dem Epicur verdient auch die Tugend nicht um ihrer selbst willen gesucht zu werden, sie ist an sich selbst keiner von den lezten Gegenständen der natürlichen Begierden, sondern sie ist nur aus der Ursache zu wählen, weil sie dahin abzwedet, den Schmerz vorzubringen und Ruhe und Vergnügen zu verschaffen. Nach der Meinung der andern drei ist sie aber nicht bloß als ein Mittel die andern Hauptgegenstände der natürlichen Begierden zu verschaffen, sondern auch als etwas, das an sich selbst schätzbarer ist, als alle diese, begehrenswürdig. Da der Mensch zum Handeln geboren ist, so mußte, dachten sie, seine Glückseligkeit nicht bloß in der Annehmlichkeit seiner leidenden Empfindungen, sondern auch in der Glückseligkeit seines thätigen Lebens bestehen.

### Drittes Hauptstück.

Von den Systemen, die die Tugend im Wohlwollen setzen.

Das System, welches die Tugend lediglich im Wohlwollen setzt, ist zwar wie ich glaube, nicht so alt, als alle die, von welchen ich bisher Nachricht gegeben habe: aber es hat doch ein sehr großes Alterthum. Es scheint das System des größten Theils der Philosophen gewesen zu seyn, die um die Zeit des Augustus und nachher, unter den Namen der Eclecticen, den sie sich gaben; hauptsächlich den Meinungen des Plato und Pythagoras folgten, und die deswegen gemeinlich unter den Namen der neuen Platoniker bekannt sind.

Wohlwollen oder Liebe, sagen diese Weltweisen, ist in der göttlichen Natur der einzige Grund der Handlung, und regieret die Aeußerung aller andern Eigenschaften. Die Weisheit beschäfftiget sich die Mittel ausfindig zu machen, die Endzwecke, die die Güte anzieht, zu befördern, und die unendliche Kraft wird gebraucht ihn auszuführen. Das Wohlwollen, die Liebe ist aber doch die beste und herrschende Eigenschaft, diejenige, der die andern alle dienen müssen, und von welcher die ganze Vortreflichkeit, und wenn ich den Ausdruck brauchen darf, die ganze Moralität der göttlichen Handlungen entspringt.

Hh

Besser

Besiehet nun die ganze Vollkommenheit und Tugend der menschlichen Seele in einiger Ähnlichkeit mit der göttlichen Natur, so besiehet sie folglich auch darin, daß die Seele mit eben dem Grund: Triebe des Wohlwollens und der Liebe, der auf alle Handlungen der Gottheit einen Einfluß hat, erfüllt werde. Nur die Handlungen der Menschen, die aus diesem Bewegungs-Grunde herfließen, sind lobenswürdig, nur diese können in den Augen der Gottheit auf einiges Verdienst Anspruch machen. Allein durch die Handlungen der Liebe und Wohlthätigkeit können wir das Verhalten Gottes, wie es sich äußert, nachahmen, allein dadurch unsere demüthige und andächtige Bewunderung seiner unendlichen Vollkommenheit ausdrücken, allein dadurch, daß wir in unsern eignen Seelen eben diese göttlichen Grund: Triebe verstärken, können wir unsere eignen Bewegungen zu einer großen Ähnlichkeit mit seinen heiligen Eigenschaften bringen, und also schließlich Gegenstände seiner Liebe und Achtung werden, bis wir endlich zu dem ungestaltbaren Umgang mit der Gottheit gelangen: zu welchem die Menschen zu erheben der große Endzweck dieser Philosophie war.

Dieses System, so wie es bei manchen unter den alten Kirchenvätern vielen Beifall fand, so wurde es auch nach der Reformation von verschiednen Predigergelehrten, die durch Besonnenheit,



migkeit, Bescheidenheit und liebendwürdigen Sitten sich in großes Ansehen gesetzt, angenommen, vornehmlich von Doctor Rudolph Cadworth, von D. Heinrich Worn, und von Herrn Johann Smith von Cambridge. Unter allen Vätern dieses Systems, alten sowohl als neuen, ist aber doch keiner, der den D. Hutcheson an Scharfsinn, an Deutlichkeit, an philosophischer Gründlichkeit, und, was unter allen das wichtigste ist, an Bescheidenheit und Genauigkeit im Urtheilen nur von weitem zu vergleichen wäre.

Daß die Tugend im Wohlwollen besteht, ist ein Begriff, der durch mancherlei Erscheinungen in der menschlichen Natur bestätigt wird. Wir haben es schon bemerkt, daß schädliches Wohlwollen, die würdigste und angenehmste unter allen Vergnügen ist, daß es uns von einer doppelten Sympathie empfangen wird, daß es, da die Abwendung desselben natürlich nothwendig ist, auch der schädliche Gegenstand der Dankbarkeit und Belohnung ist, und daß es aus allen diesen Ursachen unseren natürlichen Empfindungen ein vorzügliches Verdienst vor allen andern zu bezeugen scheint. Wir haben gleichfalls bemerkt, daß auch die Schwachheiten des Wohlwollens und nicht sehr unangenehm sind, dahingegen die Schwachheiten der andern Leidenschaften allemahl widerlich sind. Wer verabscheuet nicht übermäßigen Zorn, übermäßige Eigenliebe, übermäßige Neugierde? oder

auch die übermäßige Freundlichkeit, selbst wenn sie partheiisch ist, ist lange nicht so beleidigend. Die Reigungen des Wohlwollens können sich allein ohne Rücksicht der Aufmerksamkeit auf Selbstlichkeit äußern, und doch etwas an sich behalten, das einnehmend ist. Selbst in der bloß instinctartigen Güthe, die gefällig und dienstfertig ist, ohne je nur darauf zu achten, ob sie dadurch der Gegenstand des Lobes oder des Tadelns wird, selbst an dieser Güthe ist etwas, das uns gefällt. So verhält es sich mit den andern Leidenschaften nicht. So bald sie von der Schicklichkeit abweichen, so bald sie von dem Geiste derselben nicht begleitet werden, hören sie auch auf angenehm zu seyn.

So wie das Wohlwollen allen Handlungen, die darauf entspringen, eine Schönheit giebt, die alle andere vertritt, so giebt auch der Mangel derselben, und noch mehr die gegenseitige Reigung, allem was so eine Reigung verträgt, eine besondere Dürftigkeit. Schädliche Handlungen sind oft aus keiner andern Ursache strafbar, als weil sie den Mangel einer vollständigen Aufmerksamkeit auf die Glückseligkeit unsern Nächsten beweisen.

Außerdem bemerke Gutheßen, daß, wenn man bei einer Handlung, die man den Reigungen des Wohlwollens zuschreiben hatte, irgend einen andern Bewegungs Grund entdeckt, unser Gefühl von dem

Verdienst dieser Handlung gerade in dem Grade abnimmt, als man glaubt, daß dieser Bewegungsgrund einen Einfluß darauf gehabt habe. Sollt man also haben, daß eine Handlung, die aus Dankbarkeit zu entspringen geschieht, aus der Erwartung einer neuen Wohlthat, oder eine andere, die dem Scheine nach den Patriotismus zur Noth geübt, aus der Hoffnung einer Belohnung am Selbe ihren Ursprung genommen, so wird diese Uebildung allen Begriff von dem Verdienst, und von der Lobenswürdigkeit derselben gänzlich zerstören. Weil nun also die Vermischung irgend eines eigennützigen Bewegungsgrundes, gleich der von einem solchen Verfall, das Verdienst, das sonst einer Handlung gebührt hätte, gänzlich aufhebt, oder doch schwächt, so wäre es deutlich, daß die Tugend allein in einem unigennützigen Wohlthun bestehen müßte.

Auf der andern Seite bemerkte er: daß, wenn man von den Handlungen, die gemeinlich aus einem eigennützigen Bewegungs-Grunde entspringen, und die man daher auch demselben zuschreibe, entdeckte, daß sie aus dem Grund: Liebe des Wohlwollens entspringen, so erhöhte dieses unser Gefühl von ihrem Verdienste ungemein. Glaubten wir also von jemanden, daß er sich bemühet sein Glück zu machen, aus keiner andern Ursache, als um andern freundthätliche Dienste leisten, oder ihnen Wohlthaten das größte Gute

vergessen zu können, so würden wir ihn um so viel mehr loben und beschützen. Diese Bemerkung schien ihm auch mehr den Schluß zu bestätigen, daß das Wohlwollen allein einer Handlung das Gepräge und den Character der Tugend geben könnte.

Was aber, seiner Meinung nach, die Wichtigkeit seiner Erklärung von der Tugend augenscheinlich darthun konnte, das war endlich die Bemerkung, daß die Philosophen in allen Streitigkeiten über die Wichtigkeit des Verhaltens sich beinahe ausschließlich auf das allgemeine Beste, als auf den einzigen und letzten Zweck bezogen, wodurch sie einmüthig erklärten, daß alles, was dahin zielt, die Glückseligkeit der Menschen zu befördern, recht, richtig und segenshaft, das Gegentheil aber unrecht, tadelhaft und lästerhaft wäre. In den letzten Streitigkeiten über den Passio-Gehorsam und über das Noth des Widerstandes wäre der einzige Punkt, worauf bei Leuten vom Verstande der ganze Streit beruhte, die Frage gewesen, ob eine allgemeine Vaterwürdigkeit wahrer, scheinlich größter Nutzen nach sich ziehen würde, als dauerhafte Empörungen, wenn die Freiheiten der Nation gekränkt würden. Daraus wäre aber nur eine Frage gemacht, ob das, was im Ganzen am meisten auf die Glückseligkeit der Menschen abzwicke, auch moralisch gut wäre.

Da

Da nun also das Wohlwollen der einzige Bewegungsgrund wäre, der einer Handlung den Character der Tugend geben könnte, so müßte auch das ihr gebührende Lob um so viel größer seyn, je größer das Wohlwollen wäre, das dazu hervorleuchtete.

Die Handlungen, die auf das Glück eines großen gemeinen Wesens abzielten, müßten folglich, nach Proportion, für so viel tugendhafter gehalten werden, da sie ein ausgebreitetes Wohlwollen anzeigten, als diejenigen, die nur auf das Glück einer kleinen Gesellschaft abzielten. Die tugendhafteste aller Neigungen wären daher diejenigen, die die Glückseligkeit aller vernünftigen Wesen, als ihr Object umfaßten. Hingegen wären unter allen, denen der Character der Tugend noch auf einige Art zu kommen könnte, diejenigen am wenigsten tugendhaft, die sich auf das Glück eines einzigen Menschen einschränkten, als eines Sohnes, Bruders oder Freundes.

Die Vollkommenheit der Tugend bestehe daher darin, daß man alle seine Handlungen darauf richtet, das größte mögliche Gut zu befördern, alle niedrige Leidenschaften dem Verlangen nach der allgemeinen Glückseligkeit der Menschen unterwirft, und sich selbst als einen von vielen betrachtet, dessen Glück nicht weiter darf gesucht werden, als in so fern es mit dem Glück des Ganzen bestehen oder dazu dienen kann.

Selbstliebe wäre demnach ein Grund-Trieb, der in keinem Grade und in keiner Richtung tugendhaft seyn könnte. Stünde er dem allgemeinen Besten im Wege, so wäre er lasterhaft. Hätte er weiter keine Wirkung, als daß er jeden antriebe, sein eigenes Glück zu besorgen, so wäre er blos unschuldig, und ob er gleich kein Lob verdiente, so verdiente er doch auch keinen Tadel. Die Handlungen des Wohlwollens, die obgeachtet starker Widersprüche des Eigennutzes und der Selbstliebe doch verrichtet würden, wären eben deswegen um so viel tugendhafter, weil sie die Stärke und die Lebhaftigkeit des Wohlwollens bewiesen.

Hutcheson \* war so weit entfernt, der Selbstliebe es in irgend einem Fall einzuräumen, daß sie der Bewegungsgrund tugendhafter Handlungen seyn könnte, daß er gar so weit gieng zu behaupten, daß selbst die Rücksicht auf das Vergnügen der Selbstbilligung und auf den beruhigenden Beifall unsers eigenen Gewissens fähig wäre, das Verdienst einer gütigen Handlung zu verringern, die wäre, dachte er, ein eigennütziger Bewegungsgrund, der, in so weit er zu einer Handlung etwas beitrüge, die Schwäche des reinen und unpartheyischen Wohlwollens zeigte, welches allein dem Verhalten eines Menschen das Gepräge

\* S. Untersuchung über die Tugend Absch. 2. Art. 4. wie auch Erläuterungen über das moralische Gut Absch. 5. letzter Paragraph.

präge der Tugend geben könnte. Nach den gewöhnlichen Urtheilen der Menschen, fehlet indessen so viel, daß diese Rücksicht auf den Beifall unser eigenem Herzen in ihren Augen die Tugend einer Handlung auf irgend eine Art verringern sollte, daß man vielmehr diesen Bewegungsgrund als den einzigen betrachtet, auf welchen der Tugendhafte sich berufen darf.

Dies ist die Erklärung die dieses Nebenwärtige System von der Natur der Tugend giebt, ein System, das vorzüglich dahin abzielt, in dem menschlichen Herzen die edelste und angenehmste unter allen Empfindungen zu erwecken und zu stärken, und nicht allein die Ungerechtigkeit der Selbstliebe einzuschränken, sondern auch diesen Trieb gänzlich niederzuhalten, indem es ihm als einen Trieb vorstellt, der nie und auf keine Art denen zur Ehre gereichen kann, die von demselben beherrscht werden.

Die Systeme, von denen ich bisher Nachricht gegeben, haben den Fehler, daß sie nicht hinreichend erklären, woher die Vortrefflichkeit der höchsten Tugend, die Wohlthätigkeit entspringt. Dieses scheint den entgegengesetzten Fehler zu haben, daß es nicht hinreichend erklärt, woher der Beifall entsteht, den wir den niedrigen Tugenden, der Klugheit, der Wachsamkeit, der Vorsicht, der Mäßigkeit, der Tapferkeit und Standhaftigkeit geben. Die Absicht und das Ziel unserer Neigung

ist

gen,

gen, die wohlthätigen oder schädlichen Wirkungen auf welche sie abzielen, sind die einzigen Eigenschaften, die man in diesem System in Betrachtung zieht. Ihre Schädlichkeit und Unsicherheit, ihre Uebereinstimmung oder Nicht-Uebereinstimmung mit der Ursache, die sie wirkt, werden gänzlich aus der Acht gelassen.

Die Absicht auf unsere eigene Glückseligkeit, selbst auf unsern Privat Nutzen, scheint bey manchen Gelegenheiten ein ganz löblicher Bewegungsgrund der Handlung. Von den Fertigkeiten in der Sparsamkeit, dem Fleiße, der Bedutsamkeit, der Aufmerksamkeit und Ueberlegung nimmt man es wenigstens durchgängig an, daß man sie aus Bewegungs-Gründen der Selbst-Liebe zu erwerben sucht, and doch werden sie zu gleicher Zeit für löbliche Eigenschaften gehalten, die die Hochachtung und der Beifall eines jeden verdienen. Wrischer sich ein eigenenthümlicher Bewegungs Grund mit in die Handlungen, die aus einem bloßen Wohlwollen entstehen müßten, so scheint das allerdings die Schönheit dieser Handlungen zu befecken; davon ist indessen nicht das die Ursache, daß die Selbst-Liebe nie der Bewegungsgrund einer tugendhaften Handlung seyn kann, sondern dieses, daß das Principium des Wohlwollens in diesem besondern Fall nicht die gehörige Stärke zu haben, und mit seinem Object nicht übereinstimmig sey. Der Character ist daher augenscheinlich unvoll-



vollkommen; und muß im ganzen mehr Tadel als  
 Lob verdienen. Wisse schon die Selbstliebe als  
 kein! hinreichend frey und zu einer Handlung zu  
 reizen, so kann das zwar das Gefühl von ihrer  
 Schicklichkeit, oder von der Tugend dessen, der sie  
 verrichtet, nicht verringern, daß sich auch ein Trieb  
 des Wohlwollens darcin gemischt hat. Wir sind  
 nicht sehr geneigt, jemanden in Verdacht zu haben,  
 daß es seiner Selbstliebe an Stärke fehle, das  
 ist auf keine Art die schwache Seite der menscho-  
 lichen Natur, oder der Fehler, den wir leicht  
 vermuten. Könnten wir indessen von einem Men-  
 schen wirklich uns überreden, daß er blos in Be-  
 tracht seiner Familie und seiner Freunde, für sei-  
 ne Gesundheit, für sein Leben oder Glück die  
 Sorgfalt anwendet, wozu die Selbst-Erhaltung  
 allein ihn schon hinreichend ermuntern müßte, und  
 daß er ohne dieser Betrachtung sie verschäumen  
 würde, so würde es doch unstreitig ein Fehler  
 seyn, obgleich einer von den liebenswürdigen Feh-  
 lern, die den Menschen mehr zum Gegenstande  
 des Mitleidens als der Verachtung und des Haß-  
 ses machen. Bei alle dem würde es aber doch  
 die Würde seines Characters und die Achtung  
 dagegen in etwas verringern. Sorglosigkeit und  
 Mangel der gehörigen Oeconomie werden durch-  
 gängig gemildriget, nicht als Fehler, die aus  
 Mangel des Wohlwollens, sondern als solche, die  
 aus

aus Mangel der gehörigen Aufmerksamkeit auf den Privat-Vorurtheil entspringen.

Obgleich der Maasstab, nach welchem die Casuisten Recht oder Unrecht in den menschlichen Handlungen entscheiden, gemeinlich die Abzielung derselben auf die Wohlfahrt oder auf die Unordnung der Gesellschaft ist, so folget doch daraus bloß dieses, daß die Rücksicht auf das gemeine Beste bei einer Collision der Pflichten über alle andere Bewegungs-Gründe das Uebergewicht haben muß, nicht aber, daß sie der einzige tugendhafte Bewegungs-Grund ist.

Wohlmollen und Liebe mag vielleicht in der Gottheit das einzige Principium der Thätigkeit seyn, und ich gestehe, daß es verschiedene nicht unwahrscheinliche Beweise giebt, die uns überzeugen, daß es wirklich so ist. Es ist kaum zu begreifen, auf welchen andern Bewegungsgründe ein unabhängiges und ganz vollkommenes Wesen, das nicht außer sich bedarf, und dessen Glückseligkeit in sich selbst ganz vollkommen ist, handeln könnte. Wie es sich aber auch mit der Gottheit verhalten mag, so muß doch ein so unvollkommenes Geschöpf als der Mensch, der zu der Erhaltung seines Daseyns so manche Dinge außer sich nöthig hat, oft aus vielen andern Bewegungs-Gründen handeln. Der Zustand der menschlichen Natur würde sehr datt seyn, wenn die Reigung der vermögenden Wesens häufig einen Einfluß

auf auf unsere Handlungen haben müssen, nie in gar keinem Fall auf den Namen der Tugend, oder auf die Achtung und den Beifall anderer Anspruch machen könnten.

Diese drei Systeme, von denen das eine die Tugend in der Schicklichkeit, das andere in der Klugheit, und das letzte im Wohlwollen setzt, sind die vornehmsten, wodurch man die Natur der Tugend erklären und ihren Grund angeben wollen. Auf das eine oder das andere können alle andere Beschreibungen der Tugend, so verschieden sie auch seyn mögen, sehr leicht reducirt werden.

Das System, nach welchem die Tugend in dem Gehorsam gegen den Willen der Gottheit besteht, kann entweder zu denen gezählt werden, die sie in der Klugheit, oder zu denen, die sie in die Schicklichkeit setzen. Wenn gefragt wird, warum wir den Willen Gottes gehorchen müssen, so kann man auf diese Frage, die in den höchsten Grade gottlos und ungereimt seyn würde, wenn man sie aus irgend einem Zweifel, ob man ihm gehorchen müßte, aufwürfe, auf eine doppelte Art antworten. Entweder muß man sagen, daß wir den Willen Gottes gehorchen müssen, weil er ein Wesen von unendlicher Kraft ist, das uns ewig belohnen will, wenn wir gehorsam, und ewig strafen, wenn wir ungehorsam sind; oder man muß saagen, daß unabhängig von irgend einer Absicht auf unsere eigene Glückseligkeit, oder auf Belohnungen und Bestrafung es

Schicklich und anständig ist, daß ein Geschöpf seinem Schöpfer gehorchet, daß ein eingeschränktes und unvollkommenes Wesen sich einem Wesen von unendlicher und unbegreiflicher Vollkommenheit unterwirft. Außer der einen oder der andern von diesen Antworten ist es unbegreiflich, wie man eine andere auf diese Frage geben könne. Hält man die erste für die richtige, so besteht die Tugend in der Klugheit oder in der gehörigen Bestrebung nach seiner wahren und beständigen Glückseligkeit; denn das wird als der Grund angeführt, warum wir den Willen der Gottheit gehorchen müssen. Wählet man aber die andere Antwort, so muß die Tugend in der Schicklichkeit bestehen, weil der Grund unserer Verpflichtung zum Gehorsam die Schicklichkeit ist; oder die Uebereinstimmung der Empfindungen der Demut und der Unterwürfigkeit mit der höchsten Vollkommenheit dessen, der sie erweckt.

Das System, welches die Tugend in den Nutzen setzt, trift völlig mit dem überein, nach welchem sie in der Schicklichkeit besteht. Diesem System zu Folge werden alle Eigenschaften der Seele, die entweder dem selbst, der sie besitzt, oder andern angenehm und vorteilhaft sind, als tugendhaft gebilliget, den andern die ihnen entgegen stehen, als lasterhaft gemisbilliget. Die Annehmlichkeit oder Nützlichkeit einer Neigung hängt aber gänzlich von dem Grad ab, in welchem man sie einschränkt.

beschränkt. Jede Neigung ist nützlich, wenn sie ihr gehöriges Maas nicht überschreitet, geht sie aber über dasselbe hinaus, so wird sie schädlich. So besteht also diesem System zu Folge die Tugend nicht in irgend einer besondern Neigung, sondern in dem schicklichen Grad aller Neigungen. Der einzige Unterschied zwischen diesem und demjenigen, welches ich mich bemühet habe festzusetzen, ist der, daß es den Nutzen und nicht die Sympathie, oder die damit übereinstimmende Gesinnung des Zuschauers, zu dem Maasstabe dieses schicklichen Grades macht.

### Viertes Hauptstück.

Von den Systemen, die die Tugend aufheben.

**A**lle Systemen, von denen ich bisher geredet habe, nehmen an, daß, worin auch die Natur der Tugend und des Lasters bestehen mag, doch ein wirklicher Unterschied zwischen Tugend und Laster ist. Denn zwischen der Schicklichkeit und Unschicklichkeit einer Neigung, zwischen den Wohlthollen und irgend einem andern Principium der Thätigkeit, zwischen wirklicher Klugheit, und kurz-sichtiger Thorheit, oder übereilter Unbesonnenheit ist allemahl ein merklicher und wesentlicher Unterschied. Ueberhaupt trauen sie auch alle dazu bei, löbliche Neigungen zu erwecken und die Leidenschaften zu unterdrücken.

So viel mag vielleicht wahr seyn, daß einige dieser Systeme gewissermaßen dahin zielen, das Gleichgewicht der Neigungen aufzuheben, und der Seele einen vorzüglichen Hang zu einigen Principien die Handlung zu geben, der dem, der ihnen zukommt, nicht proportionirlich ist. Die alten Systeme, die die Tugend in der Glückseligkeit setzen, scheinen vornehmlich die großen, die ehrwürdigen, die Helden-Tugenden, Selbst-Beherrschung und Verleugnung, Tapferkeit, Großmuth, Unabhängigkeit vom Glück, Verachtung aller äußerlichen Zufälle, des Schmerzens, der Armut, des Elendes und des Todes zu empfehlen. In diesen großen Beweisen einer starken Seele zeigt sich hauptsächlich die erhabenste Glückseligkeit des Verhaltens. Alle sanfte, liebenswürdige, gefällige Tugenden der gütigen und mitleidigen Menschlichkeit werden in Vergleichung mit jenen nur sehr wenig angedrungen, es scheint vielmehr, daß sie, sonderlich von den Stoikern, als bloße Schwachheiten betrachtet werden, welchen nachzuhängen einem weisen Manne kaum anständig ist.

Auf der andern Seite scheint das System, das sich auf das Wohlwollen gründet, jene milden und sanften Tugenden in dem höchsten Grad zu begünstigen, und zu ermuntern, dagegen aber die großen und ehrwürdigen Eigenschaften der Seele ganz aus der Acht zu lassen. Es verfährt ihnen sogar den Namen der Tugend. Es nennet sie

sie Moralische Fähigkeiten, und behandelt sie als Eigenschaften, die nicht eben die Art von Hochachtung und Beifall verdienen, die dem, was eigentlich Tugend heißt, gebühret. Die andern Principien der Thätigkeit, die auf unsern Privat-Vorteil allein abzielen, behandelt er, wo möglich, noch schlimmer. Weit entfernt, ihnen irgend ein eigentümliches Verdienst einzuräumen, behauptet er vielmehr, daß sie das Verdienst des Wohlmollens, wenn sie dabei zugleich wirksam sind, verringern, und daß die Klugheit, wenn sie sich bloß damit beschäftigt, unsern Privat-Vorteil zu befördern, in keine Wege für Tugend gelten kann.

Wiederum scheint das System, das die Tugend allein in der Klugheit setzt, den Fertigkeiten der Vorsicht, der Wachsamkeit, der Mäßigkeit, und der bedachtamen Maßnahme die höchste Ermunterung zu geben, aber zugleich sowohl die lüderlichen als die ehrwürdigen Tugenden herabzusetzen, die ersten aller ihrer Schönheit, die letzten aller ihrer Größe zu berauben.

Obgleich dieser Fehler, zielen doch alle diese drei Systeme überhaupt dahin, die löblichsten und besten Fertigkeiten der Seele zu deprimiren, und es wäre für die Gesellschaft sehr zu wünschen, wenn entweder die ganze menschliche Gesellschaft, oder auch nur die wenigen, die nach einer philosophischen Regel zu leben vorgeben, nach

den Vorschriften des einen oder des andern Systems ihr Verhalten einrichten wollten. Aus einem jeden derselben können wir etwas lernen, das schätzbar und vorzüglich ist. Wäre es möglich, durch Lehren und Ermahnungen die Seele mit Tapferkeit und Großmuth zu begeistern, so würden die alten Systeme der Glückseligkeit zureichen es auszurichten. Wäre es auf gleiche Art möglich, sie zu den sanften Empfindungen der Menschlichkeit zu erweichen, und die Neigungen der Güte und der allgemeinen Liebe gegen unsere Nebenmenschen zu beleben, so würden einige der Abhandlungen, die das System des Wohlwollens an sich vorhält, fähig scheinen das zu bewirken. Auch dem System des Epicur, ob es gleich das schlechteste von allen ist, können wir doch lernen, wie viel die Ausübung der lobenswürdigen und der ehrenwürdigen Tugenden zu unserm eigenen Vortheil, zu unserer Ruhe, Sicherheit und Zufriedenheit auch in diesem Leben beiträgt. Da Epicur die Glückseligkeit in Erreichung dieser Ruhe und Sicherheit setzte, so strengte er alle seine Kräfte an, zu zeigen, daß die Tugend nicht allein das beste und sicherste, sondern auch das einzige Mittel wäre, sich in den Besitz jener unschätzbaren Güter zu setzen. Die guten Wirkungen der Tugend auf die innerliche Ruhe und auf den Frieden der Seele sind von andern Weltweisen hauptsächlich gepriesen worden. Epicur, ohne diesen Grund



der Empfehlung ganz bei Seite zu setzen, drang doch vornehmlich auf den Einfluß, den diese liebenswürdige Eigenschaft auf unsern äußerlichen Wohlstand und Sicherheit hat, und das ist die Ursache, warum seine Schriften in der alten Welt von den Anhängern aller verschiedenen philosophischen Secten so häufig gelesen worden. Von ihm erborgt Cicero, der große Feind des epicurischen Systems, seine angenehmsten Beweise, daß die Tugend allein zureicht, unsere Glückseligkeit zu sichern. Seneca, ob er gleich ein Stoiker und folglich von einer Secte war, die der Epicurischen am meisten entgegengesetzt ist, führt doch diesen Weltweisen häufiger als irgend einen andern an.

Es giebt aber noch einige andere Systeme, die den Unterscheid zwischen Tugend und Laster ganz aufzuheben scheinen, und deren Abweichung daher nicht anders als schädlich seyn kann, ich meine die Systeme des Rochefoucault und des Dr. Mandeville. Obgleich die Beurtheile dieser beiden Schriftsteller fast in jedem Betracht irria sind, so finden sich doch gewisse Erscheinungen in der menschlichen Natur, die von einer gewissen Seite angesehen, auf den ersten Blick sie zu begünstigen scheinen. Diese, mit der Zierlichkeit und der feinen Precision des Herzogs von Rochefoucault zuerst flüchtig entworfen, und hernach mit der lebhaften und launichten, aber rauhen und

Bürlischen Beredsamkeit des D. Mandeville weitläufiger vorgestellt, haben ihren Grundfäden einen Schein von Wahrheit und Wahrscheinlichkeit gegeben, der die Einfältigen und Unbeheftamen nur gar zu leicht betriegen kann.

Mandeville, der unter diesen beiden noch am meisten methodisch ist, betrachtet alles, was aus einem Gefühl der Schicklichkeit, aus Rücksicht auf das, was löblich und preiswürdig ist, geschieht, nicht anders, als ob es aus Ruhm- und Ehrbegierde, oder, wie er es nennet, aus Eitelkeit geschähe. Er bemerkt, daß der Mensch sich natürlicher Weise weit mehr für seine eigene, als für eine fremde Glückseligkeit interessiert, und, seiner Meinung nach, ist es unmöglich, daß er ihr Glück je seinem eigenen vorziehen kann. Wenn er es zu thun scheinet, so können wir versichert seyn, daß er uns hintergeht, und daß er alsdann aus eben den selbstischen Bewegungs Gründen, wie zu jeder andern Zeit, handelt. Unter allen seinen selbstischen Leidenschaften ist die Eitelkeit eine der stärksten, er wird von den Lobsprüchen seiner Nebenmenschen leicht geschmeichelt, sie machen ihm ein empfindliches Vergnügen. Wenn er das her seinen eigenen Vorteil dem andern aufzusopfern scheint, so weiß er, daß sein Verhalten ihrer Selbst-Liebe sehr angenehm seyn wird, und daß sie nicht ermangeln werden, ihm ihr Vergnügen durch die ausschweifenden Lobes-Erhebungen

hängen zu beugen. Das Vergnügen, welches er sich davon verspricht, überwiegt seiner Meinung nach allen Vortheil, den er fahren läßt, um es sich zu verschaffen. Sein Verhalten ist daher bei dieser Gelegenheit eben so eigennützig, und entspringt aus eben so niedrigen Bewegungs-Gründen, als bei allen andern Gelegenheiten. Er wird aber doch geschmeichelt, und er schmeichelt sich selbst mit den Gedanken, daß es völlig uneigennützig ist. Denn, wenn das nicht angenommen würde, so würde es weder in seinen eigenen noch in anderer Augen irgend einen Beifall zu verdienen scheinen. Aller Patriotismus, aller Vorzug, den man der gemeinen Wohlfarth vor seiner eigenen giebt, ist daher, nach diesem System, eine bloße Heuchelei, wahrer Betrug, den man den Menschen spielt. Jene menschliche Tugend, die man so sehr herausstreicht, und die der Grund zu so vieler Racheiftrung unter den Menschen ist, ist weiter nichts, als die Frucht der Schmeichelei, vom Stolge erzeugt.

Ob die edelmütigsten und patriotischsten Handlungen, nicht in gewissen Verstande als solche können betrachtet werden, die aus der Selbstliebe entspringen, das will ich jetzt nicht untersuchen. Die Entscheidung dieser Frage ist, so viel ich glaube nicht sehr wichtig, die Wirklichkeit der Tugend fest zu setzen, da die Selbstliebe auch sehr oft ein tugendhafter Bewegungsgrund der Handlung seyn kann.

kann. Ich will mich nur bemühen zu zeigen, daß das Verlangen das zu thun, was rühmlich und edel ist, und uns selbst zu den schicklichen Gegenständen der Achtung und des Beifalls zu machen, mit gar keinem Rechte Eitelkeit genennet werden kann. Auch die Begierde nach einem wohlgegründeten Lobe und Ansehen, die Beaterde sich durch das, was wirklich schätzbar ist, Hochachtung zu erwerben, verdient diesen Namen auf keine Art. Jenes Verlangen ist die Liebe der Tugend selbst, die edelste und beste Leidenschaft der menschlichen Natur, diese ist die Liebe zur wahren Ehre, die der erstern ohne Zweifel nachstehen muß, aber an Würde ihr unmittelbar zu folgen scheint. Der ist der Eitelkeit schuldig, der wegen solcher Eigenschaften gerühmt zu werden verlangt, die entweder gar nicht, oder doch nicht in dem Grade, worin er ihrentwegen gerühmt seyn will, rühmlich sind; der auf eitle Vorzüge des Staats und der Kleidung, oder auf die eben so eitelen Geschicklichkeiten im gewöhnlichen Umgange seine Ansprüche auf Ehre bauet. Der ist der Eitelkeit schuldig, der wegen solcher Eigenschaften, die zwar Ruhm verdienen, von denen er aber vollkommen weiß, daß er sie nicht hat, Ruhm verlangt. Der leere Narr, der sich ein Ansehen von Wichtigkeit giebt, wo zu er kein Recht hat, der abgeschwächte Edler, der sich das Verdienst von Begebenheiten beimist, die sich nie angetragen, der gelehrte

lehre Dieb, der sich thörichter Weise für den Verfasser einer Schrift ausgiebt, woran er keinen Theil hat, werden mit Recht dieser Leidenschaft beschuldigt. Auch der kann mit Recht eitel genannt werden, der mit den stillen Empfindungen des Beyfalls und der Hochachtung nicht zu frieden ist, dem es mehr um ihre lauten Ausdrücke, um schallende Lobsprüche, als um die Empfindungen selbst zu thun ist, der nie vergnügt ist, als wenn seine eigene Lobsprüche in seinen Ohren ertönen, der mit der ungestümsten Neugierlichkeit sich um die äußern Merkmale der Hochachtung bemühet, nach Titeln, nach Complimenten, nach Besuchen und Aufwartungen gierig trachtet, und sich sehr geschmeichelt findet, wenn er an öffentlichen Orten die Aufmerksamkeit auf sich zieht, und ihm mit vorzüglicher Achtung begegnet wird. Diese kindische Leidenschaft ist von den beiden ersten ganz und gar verschieden, sie ist die Leidenschaft der niedrigsten und kleinsten unter den Menschen, da jene hingegen nur von den größten und edelsten empfunden werden.

Ob nun aber gleich unter diesen drei Leidenschaften, der Begierde, sich selbst zu dem würdigen Gegenstande der Ehre und Achtung zu machen, oder merklich schätzbar und Achtungswürdig zu werden, der Begierde sich dadurch Beyfall und Achtung zu erwerben, daß man diese Empfindungen wirklich verdient, und der kindischen Ver-

gierde nach Ruhm und Vorzug, auf welche Art man ihn auch erlangen mag, ein sehr weiter Unterschied ist: obgleich die beiden ersten allemahl gebilliget werden, da hingegen die letzte allemahl verachtet wird; so ist dennoch eine gewisse entfernte Aehnlichkeit unter ihnen, und diese Aehnlichkeit von der kräftigen und muntern Beredsamkeit dieses lebhaften Schriftstellers vergrößert, hat ihn in den Stand gesetzt, den Leser zu betriegen. Zwischen der Eitelkeit und der Begierde nach wahrer Ehre ist etwas ähnliches, denn beide Leidenschaften zielen darauf, Achtung und Beifall zu erlangen. Darinnen aber sind sie verschieden, daß der letzte eine billige vernünftige und gerechte, die andern aber eine ungerechte, thörichte und abgeschmackte Leidenschaft ist. Der Mensch, der Hochachtung verlangt, weil er sie vornehmlich verdienet, verlangt nichts, als wozu er ein völliges Recht hat, und was ihm ohne einer Art von Beleidigung nicht versagt werden kann, der aber, der sie auf andere Bedingungen verlangt, macht eine Forderung, wozu er gar nicht berechtiget ist. Der erste ist leicht befriediget, er sieht sich nicht leicht eifersüchtig oder argwöhnisch hierinnen, ob wir ihm auch Ehre genug erweisen, selten wird er sich groß darum bekümmern, viele äufferliche Zeichen der Achtung zu erhalten. Der andere kann dagegen nie Ehre genug bekommen, er denkt immer voll von Eifer

sucht

sucht und Argwohn, daß man ihn nicht so sehr ehre, als er verlangt, weil er ein gewisses heimliches Bewußtsein hat, daß er mehr verlangt, als ihm zukommt; das geringste Versehen gegen das Ceremoniell betrachtet er als eine tödtliche Beschimpfung, als einen Beweis der vorfälligen Verachtung. Er ist unruhig und ungeduldig, allezeit besorgt, daß wir alle Hochachtung gegen ihn verloren haben, und eben deswegen allezeit voll ängstlicher Begierden, nur Zeichen derselben zu erhalten, und man kann ihn nicht anders, als durch beständige Aufwartungen und Schmeicheleien zufrieden stellen.

Zwischen der Begierde das zu werden, was wirklich schätzbar und ruhmwürdig ist, und zwischen der Begierde nach Ehre und Achtung, zwischen der Liebe der Tugend und der Liebe der wahren Ehre ist eine nahe Verwandtschaft. Sie sind sich einander nicht bloß darin ähnlich, daß beide das, was in der That schätzbar und lobenswürdig ist, zum Zweck haben, sondern auch in dem, worin die Liebe der wahren Ehre der Eitelkeit ähnlich sieht, in der Rücksicht auf die Gedanken und Empfindungen anderer. Der Mann, der die edelste Großmuth besitzt, der die Tugend um ihrer selbst willen liebt, und gegen die merkwürdigen Mismatches der Menschen von ihm ganz gleichgültig ist, dieser findet dennoch ein Vergnügen an dem Gedanken, was die Meinungen

der Menschen in Aufsehung seiner eigentlich seyn müssen, und an dem Bewußtseyn, daß wenn er gleich weder geehrt noch gelobt wird, er doch der würdige Gegenstand der Ehre und des Lobes ist, und daß die Menschen, wenn sie in ihren Urtheilen bedachtam, unpartheyisch, und mit sich selbst übereinstimmig, auch von den Umständen seines Verhaltens gehörig unterrichtet wären, ihm unfehlbar Ehre und Beifall nicht versagen würden. Ob er gleich die Meinungen, die man wirklich von ihm hegen, verachtet, so sezt er doch den höchsten Werth auf diejenigen, die man von ihm hegen mußte. Sich selbst seiner Empfindungen der Ehrfurcht und der Hochachtung würdig halten und von sich selbst denken zu können, daß er, wie nachtheilig auch der Begriff seyn mag, den man in der Welt sich von seinem Character macht, er doch Recht hätte, sich von sich selbst den höchsten Begriff zu machen, wenn er sich in anderer Plaz stellte und überlegte, nicht was ihr Urtheil von ihm ist, sondern was es seyn mußte, das war der große und erhabene Bewegungsgrund seines Verhaltens. Da man selbst in der Liebe zur Tugend sich allemahl mit gewisser Rücksicht auf die Meinung anderer, zwar nicht, wie sie wirklich ist, sondern wie sie nach Vernunft und Schicklichkeit seyn mußte, sich findet, so ist auch in diesen Betracht eine Verwandtschaft zwischen ihr und der Liebe der wahren Ehre. In  
gleicher



gleichen Zeit ist doch aber auch ein großer Unterschied unter ihnen. Der Mann, der bloß aus Achtung gegen das, was recht und anständig ist, aus Achtung gegen das, was ein schicklicher Gegenstand der Ehre und des Beifalls ist, handelt, wenn gleich Ehre und Beifall ihm allezeit sollten versaget werden, dieser handelt aus dem erhabenen und göttlichen Bewegungsgrunde, dessen die menschliche Natur je fähig ist. Derjenige hingegen, der zu eben der Zeit, da er Beifall zu verdienen sucht, auch ängstlich darauf ausgeht, ihn zu erlangen, ist zwar überhaupt lobenswürdig, seine Bewegungsgründe haben aber doch schon eine größere Vermischung von menschlicher Schwachheit. Er ist in Gefahr durch die Unwissenheit und Ungerechtigkeit der Menschen gekränkt zu werden, und seine Glückseligkeit ist dem Reide seiner Nebenbuhler und der Thorheit des Publicums angesetzt. Die Glückseligkeit des andern hingegen ist allezeit in Sicherheit, allezeit vom Glück und von dem Eigethum seiner Nebenmenschen unabhängig. Die Verachtung und den Haß, der von der Unwissenheit der Menschen auf ihn geworfen wird, betrachtet er, als ob er ihn nicht anginge, und er findet sich gar nicht dadurch beleidiget. Bloß ein falscher Begriff von seinem Character und von seinem Verhalten ist Schuld, daß die Menschen ihn verachten und hassen. Kennen sie ihn besser, so würden sie ihn lieben und achten.

vertheiligen. Er ist es, eigentlich zu reden, nicht, den sie verachten und hassen, sondern ein anderer, wofür sie ihn ansehen, sie irren sich in der Person. Trägen wir unsern Freund auf einer Wasserrade in der Kleidung unsers Feindes an, und schütteten wir gegen ihn unter dieser Verkleidung allen unsern Unwillen aus, so würde er sich mehr eine Lust daraus machen, als darüber ärgern. Das sind auch die Gefinnungen des wirklich Großmüthigen, wenn ungerechter Tadel ihn trifft. Die menschliche Natur kommt aber doch selten so weit, daß sie sich zu dieser Höhe der Standhaftigkeit erhebt. Obgleich keiner, als die schwächsten und niedrigsten unter den Menschen, an solcher Ehre ein Vergnügen finden, so ist doch falsche und unvernünftige Schande oft fähig, diejenigen empfindlich zu kränken, die die gefesseln und entschlossen zu seyn scheinen. So seltsam sind die Widersprüche des menschlichen Herzens!

Wanderer ist nicht damit zufrieden, daß er den kindischen Bewegungsgrund der Eitelkeit als die einzige Quelle aller der Handlungen vorstelle, die gemeinlich für tugendhaft gehalten werden. Er bemühet sich auch den Unvollkommenheit der menschlichen Natur in vielen andern Stücken zu zeigen. Sie erreicht, wie er vorgiebt, in keinem Fall die vollkommene Selbst-Verleugnung, auf welche sie Anspruch macht, und, froh des Sieges über die Leidenschaften, ist sie gemeinlich wieder

nicht, als eine verstellte Befriedigung verstehen. Wo die Zurückhaltung in Aufhebung des sinnlichen Vergnügens nicht die Strenge der nöthigen Mäßigkeit-Erfahrung erreicht, da sieht er sie schon als grobe Schwelgerei und Heppigkeit an. In seinen Augen ist alles, was zum Unterhalt der menschlichen Natur nicht durchaus und unumgänglich notwendig ist, schon Schwelgerei, so gar ein reines Hemd und eine bequeme Wohnung ist bey ihm schon ein Verbrechen. Die Befriedigung der Ehrlichkeit Neigung in der gesinnvollsten Verbindung betrachtet er als eine Sinnlichkeit, die mit der schäblichsten Befriedigung dieser Leidenschaft im Grunde einerlei ist, und er lachet über die Mühseligkeit und Keuschheit, die dem, der sie anpöhet, so wohlthat zu statten kommt. Die scharfsinnige Sophisterei seiner Schlüsse ist hart, und bei manchen andern Gelegenheiten, unter der Zweideutigkeit seiner Worte versteckt. Ueber seinen Leidenschaften sind einige, die keine andere Namen haben, als solche, die den unangenehmen und unthätigen Zustand derselben bezeichnen, weil der Zuschauer sie weit leichter, wenn sie auf dieser Stufe sind, als unter derselben bemerkt. So bald sie seinen Sophismen anerkennen werden, so bald sie in ihm eine Art von Neugierde und Unterwürfigkeit werden, so kann er nicht umhin, auf sie zu achten, und von da geht er bald weiter ihnen neue Namen zu geben. So lange sie

aber

aber mit dem natürlichen Zustande seiner eigenen  
 Erde überein treffen, so ist er sehr geneigt, sie  
 selbst zu übersehen, und er giebt ihnen entweder  
 keinen Namen, oder, wenn er ihn giebt, so ist es  
 doch ein solcher, der mehr die Untermüßigkeit  
 und Entschlackung der Leidenschaft, als den Grad  
 anzeigt, den man ihr noch rechtmäßig erlauben  
 kann, wozu sie so begieret und eingeschränkt  
 ist. Es bezeichnen die gewöhnlichen Namen, wo-  
 mit man die Liebe zum Veranügen und die Lie-  
 be zum weltlichen Ehrgeiz bezeichnet, \* den  
 schwärzesten und anstößigen Grad dieser Leidens-  
 schaften. Der Mäsigkeit und Keusch-  
 heit, theils an der andern Seite mehr die Eins-  
 schränkung und Untermüßigkeit, in welcher sie  
 gehalten, als den Grad anzuzeigen, die ihnen bei  
 aller Einschränkung noch gestattet werden darf.  
 Immer also zeigen, daß sie noch in einigem Gra-  
 de sein können, so hält er sich ein, daß er die  
 Unvollkommenheit der Tugenden der Mäsigkeit und  
 Keuschheit verkündet, und darzuthun hat, daß sie  
 diese Tugenden sind, womit man die Unacht-  
 samkeit und Entschlackung der Menschen hintergehet.  
 Dagegen darf man nur merken, daß diese Tu-  
 genden auf keine Weise eine aänzliche Unermüßig-  
 keit und Entschlackung bei den Geisteskräf-  
 ten der Individuen, zu deren Beherrschung sie  
 bestimmt sind, fordern. Sie zielen blos dahin, die

Heftig

\* *Keuschheit und Mäsigkeit.*

Hefigkeit dieser Leidenschaften, in so weit einzuschränken, daß sie weder den, der sie empfindet, Schaden, noch auch die Ruhe und den Wohlstand der Gesellschaft fñhren.

In dem ganzen Buche des Dr. Mandeville herrscht durchgängig der Kunstgriff, jede Leidenschaft als völlig lasterhaft vorzustellen, die es nur bei einem gewissen Grade und bei einer gewissen Richtung ist. Auf die Art siehet er alles als Eitelkeit an, was nur einige Bezeßung auf die Meinungen und Urtheile anderer hat, so wie sie entweder sind, oder doch seyn müssen: und so wird es ihm leicht seinen Lieblings-Satz zu behaupten, daß Privat-Laster öffentliche Wohlthaten sind. Wenn die Liebe zur Pracht, der Geschmack an den feinen Künsten und Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens, ein Geschmack an dem, was in der Kleidung, in dem Hausgeräthe und in Equipagen schön und angenehm ist, der Geschmack an der Baukunst, Bilshauer-Arbeit, an Schildereien und Musik, als Schwelgerei, Sinnlichkeit und Prahlerei muß angesehen werden, auch bei denen, deren Umstände es ohne alle nachtheilige Folgen für sie und andere verstaten, dessen Reizungen nachzugeben: so ist es augensichtlich, daß Schwelgerei, Sinnlichkeit, und Prahlerei Wohlthaten für das gemeine Wesen sind, weil ohne den Eigenschaften, welchen er so schimpfliche

\* Tabel von den Vienen.

schimpfliche Namen zu geben für gut findet, die freien Künste keine Ermunterung finden, und aus Mangel der Beschäftigung ermatten würden. Einige ascetische Lehrpläne, die vor sehr kurzer Zeit unter dem Volke im Schwange giengen, und die Tugend in der gänzlichen Vermischung und Ausrottung unserer Leidenschaften setzten, sind der wahre Grund dieses freigeistlichen Systems gewesen. Legt man diese zum Grunde, so fällt es dem Mandeville leicht zu beweisen, erstlich, daß diese gänzliche Uebertreibung unter den Menschen nie Platz gefunden, und ferner, daß es der menschlichen Gesellschaft schädlich wäre, wenn sie Platz finden sollte, weil sie auf einmal aller Industrie und allem Gewerbe, und gewissermaßen der ganzen Geschäftigkeit des menschlichen Lebens ein Ende machen würde. Durch den ersten dieser Sätze scheint er zu beweisen, daß es keine wahre Tugend gebe, und daß alles, was dafür gelten soll, ein bloßer Betrug ist, den man den Menschen spielt; durch den andern, daß Privat-Laster öffentliche Wohlthaten sind, weil ohne ihnen keine Gesellschaft im Wohlstande bestehen oder blühen könnte.

Dies ist das System des D. Mandeville, welches einmahl so viel Lärm in der Welt machte, und das, wenn es gleich kein einziges Laster verurtheilte, das ohnehin nicht würde gewesen seyn, doch das Laster, das aus andern Ursachen entsprang,

spring; kühn machte, sich mit mehreren Unverschämtheit sehen zu lassen, und mit einer ruchlosen Dreistigkeit, die vorher ganz unerhört war, seine verderbte Bewegungs-Gründe zu gestehen.

So verwerdlich aber auch dieses System scheinen mag, so würde es doch nie eine so große Menge Leute hinter das Licht geführt, noch unter denen, die Freunde besserer Grundsätze sind, so viel Kern erregt haben, wenn es nicht an die Wahrheit geknüpft hätte. Ein System der natürlichen Philosophie kann eine lange Zeit Beifall finden und fast durchgängig in der Welt angenommen werden, ohne daß es den geringsten Grund in der Natur, und eine Art von Ähnlichkeit mit der Wahrheit hat. So sind die Wirbel des Descartes fast ein ganzes Jahrhundert hindurch, von einer sehr scharfsinnigen Nation als die befriedigendste Erklärung von den Revolutionen der himmlischen Körper angesehen worden. Und doch hat man es nun augenscheinlich bewiesen, so daß niemand mehr daran zweifelt, daß jene vorgegebene Ursachen dieser wunderbaren Wendungen nicht allein nicht wirklich vorhanden, sondern auch gänzlich unmöglich sind, und daß sie, wenn sie existirten, doch keine solche Wirkungen, als ihnen zugeschrieben werden, hervorbringen könnten. Mit dem System der Moralphilosophie verhält es sich anders. Hier kann ein Schriftsteller, der den Ursprung unserer

Moralischen Empfindungen zu erklären verspricht, uns keinen so groben Betrug spielen, und er darf von aller Aehnlichkeit mit der Wahrheit so weit nicht abweichen. Ein Reisender, der uns von einem entfernten Lande Nachricht giebt, kann unserer Leichtgläubigkeit die grundlosesten und ungereimtesten Erdichtungen als höchstgewisse Wahrheiten aufbinden. Wer uns aber etwas aus unserer Nachbarschaft oder von den Angelegenheiten des Kirchspiels, in welchem wir leben, erzählen will, der kann uns zwar auch, wenn wir so forlos sind, die Dinge nicht mit unsern eignen Augen zu untersuchen, in manchen Stücken hintergehen, allein seine größten Lügen müssen doch einige Verwandtschaft mit der Wahrheit und selbst eine ansehnliche Dosis von Wahrheit in sich haben. Ein Schriftsteller, der die Naturlehre abhandelt, und die Ursache der großen Phaenomenen in der Welt angeben will, gleicht dem, der uns von den Begebenheiten eines entfernten Landes Nachricht erteilt, von welchen er uns erzählen kann, was er will; und der, so lange sich seine Erzählung in den Gränzen einer scheinenden Möglichkeit hält, nicht verzweifeln darf, unsern Verdacht zu gewinnen. Wenn er es sich aber vornimmt uns den Ursprung unserer Begierden und Neigungen, die Entstehungsart unserer Empfindungen von Billigung und Mißbilligung zu erklären, so will er uns nicht bloß von den Begebenheiten



des Kirchspiels, worin wir leben, sondern von unsern eigenen häufigen Angelegenheiten Nachricht geben. Obwohl wir nun auch hier, gleich nachlässigen Herren, die auf einen Verwalter, der sie betriegt, ihr ganzes Vertrauen setzen, noch leicht hintergangen werden können; so können wir doch keiner Nachricht Glauben beimessen, die nicht der Wahrheit in etwas ähnlich sieht. Einige Puncte müssen wenigstens richtig seyn, und diejenigen, die am meisten übertrieben sind, müssen doch einigen Grund gehabt haben, sonst würde der Betrug auch von der flüchtigen und sorglosen Aufmerksamkeit, die wir darauf wenden, leicht entdeckt werden. Der Schriftsteller, der als die Ursache einer natürlichen Empfehlung ein Principium an-  
geben wollte, das gar keine Verbindung damit hätte, oder keinem andern Principium, das in solcher Verbindung damit stünde, ähnlich wäre, würde auch den einfältigsten und unerfahrensten Leser lächerlich und adgeschmacht scheinen.



### Dritter Abschnitt.

Von den verschiedenen Systemen, durch welche man das Principium der Billigung erklären wollen.

#### Einleitung.

Nach der Untersuchung aber der Natur der Tugend, betrifft die nächste Frage von Wichtigkeit in der Moral das Principium der Billigung, die Kraft oder das Vermögen der Seele, welches macht, daß uns gewisse Charactere angenehm oder unangenehm sind, daß wir die eine Art des Verhaltens der andern vorziehen, daß wir die eine recht, die andere unrecht nennen, die wir als den Gegenstand der Billigung, der Ehre und Belohnung, die andere als den Gegenstand des Tadelns, der Nichtbilligung und Bestrafung ansehen.

Man hat von diesem Principium der Billigung drei verschiedene Erklärungen gegeben. Einige behaupten, daß der letzte Grund, warum wir unsere und anderer Handlungen billigen oder misbilligen, in der Selbstliebe liegt, oder in der Vorstellung, daß sie auf unsern eigenen Vorteil oder Schaden abhengen. Andere sind der Meinung, daß die Ursache, dieses Vermögen, durch welches wir Wahrheit und Falschheit unterscheiden, uns auch fähig macht, das, was in Handlungen und Begegnungen schädlich oder unschädlich

ist, zu unterscheiden. Noch andern zu folgen ist diese Unterscheidung gänzlich die Wirkung eines unmittelbaren Gefühls, sie entspringt aus dem Vergnügen und Missergnügen, das der Anblick gewisser Handlungen und Reizungen uns einflößet. Selbstliebe, Verunft und Gefühl, sind demnach die drei Quellen, die als der Grund des Beifalls angegeben werden.

Ehe ich weiter gehe von diesen verschiedenen Systemen zu reden, muß ich noch bemerken, daß die Entscheidung dieser Frage, ob sie gleich in der Speculation sehr wichtig ist, doch in der Praxis nicht viel auf sich hat. Die Frage, von der Natur der Tugend hat in manchen besondern Fällen einen Einfluß auf unsere Begriffe von Recht und Unrecht, die andere aber über den Grund des Beifalls kann möglicher Weise keine solche Wirkung haben. Untersuchen, aus welcher innern Einrichtung und Mechanismus diese verschiedenen Begriffe und Empfindungen entstehen, ist daher bloße philosophische Neugierde.

### Erstes Hauptstück.

Von den Systemen, die das Principium des Beifalls aus der Selbstliebe erklären.

**D**iejenigen, die in der Selbstliebe den Grund suchen, warum wir dieses billigen, jenes misbilligen, erklären sich nicht alle auf einerlei Art, und es findet sich in ihren verschiedenen

Systemen viele Verwirrung, und wenig Genauigkeit. Höret man den Hobbes und manche seiner Nachfolger, \* so wird der Mensch getrieben, seine Zuflucht in der Gesellschaft zu suchen, nicht durch eine natürliche Liebe, die er zu seiner eigenen Gattung hat, sondern weil er ohne den Beistand der Gesellschaft nicht sicher und bequem leben kann. Aus dieser Ursache wird ihm die Gesellschaft nötig, und was zu ihrer Erhaltung und Wohlfarth dieneth, das betrachtet er als etwas, das eine entfernte Abzweckung auf seinen eigenen Vortheil hat, das hingegen, was dahin zielt, sie zu zerstören und zu beunruhigen, als etwas, das gewissermassen ihm selbst schädlich und nachtheilig ist. Tugend ist die größte Stütze, die Laster hingegen der Zerstörer der Gesellschaft. Die erstere ist daher einem jeden angenehm, das andere einem jeden zuwider, weil er in der einen den Wohlstand, in den andern den Untergang und die Unordnung dessen siehet, was zu der Erhaltung und Sicherheit seiner Existenz so nötig ist.

Daß die Abzweckung der Tugend, den Vortheil der Gesellschaft zu befördern, und die Abzweckung des Lasters ihn zu hindern, wenn wir beides mit ruhigen philosophischen Augen betrachten, der erstern eine große Schönheit, und der andern eine große Häßlichkeit giebt, das kann,

\* Puffendorf, Mandeville.

Wie ich schon vorhin bei Gelegenheit bemerkt habe, gar nicht in Zweifel gezogen werden. Wenn wir die menschliche Gesellschaft in einem gewissen abstracten und philosophischen Lichte ansehen, so erscheint sie uns gleich einer großen und unermesslichen Maschine, deren regelmäßige und harmonische Bewegungen tausend angenehme Wirkungen hervorbringen. Wie in einer jeden andern schönen und vortheilhaften Maschine, die das Werk der menschlichen Kunst ist, alles was darauf abzielt, ihre Bewegungen leicht und bequem zu machen, durch diese Wirkung eine neue Schönheit erhalten, dahingegen alles, was darauf abzielt, sie zu hindern, schon aus dieser Ursache allein mißfallen würde; so ist auch die Tugend, die gleichsam den Rädern der Gesellschaft die feine Politur giebt, nothwendig angenehm, da das Laster hingegen, gleich den schmutzigen Rost, welcher macht, daß sie sich aneinander reiben und stoßen, nothwendig eben so unangenehm ist. Man sieht hieraus, daß diese Erklärung von dem Ursprung der Billigung und Mißbilligung, in so weit sie denselben von einer Rücksicht auf die Ordnung der Gesellschaft herleitet, mit dem Principium übereinstimmt, welches der Nutzbarkeit Schönheit giebt, und welches ich schon vorhin bei Gelegenheit erklärt habe. Eben daher kommt es auch, daß dieses System die Wahrscheinlichkeit hat, die es besitzt. Wenn diese Schriftsteller die unzähl-

baren Vorzüge des gestifteten und geselligen Lebens vor den wilden und einsamen beschreiben, wenn sie sich über die Nothwendigkeit der Tugend und der guten Sitten zu der Fortdauer des ersten ausbreiten, und zeigen, wie unsehlbar das Uebergewicht des Lasters und des Ungehorsams gegen die Gesetze dahin zielt, uns in das andere zurück zu stürzen, so wird der Leser von der Neuheit und Größe der Ausichten, die sie seinem Blicke eröffnen, entzückt: er sieht deutlich in der Tugend eine neue Schönheit, in dem Laster eine neue Häßlichkeit, die er vorhin nicht bemerkt hatte, und er hat über diese Entdeckung gemeinlich eine solche Freude, daß er sich nicht die Zeit nimmt zu überlegen, daß diese politische Betrachtung, da sie ihm vorhin in seinem Leben nie beigefallen, nicht wohl der Grund der Billigung und Mißbilligung seyn kann, womit er allzeit gewohnt gewesen, diese verschiedene Eigenschaften anzusehen.

Wenn jene Schriftsteller an der andern Seite, aus der Selbstliebe den Anteil herleiten, den wir an der Wohlfarth der Gesellschaft nehmen, und die Achtung, die wir eben deswegen der Tugend schenken, so wollen sie damit nicht sagen, daß, wenn wir in unsern Zeiten die Tugend des Cato bewundern, und die Bosheit des Catilina verabscheuen, daß alsdann die Vorstellung irgend eines Vortheils, den wir von der einen erhalten, oder

oder irgend eines Schadens, den wir von den andern leiden, einen Einfluss auf unsere Empfindungen hat. Ihre Meinung ist nicht, daß wir den tugendhaften Character loben, den lasterhaften aber tadeln, weil wir denken, daß der Wohlstand oder die Zerstörung der Gesellschaft in jenen entfernten Zeiten und Völkern auf unser Glück oder Elend in den gegenwärtigen Zeiten einen Einfluss haben kann. Sie haben es sich nie einfallen lassen, daß unsere Empfindungen durch irgend einen Vorteil oder Schaden, den wir von dem einen oder dem andern wirklich für uns hoffen oder fürchten, gelenket werden. Das aber wollen sie mir sagen, daß die guten oder nachtheiligen Folgen, die uns würden betroffen haben, wenn wir in jenen Zeiten gelebt hätten, oder die uns noch treffen würden, wenn sich in unsern Zeiten Charactere von gleicher Art finden sollten, unsere Empfindungen stimmen. Kurz der Begriff, um welchen diese Schriftsteller herum tappen, den sie aber nie deutlich entwickeln, ist die indirecte Sympathie mit der Dankbarkeit oder mit dem Unwillen derer, die durch die guten oder bösen Folgen, die aus solchen entgegengesetzten Characteren entsprossen, Vorteile erhielten oder Schaden litten, das ist es, worauf sie uns, wiewohl sehr undeutlich führen, wenn sie sagen, daß nicht die Vorstellung unsern eignen Gewinns oder Schadens unsern Beifall oder unsern Unwillen erweckt.

te, sondern die Vorstellung dessen, was wir gewinnen oder leiden würden, wenn wir in der Gesellschaft mit solchen Leuten zu thun hätten.

Die Sympathie kann indessen auf keine Art als ein selbstisches Principium angesehen werden. Man kann zwar vorwenden, daß, wenn ich mit eurem Kummer oder mit eurem Unwillen sympathisire, meine Empfindung auf die Selbst-Liebe gegründet ist, weil sie daher entspringet, daß ich eurem Zufall in Gedanken zu den meinigen mache, daß ich mich in eurem Platz setze, und mir daraus vorstelle, was ich in gleichen Umständen fühlen würde. Ob man aber gleich im eigentlichen Verstande sagen kann, daß die Sympathie aus einem eingebildeten Wechsel der Situation mit dem, ~~zu~~ der Zufall hauptsächlich angehet, entspringet, so denke ich doch dabei nicht, daß dieser eingebildete Wechsel mit meiner eigenen Person und Character, sondern mit dem Character derjenigen, mit welcher ich sympathisire, geschehet. Wenn ich an eure Betrübniß über den Verlust eures einzigen Sohnes Theil nehme, so bedanke ich, um mich zum Mitleiden mit eurem Kummer zu erwecken, nicht, was ich, eine Person von solchem Character und Lebensart, leiden würde, wenn ich einen Sohn hätte, und so unglücklich wäre, ihn zu verlieren: sondern ich bedenke, was ich leiden würde, wenn ich wirklich das wäre, was ihr seid, ich verwechsle nicht allein die Umstände mit euch, sondern



sondern auch die Person und Charactere. Mein Kummer bezieht sich daher gänzlich auf euch, und nicht im geringsten auf mich, und es ist demnach auf keine Art eine Wirkung der Selbst-Liebe. Wie kann die Leidenschaft als selbstlich betrachtet werden, wobei nicht einmahl die geringste Vorstellung von dem ist, was mich betroffen hat, oder mich in meiner eigenen Person und Character angehet, sondern die sich gänzlich mit dem, was euch angehet, beschäftigt? Ein Mann kann mit einer Frau, die entbunden wird, Mitleiden haben, ob es gleich unmöglich ist, daß er sich je die Vorstellung machen kann, als ob er in seiner eigenen Person und Character ihre Schmerzen zu leiden hätte. Das ganze System von der menschlichen Natur, welches alle Empfindungen und Reigungen aus der Selbst-Liebe herleitet, das so viel Kern in der Welt gemacht hat, und das, so viel ich weiß, noch nie völlig und deutlich erklärt worden, dieses ganze System scheint mir aus dem mißverstandenen System von der Sympathie, wovon man sich verirrte Begriffe gemacht, seinen Ursprung genommen zu haben.

### Zweytes Hauptstück.

Von den Systemen, die das Principium der Bildung aus der Vernunft herleiten.

Es ist bekannt, daß es die Lehre des Hobbes gewesen, daß der Stand der Natur ein Stand des

des Krieges ist, und daß vor der Stiftung der bürgerlichen Regierung keine ruhige und friedliche Gesellschaft unter den Menschen seyn könnte. Die Gesellschaft erhalten, war demnach eben so viel, als die bürgerliche Regierung erhalten, die bürgerliche Regierung aber zerstören, nichts anders, als der Gesellschaft ein Ende machen. Nun hängt aber die bürgerliche Regierung gänzlich von dem Gehorsam ab, den man der höchsten Obrigkeit leistet. So bald diese ihr Ansehen verliert, so ist es mit aller bürgerlichen Regierung zum Ende. Da demnach die Selbst-Erhaltung die Menschen lehret, alles zu billigen, was darauf abzielet, die Wohlfarth der Gesellschaft zu befördern, und alles zu tadeln, was sie stören kann; so müßte eben dieses Principium, wenn ihre Gedanken und Urtheile nicht mit sich selbst streiten sollten, sie lehren, in allen Fällen den Gehorsam gegen die Obrigkeit zu billigen, und allen Ungehorsam und Empörung zu tadeln. Die Begriffe von dem, was löblich und tadelhaft ist, müssen mit dem Begriffe von Gehorsam und Ungehorsam einerlei seyn. Und daraus selbst, daß die Gesetze der bürgerlichen Obrigkeit als der einzige und letzte Maasstab dessen, was recht und unrecht, gut, und böse ist, betrachtet werden müssen.

Bei der Behauptung dieser Sätze war es die eingestandene Absicht des Hobbes die Gehorsamkeit der Menschen unmittelbar der Macht der bürgerlichen

sichen Obrigkeit, und nicht der Geistlichen zu unterwerfen, da er durch das Beispiel seiner eigenen Zeiten belehret worden, den unruhigen Ehrgeiz der letztern als die Haupt-Quelle aller Unordnungen in der Gesellschaft zu betrachten. Aus dieser Ursache war auch seine Lehre vornehmlich den Theologen anstößig, die folglich nicht erman- gelten, ihren Unwillen gegen ihn mit großer Härte und Bitterkeit auszulassen. Sie war gleichfalls fallen gefunden Moralisten anstößig, da bei derselben angenommen wurde, daß kein natürlicher Unterschied zwischen Recht und Unrecht wäre, daß beides abwechselnd und veränderlich wäre, und von dem bloßen Willkühr der bürger- lichen Obrigkeit abhänge. Seine Erklärung das von wurde deshalb von allen Seiten und mit allen Arten von Waffen, mit der ruhigen Ver- munft sowohl als mit wüthendem Geschrei ange- griffen.

Um eine so verhasste Lehre zu widerlegen, war es nötig zu beweisen, daß vorgängig vor allem Gesetz oder positiven Verordnung, die See- le natürlicher Weise mit einem Vermögen begabt wäre, in gewissen Handlungen und Neigungen die Eigenschaften, die man recht, löblich und tugendhaft nannte, in andern aber diejenigen, die man unrecht, tadelhaft, und lasterhaft nennet, zu unterscheiden.

Ende

Eudworth \* bemerkte sehr richtig, daß das Gesetz nicht die ursprüngliche Quelle dieser Unterschiede seyn könnte, weil, wenn man ein solches Gesetz annimmt, es entweder recht seyn muß, demselben zu gehorchen, und unrecht, demselben nicht zu gehorchen, oder gleichgültig, ob man ihm gehorchet oder nicht gehorchet. Man siehet gleich, daß das Gesetz, bei welchem es gleichgültig ist, ob man ihm gehorchet oder nicht, nicht die Quelle dieser Unterschiede seyn könne; eben so wenig könnte es aber auch das Gesetz seyn, welchem zu gehorchen recht, und nicht zu gehorchen unrecht wäre, insofern auch dieses die vorgängige Begriffe von Recht und Unrecht voraussetzte, und daß der Gehorsam gegen das Gesetz dem Begriff von Recht, der Angehorsam dem Begriff von Unrecht gemäß seyn würde.

Weil also die Seele vorgängig vor allem Gesetz einen Begriff von diesem Unterschiede hat, so schien daraus die nothwendige Folge zu fließen, daß sie diesen Begriff aus der Vernunft herleitet, die den Unterschied zwischen Recht und Unrecht auf eben die Art, wie den Unterschied zwischen Wahrheit und Falschheit anzeigte; und dieser Schluß, der, ob er gleich in einigen Absichten wahr ist, bei andern vielmehr übereilet war, wurde sehr geschwind zu einer Zeit angenommen, da die abstracte Wissenschaft von der menschlichen Natur

\* Unveränderliche Moralität, 1. B.

Natur noch in ihrer Kindheit war, und die verschiedenen Verrichtungen und Kräfte der verschiednen Fähigkeiten der Seele noch nicht sorgfältig untersucht, und von einander unterschieden waren. Als dieser Streit gegen Hobbes mit der größten Hitze und Schärfe geführt wurde, war noch an kein andres Vermögen gedacht, aus welchem solche Begriffe möglicher Weise ihren Ursprung nehmen könnten. Es wurde daher damals die allgemeine Lehre; daß das Wesen der Tugend nicht in der Uebereinstimmung der menschlichen Handlungen mit den Befehlen eines Oberherrn, und das Wesen des Lasters nicht in den Widerspruch dagegen bestünde, sondern die erste in der Uebereinstimmung mit der Vernunft, und das andere in den Widerspruch dagegen: Und auf die Art wurde die Vernunft als die ursprüngliche Quelle, und als das Principium des Beifalls und des Tadels betrachtet.

Daß die Tugend in der Uebereinstimmung mit der Vernunft besteht, ist in gewissem Betracht wahr, und man kann dieses Vermögen gewisser maßen als die Quelle und das Principium des Beifalls und des Tadels, und aller gründlichen Urtheile über Recht und Unrecht betrachten. Durch die Vernunft entdecken wir die allgemeinen Regeln der Gerechtigkeit, nach welchen wir unsere Handlungen einrichten müssen. Durch eben diese Vernunft entstehen bei uns die unbestimm-

teren

teren und nicht so abgemessenen Begriffe, von dem, was klug, von dem, was anständig, von dem, was großmüthig und edel ist. Begriffe, die uns beständig begleiten, und nach welchen wir uns bestreben, so gut wir können, den ganzen Lauf unsers Lebens einzurichten. Die allgemeinen Maximen der Sittlichkeit werden eben so, wie alle andere aus der Erfahrung und durch die Induction hergeleitet. Wir bemerken in einer großen Menge von besondern Fällen, was unsern sittlichen Fähigkeiten gefällt oder mißfällt, was sie billigen oder mißbilligen, und aus diesen Erfahrungen bestimmen wir durch die Induction jene allgemeinen Regeln. Nun wird aber die Induction allemahl als eine von den Wirkungen der Vernunft betrachtet, und wir können demnach sehr eigentlich sagen, daß wir alle jene allgemeinen Regeln und Begriffe aus der Vernunft herleiten. Diese sind, gleichwohl der Maassstab, nach welchem wir den größten Theil unserer Moralischen Urtheile einrichten, welche äußerst ungewiß und erdeltelt seyn würden, wenn sie von dem abhingen, was so manchen Abwechslungen unterworfen ist, von unmittelbarer Empfindung und Gefühl, das der verschiedne Zustand der Gesundheit und der Laune so wesentlich verändern kann. Weil demnach unsere gründlichsten Urtheile über Recht und Unrecht nach Maximen und Begriffen abgefaßt werden, die die Vernunft durch die

die Induction aus der Erfahrung ableitet, so kann man sehr eigentlich sagen, daß die Tugend in der Uebereinstimmung mit der Vernunft bestehe, und in so fern kann dieses Vermögen als die Quelle und als das Principium der Billigung und Mißbilligung angesehen werden.

Ob nun aber gleich die Vernunft unstreitig die Quelle der allgemeinen Regeln der Sittlichkeit und aller, Moralsischen Urtheile ist, die man mittelst derselben fällt; so ist es doch völlig ungereimt und unverständlich anzunehmen, daß die ersten Vorstellungen von Recht und Unrecht aus der Vernunft auch in denen besondern Fällen können hergeleitet werden, die die Erfahrung an die Hand geben, nach welchen die allgemeinen Regeln gemacht werden. Diese ersten Vorstellungen sowohl als alle andere Experimente, auf welchen irgend eine allgemeine Regel sich gründet, können nicht der Gegenstand der Vernunft, sondern der unmittelbaren Empfindung des Gefühls seyn. Dadurch daß wir in einer großen Mannigfaltigkeit von Beispielen wahrnehmen, daß eine gewisse Art des Verhaltens uns beständig auf gewisse Weise gefällt, eine andere aber eben so beständig mißfällt, dadurch kommen wir erst auf die allgemeinen Regeln der Sittlichkeit. Die Vernunft kann aber kein besonders Object um selbst will der Seele entweder annehmen oder unannehmlich machen. Die Vernunft kann zeigen, daß dieses Object ein

Mittel ist etwas anders, das von Natur entweder gefällt oder mißfällt, zu erlangen, und auf die Art kann sie es, um etwas andern Willen, angenehm oder unangenehm machen. Nichts aber kann uns um sein selbst willen angenehm oder unangenehm seyn, das nicht durch die unmittelbare Empfindung und durch das Gefühl dazu gemacht wird. Wenn daher die Tugend in einem jeden besondern Fall um ihrer selbst willen der Seele nothwendig gefällt, und das Laster eben so gewis mißfällt, so kann es nicht die Vernunft, sondern es muß die unmittelbare Empfindung und das Gefühl seyn, das uns auf die Art dem einen günstig, und gegen das andere abgeneigt macht.

Vergnügen und Mißvergnügen sind die großen Gegenstände der Begierde und des Abscheues. Sie werden aber nicht durch die Vernunft, sondern durch unmittelbare Empfindung und Gefühl unterschieden. Ist die Tugend daher um ihrer selbst willen begehrenswürdig, das Laster hingegen auf gleiche Art verabscheuungswürdig, so kann es nicht die Vernunft seyn, die diese verschiedenen Eigenschaften ursprünglich unterscheidet, das muß nothwendig das Werk der unmittelbaren Empfindung und des Gefühls seyn.

Da also die Vernunft in gewissem Verstande sehr richtig als das Principium der Billigung und der Mißbilligung kann betrachtet werden, so hat man diese Empfindungen auf Mangel der



Nachsehnheit lange also angesehen, als ob sie ursprünglich aus den Wirkungen dieses Vermögens herkaommen. D. Hutcheson hat das Verdienst der erste zu sehn, der mit einiger Genauigkeit bestimmt, in welchem Betracht man von allen moralischen Unterschieden sagen kann, daß sie aus der Vernunft entspringen, und in welchem Betracht sie auf unmittelbare Empfindung und Gefühl sich gründen. In seinen Erläuterungen über das moralische Gefühl hat er dieses so völlig, und, nach meiner Meinung, so unbeantwortlich erklärt, daß, wenn man den Streit darüber noch nicht aufgeben will, ich das keiner andern Ursache zuschreiben kann, als entweder dem Mangel der Aufmerksamkeit auf das, was dieser Gelehrte geschrieben, oder der aberalabhängigen Unabhängigkeit an gewisse Formen im Ausdruck, eine Schwachheit, die unter Gelehrten nicht ungewöhnlich ist, sondern bei Gegenständen, die so wichtig sind, als dieser, bei welchen ein Tugendhafter oft unwillig ist, das Eigenthum eines einzigen Ausdrucks, an welchen er sich gewöhnt hat, anzuhängen.

### Drittes Hauptstück.

Von den Systemen die die Empfindung zum Grund, der Billigung machen.

Die Systeme, die die Empfindung zum Grunde der Billigung machen, können unter zwei verschiedene Classen gebracht werden:

§1 a

1. Die

I. Die zu der ersten gehören, sind der Meinung, daß die Billigung auf eine Empfehlung von einer besondern Natur gegründet sei, auf die Kraft eines besondern Gefühls, das sich bei dem Anblick gewisser Handlungen oder Gesinnungen in der Seele äußert, von denen einige dieses Vermögen auf eine angenehme, andere auf eine unangenehme Art rühren, weswegen die ersten mit dem Gepräge recht, löblich, tugendhaft, die letzten aber mit dem Gepräge, unrecht, tadelhaft und lasterhaft bezeichnet werden. Da diese Empfehlung von einer besondern Natur, und von jeder andern verschieden, auch die Wirkung einer besondern Kraft des Gefühls ist, so geben sie demselben einen besondern Namen, und nennen es moralisches Gefühl.

II. Andere leiten die Billigung aus einem andern Grunde her. Sie sind der Meinung, daß man nicht nötig hat, eine neue Kraft, von welcher vorher gar nichts gehört worden, anzunehmen, vielmehr glauben sie, daß die Natur hier, so wie in allen andern Fällen, mit der gewöhnlichen Sparsamkeit verfährt, und eine Menne Wirkungen aus einer und eben derselben Ursache her, vorbringt. Die Sympathie, eine Kraft, die man zu jeder Zeit wahrgenommen, und die in dem Menschen so sichtbar ist, daß man sie gar nicht verkennen kann, diese ist, ihrer Meinung nach, jenes

zurückend alle Wirkungen, die man diesem besondern Vermögen zugeschrieben, zu erklären.

I. Descartes hat sich viele Mühe gegeben zu beweisen, daß das Principium der Willkür sich nicht auf Selbstliche gründet. Er hat auch bewiesen, daß sie nicht aus irgend einer Wirkung der Vernunft entspringet. Nichts blieb also übrig, dachte er, als anzunehmen, daß es ein Vermögen von einer besondern Art sei, womit die Natur die menschliche Seele begabt, um diese einzige wichtige Wirkung hervorzubringen. Denn außer der Selbstliche und der Vernunft, die er beide ausschloß, sei ihm keine andere bekannte Kraft der Seele ein, aus welcher er diese Wirkung herleiten konnte.

Dieses neue Vermögen in der Seele nennt er moralisches Gefühl, welches er sich als etwas den äußern Sinnen analogisch vorstellte. Denn so wie die Körper um uns, wenn sie sich auf eine gewisse Art rühren, die verschiedenen Eigenschaften des Schalles, des Geschmacks, des Geruchs, der Farbe zu bezeugen scheinen, so scheinen auch die verschiedenen Befinnungen der Seele, wenn sie dieses Vermögen auf eine gewisse Art rühren, die verschiedenen Eigenschaften, die man liebenswürdig und verhasst, tugendhaft und lasterhaft, recht und unrecht nennet, zu bezeugen.

Die verschiedenen Sinne oder Kräfte der Empfindung, aus welchen die menschliche Seele alle der äußeren Dinge herleitet, sind, seinem Ersten zu Folge, von zwei verschiedenen Gattungen, von welchen er die einen die directen oder ungeschwächten, die andern die reflexen oder abgeflachten nennt. Die ersten sind die Vermögen, aus welchen die Seele die Vorstellung solcher Arten von Dingen herleitet, die keine vorläufige Vorstellung einer andern Sache voraussetzen. So sind Thier und Pflanz Eigenstände der directen Sinne. Einen Schall zu hören, oder eine Farbe zu sehen, bedarf keine vorläufige Vorstellung irgend einer andern Eigenschaft oder Sache voraus. Die reflexen oder abgeschwächten Sinne sind bei ihm die Verstandes, aus welchen die Seele die Vorstellung solcher Arten von Dingen herleitet, die die vorläufige Vorstellung einer andern Sache voraussetzen. So sind Harmonie und Schönheit Gegenstände der reflexen Sinne. Denn wir müssen erst den Thon oder die Farben uns vorstellen, ehe wir uns die Harmonie des Thons oder die Schönheit der Farben vorstellen können. Den Verstandes Sinn betrachtet er nun als ein Vermögen von der letzten Art, das Vermögen, welches sich Reflexion nennt, und aus welchem er die reinlichen Dinge von den verschiedenen Leidenschaften und Regungen der Seele herleitet, ist, nach Hutcheson's Meinung, ein directer innerlicher Sinn.

Sinn. Das Vermögen aber, durch welches wir die Schönheit und Häßlichkeit, das Tugendhafte oder das Lasterhafte dieser verschiedenen Leidenschaften und Bewegungen wahrnehmen, ist ein reflexer innerlicher Sinn.

Hutcheson beruft sich nun, um dieses System noch weiter zu unterstützen, auf die Analogie der Natur, und bemerkt, daß die Seele mit einer Menge anderer reflexer Gefühle begabt ist, die dem Moralischen sehr ähnlich sind. Dabin zählt er das Gefühl von Häßlichkeit und Schönheit in den äußern Gegenständen, das gemeinnützige Gefühl, durch welches wir mit der Glückseligkeit oder mit dem Elende unserer Mitgeschöpfe sympathisiren, das Gefühl von Schande und Ehre, und das Gefühl vom Lächerlichen. Ohneachtet aller Mühe, die sich dieser scharfsinnige Weltweise gegeben hat, zu beweisen, daß das Principium der Billigung, sich auf eine besondere Kraft zu empfinden gründet, die den äußern Sinnen in etwas analogisch ist, giebt es doch gewisse Folgen, welche, seinem eigenen Verständniß nach, aus seiner Lehre fließen, die vielleicht von manchen schon allein als eine hinreichende Widerlegung derselben werden angesehen werden. Er giebt zu, \* daß die Eigenschaften, die den Objecten eines Sinnes zukommen, nicht ohne die größte Ungereimtheit dem

214

Sinne

\* Erläuterungen über das Moralische Gefühl: 1. Abschn. S. 237. f. f. 3te Ausgabe.

Sinne selbst können bengelegt werden. Wenn ist es je eingefallen, den Sinn des Gehörs schwarz oder weiß, den Sinn des Geschmacks süß oder bitter zu nennen? Eben so ungereimt ist es, keinem System zuzulassen, unsere Moralischen Vermögen tugendhaft oder lasterhaft, moralisch gut oder böse zu nennen. Diese Eigenschaften kommen den Gegenständen dieser Vermögen, nicht den Vermögen selbst zu. Hätte also irrend ein Mensch eine so abgeschmackte Gemüths-Fassung, daß er Grausamkeit und Ungerechtigkeit, als die edelsten Tugenden billigte, hingegen Billigkeit und Menschen Liebe als die verderblichsten Laster mißbilligte, so könnte man zwar eine solche Gemüths-Fassung als dem allgemeinen und Privat-Bessern nachtheilig ansehen: man könnte sie für seltsam, wunderlich und unnatürlich an sich selbst halten: Man würde aber sich der größten Ungereimtheit schuldig machen, wenn man sie lasterhaft und moralisch böse nennen wollte.

Wenn wir aber doch einen Menschen sähen, der einer barbarischen und unverdienten Hinrichtung die ein namenloser Tyrann befohlen, lauten Beifall und Bewunderung zusandte, so würden wir doch gewis nicht denken, daß wir eben so sehr abgeschmackt urtheilten, wenn wir dieses Verhalten im höchsten Grad lasterhaft und Moralisch böse nennen, ob es gleich nichts weiter als verkehrte Moralische Vermögen, oder eine natürliche Biegung

gung einer schändlichen Handlung, als einer edlen, großmüthigen und erhabenen anzeigte. Unser Herz würde, denke ich, bei dem Anblick eines solchen Zuschauers eine Zeitlang seine Sympathie mit dem Leidenden vergessen, und bei dem Gedenken an einen so abscheulichen Bösewicht nichts als Schande und Entsetzen empfinden. Wir würden ihn noch mehr verfluchen als den Tyrannen selbst, von dem wir noch glauben könnten, daß er vielleicht von den starken Leidenschaften der Eifersucht, der Furcht und der Rachbegierde angespornet worden, und eben deswegen mehr zu entschuldigen wäre; da hingegen die Empfindungen des Zuschauers ganz und gar keine Ursache oder Bewegungsgrund zu haben, und daher durchgängig, und von allen Seiten vollkommen abscheulich scheinen würden. Es läßt sich keine verkehrte Neigung oder Gesinnung denken, mit welcher unser Herz ungeneigter seyn würde zu sympathisiren, oder die es mit größerem Haß und Unwillen verwerfen würde, als eine von solcher Art; es würde eine solche Gemüthsfassung so wenig als bloß seltsam und nachtheilig betrachten, daß es sich gewis nicht enthalten könnte, sie als die letzte und schrecklichste Stufe des Moralistischen Verderbens anzusehen.

Richtige Moralistische Empfindungen scheinen uns, an der andern Seite, gewissermassen Bölich und Moralistisch gut. Derjenige, dessen Tadel und Beifall bey allen Gelegenheiten mit der größten

Genauigkeit dem Werth oder Unwerth der Gegenstände angemessen sind, ist in unsern Augen eines gewissen Grades der Moralischen Billigung würdig. Wir bewundern die feine Precision seiner Moralischen Empfindungen, sie leiten unsere eignen Urtheile, und erwecken, wegen ihrer ungewöhnlichen und seltenen Richtigkeit, unsere Hochachtung und Verfall. Wir können freilich nicht allezeit sicher sehn, daß das Verhalten einer solchen Person mit der Genauigkeit und Feinheit seiner Urtheile über das Verhalten anderer übereinstimmig seyn werde. Die Tugend erfordert nicht weniger Fertigkeit und Entschlossenheit der Seele, als Feinheit des Verstandes. Und unglücklicher Weise fehlen die ersten Eigenschaften zuweilen, wenn die letzte in der größten Vollkommenheit da ist. Indessen kann doch diese Fähigkeit der Seele, ob sie gleich zuweilen mit Unvollkommenheiten mag begleitet seyn, mit nichts, das auf grobe Art sträflich ist, bestehen, und sie ist der beste Grund, auf welchem das Gebährde der vollkommenen Tugend kann aufgeführt werden. Es giebt viele Leute, die gut gefasst sind, die es sich ernstlich vornehmen das zu thun, was sie für ihre Schuldigkeit halten, und die dem ohngeachtet wegen der Grobheit ihrer Moralischen Empfindungen unangenehm sind.

Vielleicht mögte man sagen, daß das Principium der Billigung, ob es gleich sich auf keine Kraft der Empfindung gründet, die auf einige Art



den äußern Sinnen analogisch ist, sich doch auf eine besondere Empfindung gründen kann, die bloß diese Wirkung und keine andere hervorbringt. Billigung und Mißbilligung könnten vielleicht gewisse Gefühle oder Regungen seyn, die bei dem Anblick verschiedener Charactere und Handlungen in der Seele entstehen, und so wie man die Rache ein Gefühl von Beleidigungen, und Dankbarkeit ein Gefühl von Wohlthaten nennen kann; so könnte man diesen den Namen eines Gefühls von Recht und Unrecht, oder des Moralschen Gefühls beilegen.

Diese Erklärung würde nun zwar nicht eben den Einwurfsen, wie die vorhergehende, ausgesetzt seyn: aber doch andern, die gleichfalls unabweisbar sind.

**Erstlich.** So groß die Abänderungen sind, die eine besondere Regung der Seele in verschiedenen Fällen leiden kann, so behält sie doch die allgemeinen Züge, die sie als eine Regung von der Art bezeichnen, und diese allgemeinen Züge sind allezeit sichtbar und auffallender, als irgend eine Abänderung, die damit verachsen kann. So ist der Zorn eine Regung von einer besondern Art, und folglich sind die allgemeinen Züge desselben allezeit kenntlicher und leichter zu bemerken, als alle Veränderungen, wodurch er in besondern Fällen modificirt wird. Zorn gegen einen Mann ist ohne Zweifel von dem Zorne gegen ein Weib, und dieser wiederum von dem Zorn gegen ein Kind

in etwas verschieden. In jedem von diesen dreien  
 Fällen bekommt die allgemeine Leidenschaft des  
 Jorns von dem besondern Character ihres Ge-  
 genstandes eine verschiedene Gestalt, die der auf-  
 merksame leicht bemerkt: in allen aber sind die  
 allgemeinen Züge der Leidenschaft doch sehr her-  
 vortretend. Sie zu bemerken, fordert keinen feinen  
 Beobachtungs-Geist, aber ihre Veränderungen zu  
 entdecken, dazu gehöret ein scharfes Auge. Die  
 ersten entziehen niemanden: die letzten fast allen.  
 Wären demnach Billigung und Mißbilligung, so  
 wie Nahe und Ferne, Regungen von einer  
 besondern Art, die von jeder andern verschieden  
 ist, so würden sie bei allen Abänderungen, die die  
 eine oder die andere betreffen könnte, doch ge-  
 wisse allgemeine Züge behalten, die sie als eine  
 Regung von einer solchen besondern Art bezeich-  
 nen, die heße, deutlich und leicht zu unterscheiden  
 wären. In der That findet es sich aber ganz  
 anders. Sehen wir auf das acht, was wir wirk-  
 lich sähen, wenn wir bei manchen Gelegenheiten  
 billigen oder mißbilligen, so werden wir bald ge-  
 macht werden, daß unsere Regung in dem einen  
 Fall, von der in dem andern, ganz verschieden ist,  
 und daß gar keine Züge können entdeckt werden,  
 die sie mit einander gemein haben. So ist die  
 Empfindung, mit welcher wir eine härtliche feine  
 und liebreiche Gesinnung ansehen, ganz etwas an-  
 ders, als die, die uns bei dem Anblick einer großen  
 Fälschung

füßgen und edelmütigen rüret. Wir können sie bei verschiedenen Gelegenheiten beide vollkommen billigen: durch die eine aber werden wir erniedriget, durch die andere erhoben: und es ist keine Art von Gleichheit zwischen den verschiedenen Regungen, die sie in uns erwecken. Nach dem System aber, das ich in diesem Werke zu beweisen gesucht habe, müssen sie nothwendig ungleich seyn. Denn da die Regungen der Person, die wir billigen, einander völlig entgegen sind, und da unsere Billigung aus der Sympathie mit diesen entgegengesetzten Regungen entspringet, so kann das, was wir bei der einen Gelegenheit fühlen, mit dem, was wir bei der andern empfinden, gar keine Aehnlichkeit haben. Das könnte aber nicht seyn, wenn die Billigung in einer besondern Regung bestünde, die mit den Gesinnungen, welche wir billigen, nichts gemein hätte, sondern nur bei dem Anblick dieser Gesinnungen entstünde, so wie jede andere Leidenschaft bei dem Anblick ihres eigentlichen Gegenstandes sich äußert. Eben das findet sich auch in Ansehung der Mißbilligung. Unser Abscheu gegen die Grausamkeit hat mit unserer Verachtung gegen Niederträchtigkeit gar keine Aehnlichkeit. Es ist eine ganz andere Art von Disharmonie, die wir zwischen den Regungen unserer Seele, und den Regungen der Person, deren Gesinnungen und Verhalten wir betrach-

Betrachten, bei dem Ablick dieser beiden verschiedenen Laster wahrnehmen.

Zweytens. Ich habe schon bemerkt, daß nicht allein die verschiedenen Leidenschaften und Gefinnungen der Seele, die gebilliget, oder gemißbilliget werden, moralisch gut oder böse scheinen, sondern daß auch nach unserer natürlichen Empfindung die schickliche und unschickliche Billigung mit gleichen Characteren bezeichnet scheinen. Ich möchte also wohl fragen, wie es nach diesem System zugehet, daß wir die schädliche oder unschädliche Billigung auch billigen oder mißbilligen. Auf diese Frage ist, denke ich, nur eine vernünftige Antwort möglich. Man muß sagen, daß die Billigung, mit welcher ein anderer das Verhalten eines dritten betrachtet, wenn sie mit unserm eigenen übereinstimmt, von uns gebilliget, und gewissermaßen als moralisch gut angesehen, hingegen gemißbilliget und gewissermaßen als moralisch böse angesehen wird, wenn sie mit unsern eigenen Empfindungen nicht übereinstimmt. Folglich muß man zugehen, daß wenigstens in diesem eignen Falle, der Uebereinstimmung oder der Widerspruch die Empfindungen des Beobachters, und dessen, der beobachtet wird, die Moralische Billigung oder Mißbilligung ausmacht. Und wenn denn in diesem Falle, so möchte ich fragen, warum, nicht in jedem andern?

wozu

Woju nun eine neue Kraft, ein neues Gefühl, erfunden, um diese Empfindungen zu erklären?

Gegen eine jede Art das Principium der Billigung zu erklären, die es von einem besondern Gefühl, das von jedem andern verschieden ist, abhängig macht, möchte ich einwenden, daß es sehr seltsam ist, daß diese Empfindung, die nach der Absicht der Vorsehung unstreitig das herrschende Principium der menschlichen Natur seyn sollte, bisher so wenig bemerkt worden, daß es in keiner Sprache einen Namen bekommen. Das Wort Moralisches Gefühl ist aus einer sehr neuen Fabrik, und man kann es noch nicht als ein Wort ansehen, daß zu unserer Sprache gehört. Das Wort Billigung ist erst seit einigen Jahren in der eingeschränkten Bedeutung, nach welcher es besonders etwas von dieser Art bezeichnet, gebraucht worden. Nach seiner eigentlichen Bedeutung können wir aber von allem, was uns völlig gefällt, sagen, daß wir es billigen, von der Form eines Gebäudes, von der Einrichtung einer Maschine, von dem Geschmac eines Gerichtes. Das Wort Gewissen, bezeichnet nicht unmittelbar ein Moralisches Vermögen, durch welches wir billigen oder misbilligen. Das Gewissen setzt in der That das Daseyn eines solchen Vermögens voraus, und bedeutet eigentlich unser Bewußtseyn, daß wir den Anweisungen desselben gemäß oder nicht gemäß gehandelt haben. Die Liebe, Haß, Freude, Kum-

mer,

mer, Dankbarkeit, Nachgierde, nebst so manchen andern Leidenschaften, die alle als Subjecte dieses Principiums angesehen werden, sich so beträchtlich gemacht haben, daß sie besondere Namen erhalten, bei welchen man sie kennet, ist es denn nicht seltsam, daß diejenige, die sie alle beherrscht, bisher so wenig betrachtet worden, daß, wenige Weltweise ausgenommen, noch kein Mensch es der Mühe werth gefunden ihr einen Namen zu geben?

Wenn wir einen Character oder eine Handlung billigen, so entspringen, nach dem vorhergehenden System, die Empfindungen, die wir alsdenn haben, aus vier Quellen, die gewissermaßen von einander verschieden sind. Erstlich sympathisiren wir mit den Bewegungs-Gründen des Handelnden. Zweitens nehmen wir an der Dankbarkeit derer theil, denen seine Handlung wohlthätig ist: Drittens bemerken wir, daß seine Aufführung den allgemeinen Regeln, nach welchen diese beiden Sympathien sich äußern, gemäß gewesen: und endlich, wenn wir diese Handlungen, als einen Theil des Systems eines Verhaltens betrachten, das gerade darauf abzielt, die Glückseligkeit der Gesellschaft, oder ihrer einzelnen Mitglieder zu befördern, so scheinen sie aus dieser Ruhebarkeit eine Schönheit zu erhalten, die derjenigen nicht ungleich ist, welche wir einer gut eingerichteten Maschine zuschreiben. Siehet man  
nun

man in einem besondern Fall alles das ab, dessen Ursprung auf die Rechnung des einen oder des andern dieser vier Gründe muß geschrieben werden, so möchte ich wohl wissen, was übrig bleibt, und ich bin es gerne zufrieden, daß man dieses übrige einem moralischen Gefühl, oder einem besondern Vermögen zuschreibt, wenn man nur mit Gewisheit und genau angeben kann, was dieses übrige eigentlich ist. Wäre ein solches besondres Principium, als dieses moralische Gefühl seyn soll, so hätte man doch wohl Recht zu erwarten, daß es sich in einigen besondern Fällen getrennt und absondert von jedem andern äußern würde, so wie mir oft Freude, Kummer, Hoffnung, Furcht rein und mit jeder andern Mischung unvermischt empfinden. Dies kann aber, denke ich, nicht einmahl vorgegeben werden. Ich habe nie ein einziges Beispiel gehört, in welchem man von diesem Principium sagen könnte, daß es sich allein und unvermischt mit Sympathie oder Antipathie, mit Dankbarkeit oder Rachsucht, mit der Empfindung der Uebereinstimmung oder nicht Uebereinstimmung einer Handlung mit einer festgesetzten Regel, oder endlich mit dem allgemeinen Geschmack an Schönheit und Ordnung, der sowohl durch lebendige als leblose Objecte in uns erregt wird, geändert habe.

II. Es giebt noch ein anderes Eßtem, das den Ursprung unserer moralischen Empfindungen aus

M m

aus der Sympathie herleitet, und von dem, welches ich mich bemühet habe festzusetzen, verschieden ist. Ich meine dasjenige, welches die Tugend in der Nützbarkeit setzt, und das Vergnügen, mit welchem der Zuschauer die Nützlichkeit einer Eigenschaft betrachtet, aus der Sympathie mit der Glückseligkeit derer, denen sie zu gute kommt, erklärt. Diese Sympathie ist verschieden sowohl von derjenigen, Kraft welcher wir in die Beweggründe des handelnden hineingehen, als auch von derjenigen, vermöge welcher mit denen, welchen seine Handlungen nützlich gewesen, ihre Dankbarkeit theilen. Es ist eben das Principium, nach welchem wir eine gut eingerichtete Maschine billigen. Aber keine Maschine kann der Gegenstand einer von den beiden letzt erwähnten Sympathien seyn. Ich habe schon in dem vierten Theil dieses Werks einige Nachricht von diesem System gegeben.

#### Vierter Abschnitt.

Von der Art, wie verschiedene Schriftsteller von den practischen Regeln der Sittlichkeit gehandelt haben.

Wir haben schon in dem dritten Theil dieses Werks bemerkt, daß die Regeln der Gerechtigkeit allein genau und bestimmt sind: daß die Regeln



Regeln aller andern Tugenden unbestimmt, schwankend und nicht abgemessen sind; daß die ersten mit den Regeln der Grammatick können verglichen werden; die andern mit den Regeln, welche die Critiker für das erhabene und schöne in den Werken des Wises festsetzen, und die uns mehr einen allgemeinen Begriff von der Vollkommenheit, wornach wir streben müssen, als gewisse und unfehlbare Anweisungen geben, sie zu erreichen.

Da die verschiedenen Regeln der Moralität solcher verschiedenen Stufen der Genauigkeit fähig sind: so haben die Schriftsteller, die sich bemühet, sie zu sammeln und in Systeme zu bringen, es auf eine doppelte Art bewerkstelliget. Einige sind der unbestimmten Methode gefolget, zu welcher sie durch die Betrachtung der einen Art von Tugenden geleitet worden: da die andern sich in Gegentheil befließen, ihren Lehren die Art von strenger Genauigkeit zu geben, deren nur einige derselben fähig sind. Die ersten haben wie Kunsttrichter: die andern, wie Sprachlehrer geschrieben.

I. Die ersten, unter welchen wir alle alten Moralisten zählen können, haben sich blos damit begnügt, auf eine allgemeine Art die verschiedenen Tugenden und Laster zu beschreiben, und die Heftigkeit, das Elend der einen, sowohl als die Glückseligkeit und das Glück der andern zu schildern, ohne sich damit abzugeben, manche genaue und bestimmte Regeln festzusetzen, die in allen

M m 2

beson:

besondern Fällen ohne Ausnahme zum Maasstabe des Verhaltens angewendet werden sollten. Sie haben sich lediglich dahin beßien, uns, so weit es durch Worte geschehen kann, zu beschreiben, erstlich worin die Empfindung des Herzens besteht, auf welche jede besondere Tugend sich gründet, was für eine Art vom innerlichen Gefühl oder Regung es ist, die das Wesen der Freundschaft, der Menschlichkeit, der Großmuth, der Gerechtigkeit und aller andern Tugenden sowohl, als der Laster, die ihnen entgegengesetzt sind, ausmacht. Zweitens, welches die allgemeine Art des Verhaltens, der gewöhnliche Ton, die durchgängige Einrichtung des Lebens ist, wozu jede dieser Empfindungen leitet, oder, wie ein freundschaftlicher, ein edelmüthiger, ein rechtschaffener, ein gerechter, und ein liebreicher Mann in gewöhnlichen Fällen handelen würde.

Die Empfindung des Herzens zu schildern, auf welche jede besondere Tugend sich gründet, erfordert zwar einen feinen und genauen Pinsel: Es ist aber doch eine Arbeit, die mit einigem Grade von Precision lähn angesehet werden. Das ist freilich unmöglich, alle Abwechselungen zu bestimmen, durch welche nach der möglichen Verschiedenheit der Umstände, eine jede Empfindung verändert wird, oder verändert werden muß. Sie sind unendlich, und die Sprache hat keine Namen sie zu bezeichnen. Die Empfindung des  
Freunde

Freundschaft gegen einen alten Mann ist von der, die wir gegen einen jungen Mann hegen, verschieden. Der strenge und mürrische stößt uns eine andere Art davon ein, als der Mann von sanften und feinen Sitten, und der muntre und ausgeräumte wieder eine andere, als dieser. Die Freundschaft, einer Manns-Person gegen die andere, sticht von der, die dieser gegen ein Frauenzimmer heget, merklich ab, auch wenn in der letzten keine Mischung von einer größern Leidenschaft ist. Welcher Schriftsteller kann diese und alle andere unendliche Abänderungen, deren diese einzige Empfindung fähig ist, erzählen und bestimmen? Dennoch kann die allgemeine Empfindung der Freundschaft und der vertraulichen Zuneigung, die durch alle läuft, mit einem hinreichenden Grad von Genauigkeit beschrieben werden. Das Gemählde, welches wir davon abzeichnen, wird zwar in manchen Absichten unvollständig bleiben: es wird aber doch eine solche Ähnlichkeit haben, daß wir das Original, wo wir es antreffen, darin kennen, und es von allen andern Empfindungen, die mit demselben eine Ähnlichkeit haben, als Wohlwollen, Ehrfurcht, Hochachtung, Bewunderung, unterscheiden können.

Noch leichter ist es überhaupt zu beschreiben, wie das Verhalten beschaffen ist, zu welchem jede Tugend uns gewöhnlich antreibt, ja, es ist kaum möglich die innerliche Empfindung und Nei-

guna, worauf sie sich gründet, zu schildern, ohne etwas von der Art zu thun. Alle verschiedene Abänderungen der Leidenschaft, so wie sie sich innerlich zeigen, kann man nach ihren unsichtbaren Zügen und Lineamenten, wenn ich so reden darf, durch die Sprache nicht ausdrücken, und es bleibt daher kein Weg übrig, sie zu bezeichnen und von einander zu unterscheiden, als daß man die Wirkungen anzieht, die sie äußerlich hervorbringen, die Veränderungen, die sie in der Gestalt, in dem Wesen, und dem äußern Betragen verursachen, die Entschlafungen, die sie einaeben, die Handlungen, zu welchen sie reizen. So bemühet sich Cicero in seinem ersten Buche von den Pflichten uns zu der Ausübung der vier Haupt-Tugenden anzuleiten, und so macht uns Aristoteles in den practischen Theilen seiner Sittenlehre mit den verschiedenen Fertigkeiten bekannt, nach welchen wir unser Betragen ordnen sollen, als Freugebigkeit, Anständigkeit im Aufwande,\* Großmuth und auch Scherzhafte und aufgeräumte Lustigkeit, eine Eigenschaft, die dieselb sich herablassende Philosoph würdig gesunden hat, einen Platz in dem Register seiner Tugenden einzunehmen, obgleich der geringe Grad des Beifalls, welchen wir ihr natürlicher weise geben, ihr

\*) Ich weiß kein andrer Wort, das was Aristoteles *μεγαλοπρεπεια* nennet, auszudrücken. Sie ist eine Tugend die zwischen Prableret und Knickeret das Mittel hält. Ueb.

Ihr zu einem so ehrwürdigen Namen kein Recht zu ertheilen scheint.

Werke von dieser Art legen uns angenehme und lebhaft Gemälde der Sitten vor. Durch die Lebhaftigkeit ihrer Beschreibungen entzünden sie unsere natürliche Liebe zur Tugend, und vermehren unsern Abscheu gegen das Laster, durch die Richtigkeit sowohl, als durch die Feinheit ihrer Bemerkungen, sind uns oft behülfflich unsere natürlichen Empfindungen in Ansehung der Schicklichkeit des Verhaltens zu verbessern und zu befestigen, und indem sie uns auf manche feine und verstecktere Unterschiede aufmerksam machen, so bilden sie uns zu einer weit genauern Richtigkeit in unserm Verhalten, woran wir ohne einer solchen Anweisung nicht einmüth würden gedacht haben. In einem solchen Vortrage der Regeln der Sittlichkeit heisset nun die Wissenschaft, die man eigentlich die Ethik oder Sittenlehre nennet, eine Wissenschaft, die, wenn sie gleich nie die Critik, nicht die genaueste und abgemessenste Precision zu läßt, doch sehr nützlich und sehr angenehm ist. Sie ist vor allen andern der Ausschmückungen der Beredsamkeit am meisten fähig, und vermittelt derselben kann sie den kleinsten Regeln der Pflicht eine neue Wichtigkeit geben. Ihre Lehren, wenn sie so geschmückt und aufgeputzt werden, haben die Kraft, auf die Fiegbarkeit der Jugend die edelsten und dauerndesten Eindrücke zu machen,

und der natürlichen Großmuth dieses edelbedenkenden Alters, die ihnen Eingang verschafft, wenigstens auf eine Zeitlang die heldenmüthigsten Entschlüsse einzuschließen, und auf die Art zielen sie dahin, die besten und nützlichsten Fertigkeiten, zu welchen die menschliche Seele aufgelegt ist, zu sichern und zu befestigen. Was Lehre und Ermahnung nur immer ausrichten kann, uns zur Ausübung der Tugend zu ermuntern, das wird durch diese Wissenschaft, wenn sie vorgetragen wird, geleistet.

II. Die zweite Classe der Moralisten, zu welchen wir sowohl alle Casuisten der mittlern und spätern Zeiten der christlichen Kirche, als auch alle diejenigen, die in diesem und dem vorhergehenden Jahrhundert von der so genannten natürlichen Rechts Gelehrsamkeit gehandelt haben, zählen können, begnügen sich nicht damit, auf diese allgemeine Art die Einrichtung des Verhaltens abzubilden, die sie uns empfehlen wollen, sie bemühen sich auch genaue und bestimmte Regeln fest zu setzen, nach welchen wir unser Verhalten bei einem jeglichen Umstande abmessen, und gleichsam abzurufen sollen. Daß die Gerechtigkeit die einzige Tugend ist, von welcher so gemeine Regeln geachtet werden können, so ist es auch besonders diese Tugend, die die Aufmerksamkeit dieser beiden verschiedenen Classen von Schriftstellern auf sich gezogen. In der Art sie abzuhandeln, gehen sie aber doch von einander ab.

Dieses

Diejenigen, die die Grundsätze des natürlichen  
 Rechts erstieren, betrachten bloß, was der, wel-  
 chem man die Verbindlichkeit schuldig ist, sich be-  
 rechtigt halten würde, mit Gewalt anzutreiben,  
 was jeder unparteiischer Zuschauer billigen wür-  
 de, wenn er den andern dazu zwänge, oder was  
 ein Richter oder Schieds-Mann, der den Fall  
 entscheidet, und ihm Gerechtigkeit erweisen wollte,  
 dem andern zu thun oder zu leiden auflegen müß-  
 te. Die Consuslen an der andern Seite unter-  
 suchen nicht sowohl was das ist, zu dessen Be-  
 obachtung man einen andern mit Zwang anhalten  
 kann, als vielmehr, was das ist, wozu derjenige,  
 der die Verbindlichkeit schuldig ist, sich durch die  
 heiligste und strengste Achtung gegen die allgemei-  
 nen Regeln der Gerechtigkeit, und durch die ge-  
 wissenhafteste Furcht, entweder seinen Nächsten  
 zu beleidigen, oder die Rechtsschaffenheit seines eige-  
 nen Charactere zu verletzen, verbunden erkennen  
 würde. Der Endzweck der Rechts-Gelehrsamkeit  
 ist, denen Entscheidungen der Richter und Schieds-  
 Männer Regeln vorzuschreiben; Der Endzweck der  
 Casuistik, einem tugendhaften Manne für sein  
 Verhalten vorzuschreiben. Durch eine noch so  
 vollkommene Beobachtung der Regeln der Rechts-  
 gelehrsamkeit verdienen wir nichts weiter als die  
 Befreiung von äußerlichen Strafen, durch die  
 Beobachtung der Regeln der Casuistik, voraus-  
 gesetzt daß sie so sind, wie sie seyn sollen, bekom-  
 men

men wie auch einen Anspruch auf eine vorzügliche Achtung wegen der genauen und scrupulösen Gewissenhaftigkeit unsers Betrugers.

Es kann sich oft begeben, daß ein tugendhafter sich durch die heiligste und gewissenhafteste Achtung gegen die allgemeinen Regeln der Gerechtigkeit verbunden hält, viele Dinge zu thun, welche ihm mit Gewalt abzuwehren, oder durch einen Rechtspruch und Urtheil aufzubürden die höchste Ungerechtigkeit seyn würde. Nur ein sehr bekanntes Beispiel anzuführen. Ein Straßenräuber verbindet einen Reisenden durch die Furcht des Todes, ihm eine gewisse Geldsumme zu versprechen. Ob ein solches Versprechen, das auf die Art durch unrechtmäßige Gewalt abgedrungen worden, als verbindlich müsse angesehen werden, ist eine Frage, worüber sehr viel gestritten ist.

Betrachten wir sie blos als eine Frage der Rechtswissenschaft: so ist sie bald aufzumachen. Es würde ungerecht seyn zu denken, daß die Straßenräuber irgend ein Recht haben sollten, den andern mit Gewalt zu der Erfüllung seiner Zusage anzuhalten. Ihm die Zusage abzuwehren war schon ein Verbrechen, das die schwerste Strafe verdiente: und die Erfüllung nun auch zu erzwingen, würde ein neues Verbrechen seyn. Er, der blos von dem hintergangen ist, von welchem er mit Recht hätte können getödtet werden, kann



Sich aber kein Unrecht beschweren. Es versteht sich, daß ein Richter die Verbindlichkeit solcher Zusagen durch Zwang behaupten, oder daß die Obrigkeit ihrenwegen eine gerichtliche Klage annehmen sollte, das würde unter allen Ungereimtheiten des lächerlichsten seyn. Betrachten wir diese Frage also bloß als eine Frage der Rechtswissenschaft, so können wir über ihre Entscheidung gar nicht verlegen seyn.

Sehen wir sie aber als eine Frage der Casuistik an, so ist die Entscheidung so leicht nicht. Wenigstens ist es weit zweifelhafter, ob nicht ein rechtschaffener Mann durch die gewissenhafte Hingabe gegen die heiligste Regel der Gerechtigkeit, die auch die Erfüllung aller ernsthaften Zusagen befehlt, sich nicht selbst verbunden halten würde, daß die schlagende Erwartung des Bösewichts, der ihn in diese Situation bringet, hierbei gar nicht in Betrachtung kommt, daß er den Räuber kein Unrecht thut, und daß folglich der Zwang gar nicht statt findet, das leidet nicht den geringsten Zweifel. Ob er aber nicht in diesem Fall seiner eigenen Ehr und Würde und der unverletzlichen Heiligkeit des Theils in seinem Character, der ihn bewegt, das Geheiß der Wahrheit im Ehren zu halten, und alles, was sich der Betrügerei und der Falschheit nähert, zu verabscheuen, einige Achtung schuldig ist, daraus kann mit mehrerem Grunde eine Frage gemacht werden. Die Casuisten

haben

sind daher auch sehr darüber getheilt. Die eine Partei, zu welcher unter den alten Cicero, und unter den neuen Puffendorf, sein Commentator Bardeus, und vor allen Hutcheson, der in den meisten Fällen gewis sein zu gelinder Casuist war, gehöret, entscheidet ohne alles Bedenken, daß ein solches Versprechen nicht gilt, und daß es blos Schwachheit und Uberglauben ist, anders zu denken. Eine andere Partei, zu welcher wir einige von den alten Kirchen Vätern, und einige neuere berühmte Casuisten \* zählen können, sind anderer Meinung gewesen und haben alle solches Zusagen für verbindlich gehalten.

Nehmen wir bei dieser Frage die gewöhnlichen Empfindungen der Menschen zu Rathe: so werden wir wahrnehmen, daß auch gegen Zusagen von dieser Art allerdings einige Achtung muß bewiesen werden; daß es aber unendlich ist durch eine allzu weite Regel, die sich auf alle Fälle odar Nachsicht paßt, zu bestimmen, wie viel. Den, welchem es gar nicht zu sauer angekommen, ein solches Versprechen zu thun, und dem es beynahe eben so leicht geworden, es ohne alle Umstände zu brechen, würden wir nicht zu unserm Freund und Gesellschaft wählen. Sollte sich jemand gegen einen Strafen: Räuber ansehnlich gemacht, ihm fünf Pfund zu geben, und er erfüllte es nicht: so würde da er sich einigen Tadel zuziehen, wäre aber

\* Angulin, Piacenza.

die Summa sehr groß, so könnte es zweifelhaft seyn, was zu thun wäre. Steige sie, z. B. so hoch, daß die Bezahlung derselben die Familie desjenigen der sie versprochen, ruiniren, oder daß sie jurebend seyn würde, die nöthigsten Bedürfnisse aufzulösen, so würde es gewissermaßen natürlich, wenigstens äußerlich unethisch scheinen, sie, um eines kleinen Scrupels willen, in so unwürdige Hände zu werfen. Sollte ihn einer so weit treiben, daß er, um sein einem Diebe gegebener Wert zu halten, sich zum Bettler machte, oder hundert Tausend Pfund wegwürfe, so würde er, wenn er gleich diese große Summe haarklein im Vermögen hätte, auch dem gemeinen Menschenverstande im höchsten Grade widersprechend und entwürdigend scheinen. Jeder würde urtheilen, daß eine solche Verschwendung mit seiner Pflicht, und mit dem, was er so wohl sich selbst als andern schuldig wäre, nicht bestehen könnte, und daher glauben, daß ein auf solche Art abgetragenes Versprechen ihn dazu nicht berechtigen könnte. Bei dem allen ist es doch aber offenbar unmöglich, durch eine genaue Regel den Grad der Achtung zu bestimmen, den man dazwischen bewahren muß, und die größte Summe festzusetzen, die man Kraft derselben bezahlen muß. Das würde sich nach den Characteren der Personen, nach ihren Umständen, und auch nach der Wichtigkeit des Falls selbst ändern. Auch darauf würde viel ankommen,

men, ob dem, der das Versprechen geleistet, mit einem guten Theil der Treue und Höflichkeit begabt worden, die man zuweilen auch bei den ordentlichen Menschen antrifft, in welchem Falle die Verbindlichkeit schon stärker wäre, als bei andern Gelegenheiten. Ueberhaupt kann man sagen, daß die gewöhnliche Schuldigkeit die Erfüllung aller solcher Zusagen fordert, so lange und so oft sie mit andern höhern Pflichten nicht streiten, als 3. E. mit dem, was man dem gemeinen Felsen oder dem Thier ist, die die Nutzbarkeit, die die natürliche Neigung, oder die Gesetze der schicklichen Wohlfahrtheit unserer Vorsorge empfehlen. Wir haben aber, wie vorher schon bemerkt ist, keine gewissen Regeln, nach welchen wir bestimmen können, was für äußerliche Handlungen die Achtung gegen solche Verbindungsgründe von uns fordert, folglich können wir auch nicht den Punkt einschreiben, wo die Erfüllung solcher Zusagen anfangen würde, mit andern Tugenden zu streiten.

Man muß indessen bemerken, daß, wenn solche Zusagen auch aus den nothwendigsten Gründen geboten werden, ohnehin eine Art von Unehrlichkeit an den gerichtet, der sie gegeben hat. Wir können von der Unschuldigkeit, sie zu halten, überzeugt werden, nachdem wir unser Wort von uns gegeben. Es ist aber doch allemahl ein Fehler, daß wir es gegeben. Es ist wenigstens eine Uebertretung der höchsten und weissen Grundsätze der  
Gerechtigkeit

Großmuth und der Ehre. Ein braver Mann müßte lieber sterben, als ein Versprechen thun, das er ohne Thorheit nicht halten, und ohne Schanden nicht brechen kann. Denn eine Art von Schande begleitet doch allemahl eine solche Situation. Beträgeret und Falschheit sind so gefährliche, so schreckliche Laster, und man kann sie so leicht, und bei manchen Gelegenheiten, so sicher begehen, daß wir es nöthig halten, hier eifersüchtiger streng zu seyn, als fast bei allen andern Lastern. Unsere Einbildungskraft heftet daher in allen Umständen und in jeder Situation an alle Verletzungen der Ehrlichkeit den Begriff von Schande. Sie gleichen in dieser Absicht den Verletzungen der Keuschheit bei dem weiblichen Geschlecht, eine Tugend, auf welche wir aus gleichen Ursachen, sehr eifersüchtig halten. Und unsere Empfindungen sind in Ansehung der ersten nicht nachsichtiger als in Ansehung der letzten. Unkeuschheit verunehret und schändet unwiederruflich. Keine Umstände, keine Versuchung kann entschuldigen, keine Reue, keine Buße kann sie gut machen, und hierin gehen wir so weit, daß auch eine Nothzärgung beschimpfet, die Unschuld der Seele kann in unserer Einbildungskraft die Befleckung des Leibes nicht abwaschen. Eben so verhält es sich, wenn wir unser Wort, auch gegen die unwürdigsten unter den Menschen, zum Pfande unserer Treue geben, und es hernach brechen. Die Wahrhaftig

Haftigkeit ist eine so nothwendige Tugend, daß wir uns die Gedanken machen, daß wir sie auch denen schuldig sind, denen man sonst nichts schuldig ist, und welche wir nach allen Rechten selbstredend und umbringen können. Das hilft nichts, daß derjenige, der sich der Verletzung derselben schuldig macht, vorsteht, er habe die Zusage gethan, um sein Leben zu retten, und er habe sie gebrochen, weil es mit einer andern heiligen Pflicht nicht bestehen können sie zu halten. Diese Umstände können seine Ehre verrinuern, aber nicht zugleich abwischen. Es ist zu sichtbar, daß er sich einer Handlung schuldig gemacht, mit welcher in den Gedanken der Menschen eine Art von Unehre untrennlich verknüpft ist. Er hat ein Versprechen gebrochen, welches er feierlich auf sich genommen, und zu halten sich anheischig gemacht, und sein Character hat, wenn er nicht unwiederrusslich bedeckt und beschimpft ist, doch wenigstens ein gewisses Lächerliches an sich, das er schwerlich je wird wieder auslöschen können. Kein Mensch, denke ich, dem eine Begebenheit von dieser Art zuerkennen, wird gern davon sprechen und sie erzählen.

Dieses Beispiel mag zeigen, worin der Unterschied zwischen der Casuistik und der Rechts-Wissenschaft besteht, auch wenn beide die allgemeinen Regeln der Gerechtigkeit abhandeln.

Ob nun aber gleich dieser Unterschied wirklich und wesentlich ist, obgleich diese beide Wissenschaften sich ganz verschiedene Endzwecke vorsetzen, so hat doch die Einerleiheit des Vorwurfs eine solche Ähnlichkeit unter ihnen gemacht, daß der größte Theil der Schriftsteller, deren ausdrückliche Absicht es war, von der Rechts-Wissenschaft zu handeln, die verschiedenen Fragen, die sie untersuchen, bald nach den Grundsätzen dieser Wissenschaft, bald nach den Grundsätzen der Casuistik entschieden haben, ohne zu bemerken, und ohne es vielleicht selbst gewahr zu werden, wenn sie das eine oder das andere thaten.

Die Lehre der Casuisten schränkt sich indessen keinesweges auf die Betrachtung dessen ein, was eine gewissenhafte Achtung gegen die allgemeinen Regeln der Gerechtigkeit von uns fordern würde. Sie erstreckt sich auf manchen andern Theil der Christlichen und Moraliſchen Pflicht. Das, was hauptsächlich die Veranlassung gegeben zu haben scheint, diese Art der Wissenschaft zu treiben und anzubauen, ist die Gewohnheit der Ohrenbeichte, die in den Zeiten der Barbarei und der Unwissenheit von dem Römisch-Catholischen Aberglauben eingeführt worden. Nach diesem Gebrauche mußten die geheimnißlichen Handlungen, und auch die Gedanken eines jeden, der in den Verdacht kommen konnte, daß er auch in einer Kleinigkeit von den genauen Regeln der christlichen Keuschheit abzuweichen, dem Beichtvater offenbart werden. Die-

ter unterrichtete seine Weichkinder, ob und in welchem Betracht sie ihre Pflicht verlehret, und welche Büßung sie sich müssen gefallen lassen, ehe er sie im Namen der beleidigten Gerechtigkeit lossprechen könnte.

Das Bewußtseyn, oder jauch nur der Argwohn, unrecht gethan zu haben, ist jeder Seele eine schwere Last; sie empfindet, so lange sie noch nicht durch eine lange Fortdauer in der Ungerechtigkeit verhärtet ist, bei diesem Gedanken, Angst und Schrecken. Die Menschen sind bei diesem, so wie bei allen andern traurigen Vorfällen, natürlicher Weise geneigt, sich der Bürde, die schwer auf sie liegt und sie niederdrückt, zu entladen, und die Angst ihrer Seelen in den Schooß einer Person aufzuschütten, auf deren Verschwiegenheit und Heimlichkeit sie sich verlassen können. Die Beschämung, die sie bei diesem Gesandnisse empfinden, wird durch die Erleichterung ihrer Unruhe, die die Sympathie ihres Vertrauten wirkt, und die selten auszubringen pflegt, völlig vergüet. Es giebt ihnen einigen Trost, wenn sie sehen, daß sie nicht gänzlich aller Achtung unwürdig sind, und daß, wie sehr auch ihr voriges Verhalten tadelnswürdig ist, doch ihre gegenwärtige Bemühts-Besserung gebilliget wird, und vielleicht zureichend ist, das andere gut zu machen, wenigstens ihnen bei ihrem Freunde einige Art von Achtung zu erhalten. Eine zahlreiche und listige Clerisey, hatte sich in diesen Zeiten des Aberglaubens in das Ver-



Vertrauen fast aller Privat-Familien eingeschli-  
 chen. Sie befaßen allein die wenige Belehrungs-  
 zeit, die noch in diesen Zeiten der Finsterniß zu  
 finden war, und ihre Sitten, obgleich rauh und  
 unordentlich, waren doch in Vergleichung mit  
 den Sitten des Zeit-Alters, in welchem sie leb-  
 ten, geschliffen und regelmäsig. Sie wurden da-  
 her als die großen Lehremeister aller sowohl Reli-  
 gion als sittlichen Pflichten betrachtet. Der ver-  
 trauliche Umgang mit ihnen gab jedem, der so  
 glücklich war, ihn zu besitzen, eine Art von An-  
 sehen, und jedes Merkmal ihres Misfallens be-  
 legte diejenigen, die so unglücklich waren, es sich  
 anzuziehen, mit der tiefsten Schmach. Da sie nun  
 als die großen Richter über alles, was recht und  
 unrecht ist, angesehen wurden, so war es natürlich,  
 daß sie bei allen vorkommenden Gewissensfällen zu  
 Rathe gezogen wurden, und es war einem jeden  
 rühmlich, wenn man von ihm wußte, daß er die-  
 se heiligen Männer zu Vertrauten aller solchen  
 Geheimnisse machte, und ohne ihrem Rath und  
 Billigung keinen wichtigen und bedenklichen Schritt  
 in seinem Verhalten that. Der Clerus wurde es  
 demnach nicht schwer, es als ein allgemeines Ge-  
 setz einzuführen, daß ihnen alles anvertrauet wer-  
 den sollte, was man ihnen nach der durchgängi-  
 gen Gewohnheit schon anzuvertrauen pflegte, und  
 was ihnen ohnehin würde anvertrauet worden seyn,  
 wenn gleich kein solches Gesetz wäre gemacht wor-  
 den. Es ward es ein notwendiges Studium

der Seelichen und Gottesgelehrten, sich zu dem Amte eines Beichtvaters geschickt zu machen, und das brachte sie dahin, diese genannten Gewissensfälle zu sammeln, das ist, bedenkliche und kühliche Situationen, in welchen es schwer ist zu bestimmen, wo eigentlich die Schicklichkeit des Verhaltens liegt. Solche Werke, dachten sie, würden sowohl den Gewissensführern, als denen, die geführt wurden, nützlich seyn. Daher der Ursprung der Fächer der Casuisten.

Die sündlichen Pflichten, die von diesen Casuisten in Betrachtung gezogen wurden, waren hauptsächlich solche, die wenigstens in gewisser Maße, in allgemeine Regeln können eingeschlossen werden, und deren Uebertretung mit einigen Grade von Gewissensbissen und von Furcht der Strafe beglattet wird. Die Absicht des Gebrauchs, der zu ihren Werken Gelegenheit gab, war, jene Schrecken des Gewissens zu besänftigen, die auf die Verletzung solcher Pflichten zu folgen pflegen. Es ist aber nicht jede Tugend, deren Mangel scharfe und äussliche Vorwürfe dieser Art nach sich zieht. Kein Mensch hat deswegen je bei seinem Beichtvater die Absolution gesucht, weil er nicht die grösstmögliche, die lieblichste, die erhasdenste Handlung verrichtet, die er in seinen Umständen möglicher Weise verrichten konnte. Bei Fehlern dieser Art, ist die Regel, die übertreten worden, gemeiniglich nicht bestimmt genug, und gemeiniglich so beschaffen, daß, wenn gleich ihre Verob-

Beobachtung auf Ehre und Belohnung Anspruch giebt, doch ihre Uebertretung keiner positiven Un-  
ehre, Tadel oder Bestrafung auszusetzen scheint.  
Die Ausübung solcher Tugenden scheinen die Ca-  
suisten als Werke der Supererogation betrachtet  
zu haben, die nicht mit Strenge könnten gefor-  
dert werden, und von welchen es also für sie un-  
näh war, zu handeln.

Die Uebertretungen der moralischen Pflicht  
demnach, die vor das Tribunal der Beichtväter  
kamen, und eben deswegen der Untersuchung der  
Casuisten anheim fielen, waren vornehmlich von  
drei verschiedenen Gattungen.

Zuerst und hauptsächlich, Uebertretungen der  
Regeln der Gerechtigkeit. Die Regeln sind hier  
alle positiv und ausdrücklich, und ihre Uebertre-  
tung wird natürlicher Weise von dem Bewußtseyn,  
daß man von Gott und Menschen Strafe ver-  
dienet, und von der Furcht, daß man sie erdul-  
den werde, begleitet.

Zweitens Uebertretungen der Regeln der Keusch-  
heit. Diese sind in allen Fällen von einer größern  
Art wirkliche Uebertretungen der Regeln der Ge-  
rechtigkeit, und niemand kann sich derselben schul-  
dig machen, ohne einem andern das unverzeihlichste  
Unrecht zuzufügen. In geringen Fällen, wenn sie  
nichts weiter, als eine Verletzung der gemeinen  
Wohlstandigkeiten sind, die in den Umgang bei-  
der Geschlechter müssen beobachtet werden, können  
sie zwar nicht mit Recht als Uebertretungen der Re-  
geln

geln der Gerechtigkeit angesehen werden. Sie sind indessen doch überhaupt Uebertretungen einer sehr deutlichen Regel, sie haben die Wirkung, wenigstens bei dem einem Geschlechte, daß sie den, der sich ihrer schuldig gemacht, beschimpfen, und folglich kann keiner, der es mit seinem Gewissen genau nimmt, sich in solchen Fall aller Beschämung und Neue erwehren.

Drittens, Uebertretungen der Regeln der Wahrhaftigkeit. Diese Uebertretungen sind zwar in manchen Fällen, aber doch nicht allemahl, Beleidigungen der Gerechtigkeit, und können daher nicht allezeit mit äußerlicher Strafe belegt werden. Das Laster des gewöhnlichen Lügens, ob es gleich eine verächtliche Niederträchtigkeit ist, thut doch oft niemanden Schaden, und in diesem Fall können so wenig diejenigen, denen wir etwas aufgebunden, als andere Rache oder Satisfaction fordern. Ob nun aber gleich die Beleidigung der Wahrheit nicht jedesmahl eine Beleidigung der Gerechtigkeit ist, so ist es doch allemahl eine Verletzung einer deutlichen leichten Regel, die natürlich die Wirkung hat, den, der sich ihrer schuldig gemacht, mit Schande zu bedecken. Das große Vergnügen der Gesellschaft und des Umganges, entspringet aus einer gewissen Uebereinstimmung der Empfindungen und Meinungen, aus einer gewissen Harmonie der Seelen, die gleich eben so viel musicalischen Instrumenten mit einander übereinstimmen und Tact halten. Diese so angenehme und reizende Harmonie,

Kann

kann aber nicht erhalten werden, wo eine feine Mittheilung der Empfindungen und Meinungen fehlt. Wir haben aus dieser Ursache alle ein Verlangen, zu fühlen, wie ein jeder gefinnt ist, uns einander ins Herz zu sehen, und die Gesinnungen und Empfindungen, die sich wirklich da aufhalten, zu beobachten. Derjenige, der uns in dieser natürlichen Rettung befriediget, der uns in sein Herz einladet, der uns gleichsam die Fenster seiner Brust eröffnet, theilt eine Art von Gast: Freiheit auszuüben, die angenehmer ist als jede andere. Man wird immer an der Gesellschaft eines Menschen, der nur gewöhnliche gute Gesinnungen hat, Gefallen finden, wenn er das Herz hat, seine wirklichen Empfindungen, wie er sie fñlet, und weil er sie fñlet, an den Tag zu legen. Diese uneingeschränkte Aufrichtigkeit ist es, die auch das Geschwätz der Kinder angenehm macht. Wie schwach und unvollkommen auch die Einsichten des offenerzigen sind, so machen wir uns doch ein Vergnügen daraus in denselben hineinzugehen, und bemühen uns, so viel wir können, unsern eigenen Verstand zu der Niedrigkeit ihrer Fähigkeiten herabzulassen, und jeden Vorwurf in dem besondern Lichte zu betrachten, worin sie ihn scheinen betrachtet zu haben. Dieses Verlangen die wirklichen Gesinnungen anderer zu entdecken, ist natürlich so stark, daß es oft in die verderbliche und unverschämte Neugierde ausartet, auch denen Geheimnissen unserer Neben Menschen nachzuspüren, die sie sehr rechtmäßige Ursachen zu verbergen haben, und bei man-

chen Gelegenheiten erfordert es die Klugheit, und  
 ein starkes Geißel von der Schicklichkeit, diese Lei-  
 denhaft der menschlichen Natur, so wie alle ande-  
 re, in Schranken zu halten, und sie nicht weiter  
 gehen zu lassen, als jeder unparteiische Zuschauer  
 es billigen kann. Wird sie aber in den gehörigen  
 Schranken gehalten, und geht sie auf nichts, wel-  
 ches man zu verbergen eine günstige Ursache haben  
 kann, so ist es doch auch an der andern Seite gleich-  
 falls sehr unangenehm, wenn man sie nicht befriedigen  
 will. Derjenige der euren unschuldigsten Fragen aus-  
 weicht, der auch auf euren unbeleidigenden Nachfor-  
 schungen keine befriedigende Antwort giebt, der sich  
 offenbar in eine undurchdringliche Dunkelheit ein-  
 hüllt, scheint eine Mauer um sein Herz zu bauen.  
 Wir eilen mit dem hitzigen Verlangen einer un-  
 schädlichen Neugierde hineinzukommen, und auf ein-  
 mahl fühlen wir, daß wir mit der größten und be-  
 leidigendsten Gewalt zurückgestoßen werden. Ist  
 es nun so unangenehm, zu verbergen, so ist der Ver-  
 such zu betrügen, noch weit verderblicher, ob wir  
 gleich wahrscheinlich keinen Schaden davon haben,  
 wenn auch der Betrug gelingen sollte. Wenn wir  
 sehen, daß unser Gesellschafter uns hintergehen will,  
 wenn die Gesinnungen und Neigungen, die er vor-  
 giebt, offenbar die seinigen nicht sind, so können wir,  
 sollten sie auch noch so fein seyn, ganz und gar kei-  
 ne angenehme Unterhaltung darin finden. Und  
 wenn nicht durch alle Bedeckungen, hinter welchen  
 Falschheit und Affectation sich verstecken wollen, sie

und

und da etwas von der menschlichen Natur durch-  
 schiene, so würde eine hölzerne Puppe ein eben so  
 guter Gesellschafter für uns seyn, als der, der uns  
 so spricht als er denkt. Kein Mensch sagt je auch  
 in den unbedeutendsten Gesprächen, eine Lüge, ohne  
 sich es bewußt zu seyn, daß er denen, mit welchen  
 er in Gesellschaft ist, eine Art von Beleidigung zu-  
 füget, ohne innerlich zu erröthen und mit Scham und  
 Verwirrung auch bei dem geheimen Gedanken, daß  
 er werde entdeckt werden, zu erschrecken. Da dem-  
 nach die Uebertretung der Wahrhaftigkeit, allezeit  
 mit einem Grad von gewissen Lastern und Selbst-  
 Verdammung begleitet wird, so war es natürlich,  
 daß die Casuisten sie in Untersuchung zogen.

Die hauptsächlichsten Gegenstände der Werke  
 der Casuisten waren also die gewissenhafte Beobach-  
 tung, die man den Regeln der Gerechtigkeit schul-  
 dig ist, wie weit wir das Leben und das Eigenthum  
 unsers Nächsten heilig halten müssen, die Pflicht  
 der Wiedererstattung, die Gesetze der Keuschheit  
 und Sittsamkeit, deren Vagenteil sie in ihrer Spra-  
 che die Sünden der bösen Lust nannten, die Regeln  
 der Wahrhaftigkeit, und die Verbindlichkeit, der Ei-  
 de, der Zusagen, und der Contracte von aller Art.

Ueberhaupt kann man von den Werken der Ca-  
 suisten sagen, daß sie den vergeblichen Versuch ge-  
 macht, das durch genaue und abgemessene Regeln zu  
 bestimmen, worüber dem Gefühl und der Empfin-  
 dung allein das Urtheil zukommt. Wie ist es mög-  
 lich durch Regeln den Punkt genau fest zu setzen,

wo in einem jeden Fall ein zartes Gefühl von Gerechtig-  
 keit, in eine schwache und eitle Neugierlichkeit des  
 Gewissens auszuarten anfängt? wo Heimlichkeit  
 und Verschwiegenheit muß stehen bleiben, wenn sie  
 nicht Verstellung werden will? wie weit eine ange-  
 nehme Ironie kann getrieben werden, wo sie gerade  
 aufhöret und sich in verhasste Lüge verwandelt? wel-  
 ches die höchste Stufe der Freiheit im Umgange  
 und des unangewungenen Wesens ist, die als anstän-  
 dig und angenehm kann angesehen werden, und wo  
 sie zuerst anfängt, in eine nachlässige und Gedan-  
 kenlose Freiheit auszufließen. Bei allen solchen  
 Fragen würde das, was in dem einen Fall die Probe  
 hielte, kaum auf eine andere eben so anzuwenden  
 seyn, da mit jeder kleinen Veränderung der Situa-  
 tion sich auch in jealüchem Falle das, was die Schick-  
 lichkeit und Glückseligkeit der Aufführung ausmacht,  
 zu verändern pflegt. Casuistische Bücher sind daher  
 überhaupt eben so unnützlich, als sie gemeinlich  
 ermüdend sind. Sie werden den, der sie bei einem  
 Vorfall zu Rathe ziehen will, immer nur wenig  
 Licht geben, gesetzt auch, daß ihre Entscheidungen  
 alle richtig wären, weil, ohngeachtet der Menge  
 von Fällen, die darin gesammelt sind, es wegen der  
 noch weit größern Menge der möglichen Umstände,  
 bloß Glück ist, wenn unter allen Fällen, die da ent-  
 schieden sind, einer sich findet, der dem, über wel-  
 chen man sich Rathe erholen will, genau parallel ist.  
 Dem es wirklich darum zu thun ist, seine Pflicht  
 zu erfüllen, der muß sehr schwach seyn, wenn er  
 sich



sich vorstellte, daß er sie nötig hat. Wenn das aber gleichgültig ist, den wird auch der Stil dieser Schriften wahrscheinlich zu keiner größern Aufmerksamkeit ermuntern. Keine derselben hat die Absicht uns zu dem, was groß und edel ist, zu reizen. Keine derselben gehet dahin, uns zu dem was liebreich, sanft und menschlich ist, zu erweichen. Dagegen zielen viele derselben vielmehr dahin, mit unsern eigenen Gewissen zu chicaniren, und bienen durch ihre eitle Subtilitäten dazu, unzählliche Ausflüchte, und seine Bemäntelungen in Ansehung der wesentlichsten Theile unserer Schuldigkeit einzuführen und in Schwanz zu bringen. Die eitle Genauigkeit und Pünktlichkeit, mit welcher sie solche Gegenstände, die derselben nicht fähig sind, zu bestimmen versuchten, verführte sie fast nothwendig zu diesen gefährlichen Irthümern, und machte zugleich ihre Werke trocken und unangenehm, mit abstracten und Metaphysischen Distinctionen vollgestopft, aber unfähig, in den Herzen irgend eine von den Empfindungen rege zu machen, welche zu erwecken der Hauptnutz der Moralischen Bücher ist.

Die beiden nützlichen Theile der Moral Philosophie sind demnach die Ethik und die Rechts-Wissenschaft. Die Casuistik muß gänzlich verworfen werden, und es ist offenbar, daß die alten Moralisten es weit besser verstanden, da sie bei der Abhandlung eben solcher Gegenstände keine solche pünktliche Genauigkeit affectirten, sondern sich damit begnügten, überhaupt zu zeigen, was das für eine

Em:

Empfindung ist, auf welcher Gerechtigkeit, Sittsamkeit und Wahrhaftigkeit sich gründen, und was die ordentliche Art zu handeln ist, wozu diese Tugenden gewöhnlich uns antreiben.

Verschiedene Weltweise scheinen zwar etwas, das der Lehr-Art der Casuisten ziemlich nahe kommt, versucht zu haben. Etwas von der Art findet sich in den dritten Buche des Cicero von den Pflichten, wo er sich, wie ein Casuist bemühet, in manchen bedenklichen Fällen, in welchen es schwer ist den eigentlichen Punkt zu bestimmen, wo die Schicklichkeit liegt, Regeln des Verhaltens zu erteilen. Aus manchen Stellen in eben diesem Buche erhellet auch, daß verschiedene Weltweise vor ihm schon einen gleichen Versuch gemacht. Man sieht aber zu gleicher Zeit, daß weder er noch sie es darauf angesehen, ein vollständiges System davon zu geben, sondern bloß die Absicht gehabt, zu zeigen, wie sich Vorfälle ereignen können, in welchen es schwer ist auszumachen ob die höchste Schicklichkeit des Verhaltens in der Beobachtung oder in der Uebertretung dessen besteht, was in gewöhnlichen Fällen die Regel der Pflicht ist.

Jedes System von den positiven Gesetzen kann als ein mehr oder weniger unvollkommener Versuch eines Systems der natürlichen Rechts-Gelehrsamkeit, oder einer Sammlung der besondern Regeln der Gerechtigkeit angesehen werden. Da sich keiner von dem andern es je wird gefallen lassen, daß er in Ansehung seiner die Gerechtigkeit hintan

setzt, so befindet sich die Obrigkeit in der Nothwendigkeit, die Ober-Gewalt des Staats zu der Einschärfung dieser Tugend anzuwenden. Ohne dieser Vorsicht würde die bürgerliche Gesellschaft ein Ausstritt von Blutvergießen und Unordnungen werden, weil jeder, der sich für beleidigt hielte, die Selbst-Rache ausüben, und den Beleidiger zur Genugthuung anhalten würde. Um der Verwirrung vorzu kommen, die nicht ausbleiben würde, wenn jeder sich selbst und eigenmächtig Gerechtigkeit verschaffen wollte, bemühet sich die Obrigkeit in allen Regierungen, die ein beträchtliches Ansehen erlangt haben, die Gerechtigkeit zu handhaben, und sie verspricht jede Klage über Unrecht zu hören und ihr abzu-  
 zuhelfen. In allen gut eingerichteten Staaten werden nicht allein Richter verordnet, die Streitigkeiten der Unterthanen zu entscheiden, sondern auch Regeln vorgeschrieben, nach welchen die Urtheile der Richter abgefaßt werden sollen. Und diese Regeln sollen überhaupt mit den Regeln der natürlichen Gerechtigkeit zusammen treffen. Zwar geschieht es nicht allezeit, daß sie damit in jedem Fall übereinstreffen. Zuweilen ist die sogenannte Staats Verfassung, das ist, das Interesse der Regierung; zuweilen das Interesse der besondern Stände im Staat, die die Regierung tyrannisiren, Schuld daran, daß die positiven Gesetze eines Landes von den Vorschriften des natürlichen Rechts abweichen. In einigen Ländern ist die Rohigkeit und Wildheit des Volks hinderlich, daß die natürlichen Empfindungen  
 der

der Gerechtigkeit nicht zu der gemeinen Precision gelangen, welche sie bei gesitteteren Nationen natürlich erreichen. Ihre Gesetze sind, wie ihre Sitten, grob und roh, die feinen Unterschiede werden gar nicht darin bemerkt; In andern Ländern steht die unglückliche Verfassung ihrer Gerichtshöfe im Wege, daß kein regelmähiges System der Rechtsgelehrsamkeit unter ihnen Platz gewinnen kann, obgleich die Sitten des Volks schon so gebessert und verfeinert sind, daß auch die genaueste und abgemessenste bei ihnen statt finden könnte. In keinem Lande treffen die Entscheidungen des positiven Gesetzes in jedem Falle mit den Regeln, die das natürliche Gefühl von Gerechtigkeit vorschreiben würde, genau überein. Wenn also gleich die Systeme des positiven Gesetzes, als Denkmale und Urkunden der Gesinnungen der Menschen in verschiedenen Zeiten und Nationen, das größte Ansehen verdienen, so kann doch keines von ihnen als ein accurates System der Regeln des natürlichen Rechtes angesehen werden.

Man hätte denken sollen, daß die Untersuchungen der Rechts-Gelehrten über die verschiedenen Unvollkommenheiten und Verbesserungen der Gesetze in verschiedenen Ländern, ihnen die nächste Veranlassung würde gegeben haben, nachzuforschen, welches die natürlichen und von allen positiven Einrichtungen unabhängigen Regeln der Gerechtigkeit wären. Man hätte denken sollen, daß diese Untersuchungen sie zu den Versuche würden gebracht haben, ein System von dem was eigentlich natürliche Rechte  
Gelehrte

Gelehrsamkeit heißen muß, oder eine Theorie der allgemeinen Grundsätze, die durch die Gesetze aller Nationen laufen und ihr Grund seyn müssen, auszuführen. Ob nun gleich die Untersuchungen der Rechtsgelehrten etwas von dgr Art hervorgebracht, da keiner über die Gesetze eines besondern Landes geschrieben, der nicht zugleich manche Bemerkungen, die dahin zielen, in seinem Werke eingestreuet, so hat es doch länge gewähret, ehe man ein solches allgemeines System gedacht, und erst seit kurzem hat man angefangen, die Philosophie des Rechts allein und an sich selbst ohne Rücksicht auf die besondern Verordnungen einer Nation abzuhandeln. Bei keinem von den alten Moralisten finden wir einen Versuch, die Regeln der Gerechtigkeit besonders anzuführen und zu sammeln. Cicero in seinem Buche von den Pflichten, und Aristoteles in seiner Sittenlehre handeln von der Gerechtigkeit auf eben die allgemeine Art, nach welcher sie von allen andern Tugenden handeln. In den Büchern des Cicero und des Plato von Gesetzen, wo wir natürlich hätten erwarten sollen, daß sie es wenigstens versuchen würden, von den Regeln der Billigkeit, die durch die positiven Gesetze eines jeden Landes eingeschränket werden müssen, ein Verzeichniß zu machen, finden wir doch nichts davon. Ihre Gesetze sind Gesetze der Willen, nicht der Gerechtigkeit. Grotius scheint der erste gewesen zu seyn, der es versucht der Welt so etwas als ein System der Grundsätze, die durch die Gesetze aller Nationen laufen

laufen und ihr Grund seyn müssen, zu geben: und  
 sein Werk von dem Rechte des Krieges und des  
 Friedens ist vielleicht noch immer das vollständigste,  
 das man bis jetzt über diese Materie hat. Da ich  
 willens bin, in einem andern Buche, die allgemei-  
 nen Grundsätze des Rechts- und der Politik und  
 die verschiedenen Revolutionen, denen sie in den  
 verschiedenen Zeitaltern und Verfassungen der Gesellschaft  
 nicht allein in dem, was der Gerechtigkeit, sondern  
 auch in dem, was die Policey, die Finanzen, und  
 das Militär-Wesen betrifft, unterworfen gewesen,  
 mit einem Worte, alles was ein Gegenstand des  
 Rechts seyn kann, auszuführen, so will ich mich jetzt  
 in keine umständlichere Erzählung der Ge-  
 schichte der Rechtsgelehrsamkeit  
 einlassen.

ENDE

